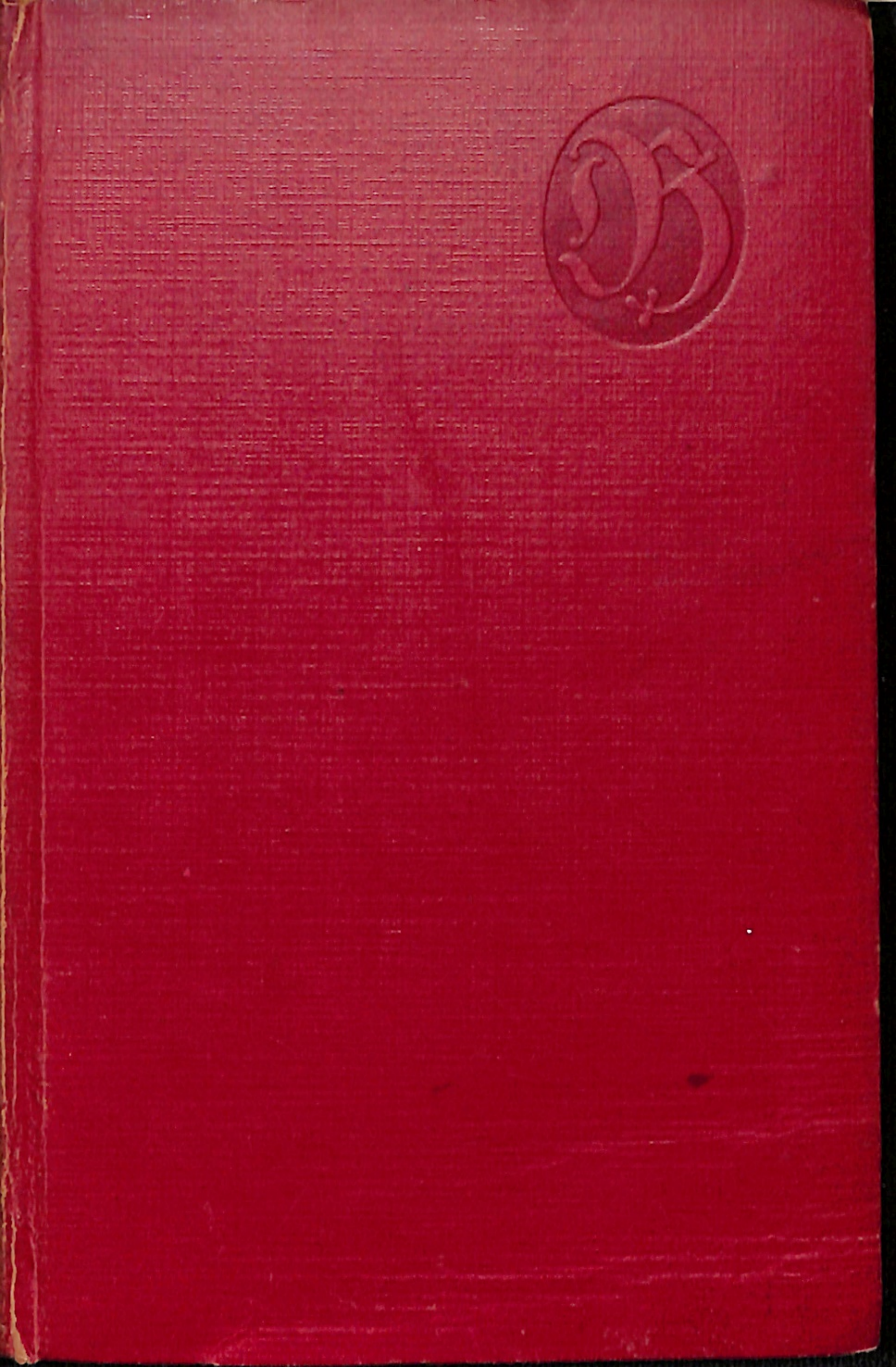
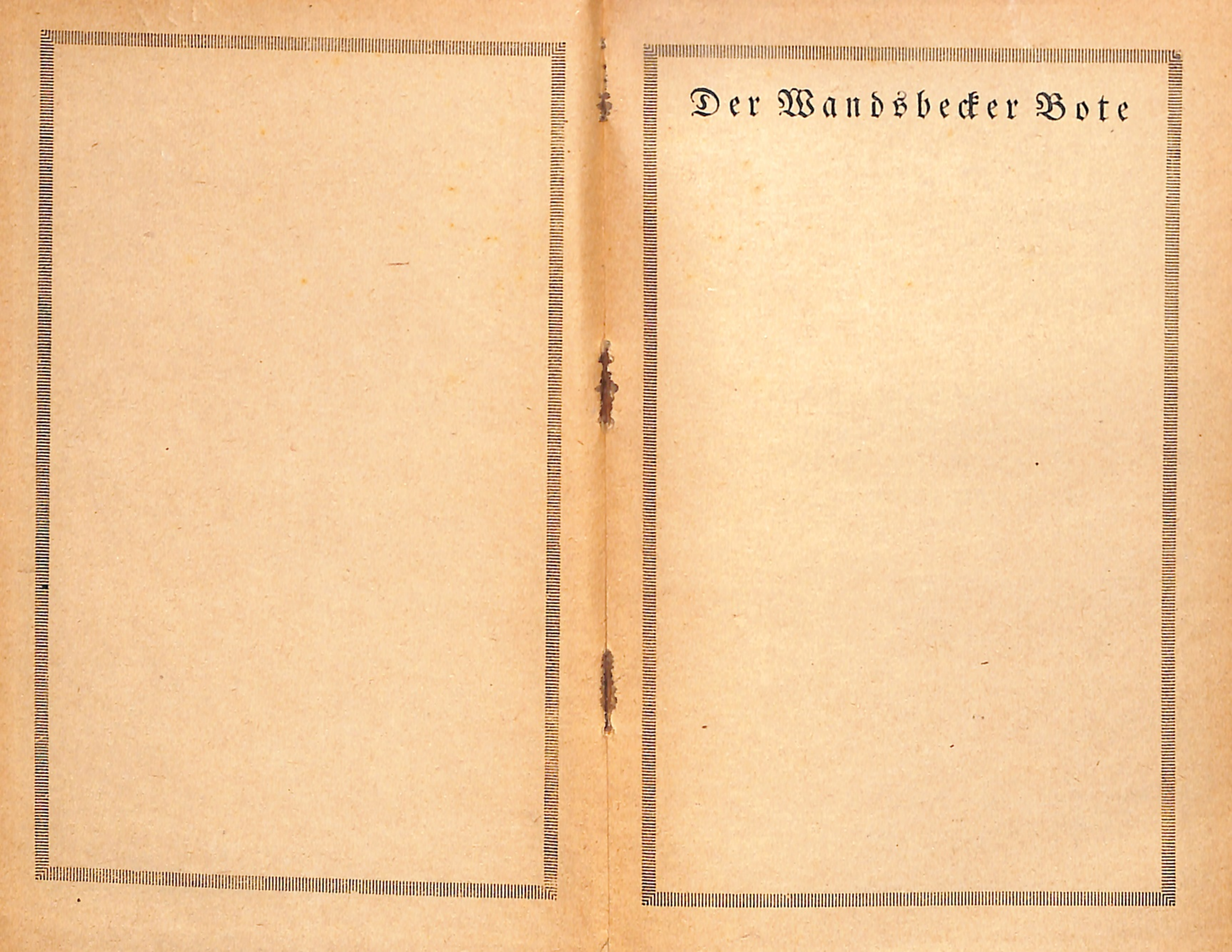



Der Wandsbecker Bote

Ohne Gelehrsamkeit und fast ohne Inhalt, aber für gewisse Silbersaiten des Herzens, die so selten gerührt werden.

Herder

Matthias Claudius
Der Wandsbecker Bote
Die Persönlichkeit im Spiegel ihrer Werke



Deutsche Bibliothek in Berlin

Für die Deutsche Bibliothek herausgegeben
von Felix Groß

Der Mensch und Kulturträger

Vorwort

Die vorliegende Auswahl aus den Schriften des Matthias Claudius will von einem Manne, der überall, mochte er nun als Dichter und Literat, als Denker und Philosoph oder als Gläubiger und Priester auftreten, immer und vor allem reiner Mensch blieb, nur das unter diesem Gesichtspunkte Wertvollste bringen. Wer neben solchem bloß Menschlichen auch Näheres nnd Persönlicheres über den „Wandsbecker Boten" erfahren will, ist auf Wilhelm Herbsts verständnisvolle Lebensschilderung („Matthias Claudius, Der Wandsbecker Bote, Ein deutsches Stilleben", 4. Auflage, Gotha 1878), wer als Literat für ihn sich interessiert, auf die ausgezeichnete zweibändige Originalausgabe der Werke (herausgegeben von Dr. C. Redlich: „Matthias Claudius' sämtliche Werke", 14. Auflage, Gotha 1907) zu verweisen. Meiner kleinen Auswahl wünschte ich nur, daß sie auch neben diesen umfangreicheren Werken dem Dichter keine Schande machen und einer der liebenswürdigsten Gestalten unserer deutschen Literatur neue Freunde gewinnen möge.

Wien, im Februar 1912

Dr. Felix Groß

„Der reinste Mensch, den ich fast gekannt habe." Herder.

Als dem Pastor Claudius in Reinfeld bei Lübeck am 15. August 1740 von seiner jungen zweiten Gattin ein Söhnlein — Matthias — geboren ward, schrieb er ins Taufbuch: „Der Herr gebe Gnade zu dessen Erziehung, damit er kraft solchen Gnadenbundes dereinsten eingehen möge zu seines Herrn Freude um Christi willen. Amen." Der felsenfeste Glaube eines uralten Pastorengeschlechtes war das erste Lebenselement, in dem der kleine Claudius aufwuchs, und seine tiefreligiöse Anlage mußte in solcher Umgebung schon früh unausreißbare Wurzeln schlagen. Das Elternhaus ward, zwar nicht der Schöpfer, aber doch der Anreger und Pfleger des einen wesentlichen und Hauptstückes im Claudiusschen Charakter: der echten Frömmigkeit.

Die in Plön und Jena zugebrachten Schul- und Universitätsjahre vermochten diesem ersten Hauptstücke zunächst kein zweites hinzuzufügen. Obwohl Claudius die gelehrte Bildung seiner Zeit sich aneignete, auf keinem Wissensgebiete ganz fremd blieb und besonders ausgedehnte und lebendige Sprachkenntnisse sich erwarb, hat er doch nie ein eigentliches, inneres Verhältnis zur Wissenschaft gewonnen. Seinem durchaus nur rein menschlichen Wesen lag die vom Leben abgewandte zu fern; nur sein Denken mag sie entscheidend haben bilden helfen, wenn er es auch nie in ihrem Dienste verwendete. Nicht als fertiger Gelehrter, wohl aber als ein werdender Denker, verließ der junge Student Jena.

Erst in Kopenhagen und Hamburg wurde ihm von außen wieder ganz bedeutende Anregung, und Belebung einer dritten, in ihm schlummernden Anlage zuteil. Es war der Verkehr mit Klopstock, Lessing und Herder, der den reifenden Mann zum Dichter machte. Doch auch diesem Einflusse so viel bedeutenderer Geister gegenüber zeigt sich die starke Originalität des späteren „Boten". Auch hier verirrt er sich keinen Augenblick weg von jenem Mittelpunkte seiner ganzen Persönlichkeit, dem einfach und schlicht Menschlichen. Wie die Einwirkungen des Elternhauses ihn nicht

zum Berufe des Theologen zu bestimmen vermocht hatten und die doch etwas trockene und unlebendige Orthodoxie jener Kreise bei ihm in einen lebendigen Laienglauben sich verwandelte, wie er auch aus aller Gelehrsamkeit nur das zog, was im Leben zu fördern vermag, so blieb er endlich selbst inmitten Klopstockschen Bardentumes und Herderschen „Sturmes und Dranges“, die beide bei schwächeren Zeitgenossen so viel Unechtes erzeugten, die bescheidene Wahrhaftigkeit selbst. Zu originell, um „Originalgenie“ zu werden, wurde er auch als Dichter das Beste, was man werden kann, ein echter, reiner Mensch.

Die Sorgen und Kämpfe der ersten Wandsbecker und der Darmstädter Jahre, in welche Zeit die Gründung des „Wandsbecker Boten“ und dessen schnelles Eingehen, Claudius' Verheiratung, die Enttäuschungen im Amte eines hessischen „Ober-Land-Kommissarius“ und schließlich seine Entlassung aus diesem Amte fallen, brachten dann die letzte Reife des Charakters. Mit seiner Rückkehr aus Darmstadt nach Wandsbeck, mit dem endgültigen Entschlusse, nur mehr noch von Übersetzungsarbeiten und der Herausgabe seiner Werke zu leben und so auch äußerlich, von allen bürgerlichen „Berufen“ frei, wirklich nur „Mensch“ zu sein, ist die Entwicklung dieser Persönlichkeit im wesentlichen geschlossen. Wieviel auch die späteren Jahre bis zu dem 1815 erfolgten Tode noch an Verinnerlichung und Klärung hinzufügen mochten, die unverkennbaren Züge im geistigen Bilde des „Boten“ stehen von nun an fest.



Immer wieder habe ich oben die reine Menschlichkeit als den Kern der Persönlichkeit Claudius' hervorgehoben. Diese Menschlichkeit ist aber dieselbe, welche wir als wahre Wurzel und zugleich als letzte und schönste Frucht des wahrhaft Genialen kennen. „Wer was Recht's weiß,“ heißt es in der „Chria, darin ich von meinem akademischen Lebenund Wandel Nachricht gebe“, „Wer was Recht's weiß, muß, muß — säh' ich nur 'nmal einen, ich wollt' 'n schon kennen, malen wollt' ich 'n auch wohl, mit dem hellen, heitern,

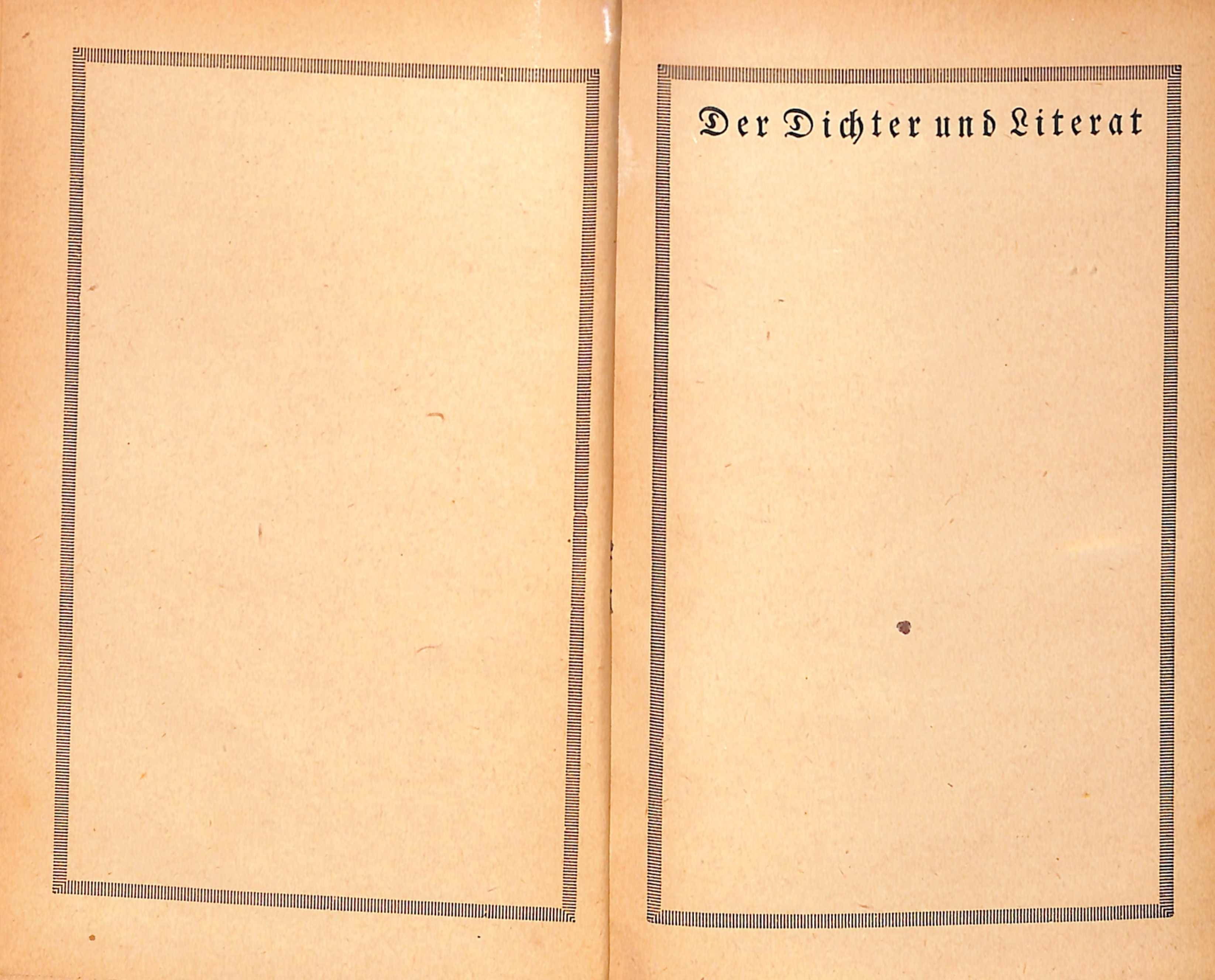
ruhigen Auge, mit dem stillen, großen Bewußtsein usw. Breit muß sich ein solcher nicht machen können, am allerwenigsten andre verachten und fegen. O! Eigendünkel und Stolz ist eine feindselige Leidenschaft; Gras und Blumen können in der Nachbarschaft nicht gedeihen.“ Diesen unverkennbaren Stempel des Mannes, „der was Recht's weiß,“ trug Claudius selbst in hervorragender Weise. In ihm liegt der merkwürdige Zauber und der seltene Wert seiner Persönlichkeit beschlossen. Ohne durch seine geistige Bedeutung den Namen des „Genies“ sich verdient zu haben, erlangte er doch dessen schönste Gabe, die reine Menschlichkeit. Auf ihr beruht auch seine Bedeutung als Kulturträger.

Das Leben des „Boten“ umschließt fast mathematisch genau eine der bedeutendsten Epochen unserer Kulturentwicklung. Er wird geboren im Jahre, da Friedrich der Große seine Regierung antritt, und stirbt im Jahre von Napoleons Sturz. Es ist die Zeit, in der fast alle die Keime sich entwickelten, die heute als stark konsolidierte Mächte unser öffentliches und privates Leben beherrschen, die Zeit der „Aufklärung“, die zuerst in die breitesten Schichten ein den alten „Glauben“ bekämpfendes „Wissen“ trug und damit das eigentliche Problem der Moderne, den allgemeinen Zwiespalt der Weltanschauungen, hervorrief. Diesen Zwiespalt, an dem wir alle leiden und der uns noch zugrunde richten wird, wenn wir ihn nicht endlich beheben können, diesen Zwiespalt endgültig zu heilen lehrte Kant[1]). Aber wie wenigen ist seine Lehre wahrhaft zugänglich, wie wenige vermögen zu einer „endgültigen Heilung“ zu gelangen, die als Mittel den zugleich tiefsten und subtilsten Verstand, den unbestechlichsten Wahrheitsblick und den festesten und sichersten Willen voraussetzt! Die „Kritik der reinen Vernunft“, sagt Kant, „kann niemals populär werden, hat aber auch nicht nötig, es zu sein, weil, so wenig dem Volke die fein gesponnenen Argumente für nützliche Wahrheiten in den Kopf wollen, ebensowenig kommen ihm auch die ebenso subtilen Einwürfe dagegen jemals in den Sinn;“ dagegen besteht aber die Gefahr, es könnten aus den Streitigkeiten

[1]) Vgl. das „Schlußwort“ meines „Kant-Laienbrevier“. (2. Auflage, München, 1912.)

der Philosophen gewisse auch einem gröberen Erkenntnisvermögen zugängliche Lehren, der „Materialism, Fatalism, Atheism" usw. „ins Publikum übergehen", und diese Gefahr ist heute tatsächlich zur Wirklichkeit geworden. Die Gebildeten aller Klassen leiden, bewußt oder unbewußt, unter materialistischen Einflüssen, und da ihnen die von Kant hiegegen dargebotenen Waffen zugleich zu schwer und zu subtil sind, vermögen sie sich nicht zu wehren. Sollte es nun gar kein anderes Heilmittel auch für den Ungelehrten geben? Wie überall, so liegt es auch hier in der reinen, natürlichen Menschlichkeit, von der Talent und Gelehrsamkeit sich entfernen und zu der erst Genie und Weisheit wieder zurückführen. Der Fluch unserer Zeit ist aber jenes „Vorurteil des Unwissenden für die Gelehrsamkeit", auf das schon Kant immer wieder aufmerksam macht, und das uns zu jener unseligen Halbheit führt, in der wir weder wissen, noch glauben können, weil sie uns vom einzig Leben spendenden Urquell unseres Wesens immer weiter entfernt. An diesem Quell stand aber Claudius, und er floß bei ihm reiner und ursprünglicher als bei allen „Talentmännern" und selbst bei vielen sonst Größeren, als er war. Daher die wie verjüngende, heilende und erfrischende Wirkung, die vom Umgange mit ihm ausgeht. Er besaß wirklich den heute so selten gewordenen Mut, ein Nicht-Gelehrter sein zu wollen, obwohl er kein Ungelehrter war und mehr gelernt hatte als mancher „Große Gelehrte". Und merkwürdig! Was diese schlichte, reine Natur fand, dieser echteste „Laie", der weder Theolog noch Barde noch Gelehrter sein wollte, es war — wenigstens wird der wahrhaft Weitherzige, der vom Buchstaben auf den Geist zurückzugehen versteht, es so finden — es war genau das, was auf dem höchsten Gipfel menschlichen Wissens und menschlicher Geisteskraft der große Königsberger gefunden hatte. Wer diese Auswahl, besonders ihren dritten und vierten Teil, liest, wird von der Analogie auf das lebhafteste getroffen werden. Während wir heute fast alle nur mehr Menschen*fragmente* sind, Gelehrte ohne Wissen — „Freisinnige", oder Pfaffen ohne Religion — „Klerikale", Verstandesarbeiter, die nichts mehr zu schauen vermögen, Künstler, die nichts glauben, und Priester, die nichts mehr

wissen wollen, war Claudius das, was Kant wieder aus uns zu machen unternahm, ein *ganzer, harmonischer* Mensch. Er dichtet, denkt und glaubt und ist doch immer und überall derselbe, er ist Künstler, Philosoph und Priester und doch überall voller Mensch. Gerade hierin liegt — so meine ich — seine wahre „Kulturbedeutung". Wer es nicht vermag, mit einem Kant zum höchsten Gipfel der Menschheit sich durchzukämpfen, der kehre mit Claudius wenigstens zu ihrer reinen Quelle zurück. Aus ihr zu schöpfen, in ihr sich frisch und gesund zu baden, ist allen möglich und allen gleich erfreulich, und wer immer ihr einfältigen Herzens naht, dem wird ihr helles und klares Wasser echten Segen bringen.



Der Dichter und Literat

Mein Neujahrslied

Es war erst frühe Dämmerung
Mit leisem Tagverkünden
Und nur noch eben hell genung,
Sich durch den Wald zu finden.

Der Morgenstern stand linker Hand,
Ich aber ging und dachte
Im Eichtal an mein Vaterland,
Dem er ein Neujahr brachte.

Auch dacht' ich weiter: „So und so,
Das Jahr ist nun vergangen,
Und du siehst, noch gesund und froh,
Den schönen Stern dort prangen.

Der ihm dort so zu stehn gebot,
Muß doch gern geben mögen!
Sein Stern, Sein Tal, Sein Morgenrot,
Rund um mich her Sein Segen!

Und bald wird Seine Sonne hier
Zum erstenmal aufgehen! —"
Das Herz im Leibe brannte mir,
Ich mußte stille stehen

Und wankte wie ein Mensch im Traum,
Wenn ihn Gesichte drängen,
Umarmte einen Eichenbaum
Und blieb so an ihm hängen.

Auf einmal hört' ich's wie Gesang,
Und glänzend stieg's hernieder
Und sprach, mit hellem hohen Klang,
Das Waldtal sprach es wieder:

Der alten Barden Vaterland!
Und auch der alten Treue!

Dich, freies unbezwungnes Land!
Weiht Braga hier aufs neue

Zur Ahnentugend wieder ein!
Und Friede deinen Hütten
Und deinem Volke Fröhlichsein
Und alte deutsche Sitten!

Die Männer sollen, jung und alt,
Gut vaterländ'sch und tüchtig
Und bieder sein und kühn und kalt,
Die Weiber keusch und züchtig!

Und deine Fürsten groß und gut!
Und groß und gut die Fürsten!
Die Deutschen lieben und ihr Blut
Nicht saugen, nicht Blut dürsten!

Gut sein! Gut sein! ist viel getan.
Erobern, ist nur wenig;
Der König sei der beſſ're Mann,
Sonst sei der Beſſ're König!

Dein Dichter soll nicht ewig Wein,
Nicht ewig Amorn necken!
Die Barden müssen Männer sein
Und Weise sein, nicht Gecken!

Ihr Kraftgesang soll himmelan
Mit Ungestüm sich reißen! —
Und du, Wandsbecker Leiermann,
Sollst Freund und Vetter heißen!



Rheinweinlied

Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher
Und trinkt ihn fröhlich leer.
In ganz Europia, ihr Herren Zecher!
Ist solch ein Wein nicht mehr.

Er kommt nicht her aus Hungarn noch aus Polen,
Noch wo man Franzmänn'sch spricht;
Da mag Sankt Veit, der Ritter, Wein sich holen,
Wir holen ihn da nicht.

Ihn bringt das Vaterland aus seiner Fülle;
Wie wär' er sonst so gut!
Wie wär' er sonst so edel, wäre stille
Und doch voll Kraft und Mut!

Er wächst nicht überall im Deutschen Reiche;
Und viele Berge, hört,
Sind, wie die weiland Kreter, faule Bäuche
Und nicht der Stelle wert.

Thüringens Berge zum Exempel bringen
Gewächs, sieht aus wie Wein;
Ist's aber nicht. Man kann dabei nicht singen,
Dabei nicht fröhlich sein.

Im Erzgebirge dürft ihr auch nicht suchen,
Wenn ihr Wein finden wollt.
Das bringt nur Silbererz und Koboltkuchen
Und etwas Lausegold.

Der Blocksberg ist der lange Herr Philister,
Er macht nur Wind wie der;
Drum tanzen auch der Kuckuck und sein Küster
Auf ihm die Kreuz und Quer.

Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben;
Gesegnet sei der Rhein!

Da wachsen sie am Ufer hin und geben
Uns diesen Labewein.

So trinkt ihn denn und laßt uns alle Wege
Uns freun und fröhlich sein!
Und wüßten wir, wo jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein.

Der glückliche Bauer

Vivat der Bauer, vivat hoch!
Ihr seht es mir nicht an;
Ich habe nichts und bin wohl doch
Ein großer, reicher Mann.

Früh morgens, wenn der Tau noch fällt,
Geh' ich vergnügt im Sinn
Gleich mit dem Nebel 'naus aufs Feld
Und pflüge durch ihn hin,

Und sehe, wie er wogt und zieht,
Rund um mich nah und fern,
Und sing' dazu mein Morgenlied
Und denk' an Gott den Herrn;

Die Krähen warten schon auf mich
Und folgen mir getreu,
Und alle Vögel regen sich
Und tun den ersten Schrei;

Indessen steigt die Sonn' herauf
Und scheinet hell daher —
Ist so was auch für Geld zu kauf,
Und hat der König mehr?

Und, wenn die junge Saat aufgeht;
Wenn sie nun Ähren schießt;

Wenn so ein Feld in Hocken steht;
Wenn Gras gemähet ist cc.

Oh wer das nicht gesehen hat,
Der hat des nicht Verstand.
Man trifft Gott gleichsam auf der Tat —
Mit Segen in der Hand;

Und sieht's vor Augen: wie er frisch
Die volle Hand ausstreckt,
Und wie er seinen grünen Tisch
Für alle Wesen deckt.

Er deckt ihn freilich, Er allein!
Doch hilft der Mensch und soll
Arbeiten und nicht müßig sein.
Und das bekömmt ihm wohl.

Denn, nach dem Sprichwort, Müßiggang
Ist ein beschwerlich Ding
Und schier des Teufels Ruhebank,
Für vornehm und gering.

Mir macht der Böse keine Not;
Ich dresch' ihn schief und krumm
Und pflüg' und hau' und grab' ihn tot
Und mäh' ihn um und um.

Und wird's mir auch bisweilen schwer;
Mag's doch! Was schadet das?
Ein guter Schlaf stellt alles her,
Und morgen bin ich baß;

Und fange wieder fröhlich an
Für Frau und Kind. Für sie,
So lang ich mich noch rühren kann,
Verdrießt mich keine Müh'.

Ich habe viel, das mein gehört,
Viel Gutes hin und her. —
Du droben! hast es mir beschert;
Beschere mir noch mehr.

Gib, daß mein Sohn dir auch vertrau',
Weil du so gnädig bist;
Lieb ihn und gib ihm eine Frau,
Wie seine Mutter ist.

Abendlied eines Bauersmanns

Das schöne, große Tag-Gestirne
Vollendet seinen Lauf;
Komm, wisch den Schweiß mir von der Stirne,
Lieb Weib, und dann tisch auf!

Kannst hier nur auf der Erde decken,
Hier unterm Apfelbaum;
Da pflegt es abends gut zu schmecken
Und ist am besten Raum.

Und rufe flugs die kleinen Gäste,
Denn hör, mich hungert's sehr;
Bring auch den kleinsten aus dem Neste,
Wenn er nicht schläft, mit her.

Dem König bringt man viel zu Tische;
Er, wie die Rede geht,
Hat alle Tage Fleisch und Fische
Und Panzen und Pastet;

Und ist ein eigner Mann erlesen,
Von andrer Arbeit frei,
Der ordert ihm sein Tafelwesen
Und präsidiert dabei.

Gott laß ihm alles wohl gedeihen!
Er hat auch viel zu tun
Und muß sich Tag und Nacht kasteien,
Daß wir in Frieden ruhn.

Und haben wir nicht Herrenfutter,
So haben wir doch Brot,
Und schöne frische reine Butter
Und Milch, was denn für Not?

Das ist genug für Bauersleute,
Wir danken Gott dafür
Und halten offne Tafel heute
Vor allen Sternen hier.

Es präsidiert bei unserm Mahle
Der Mond, so silberrein!
Und kuckt von oben in die Schale
Und tut den Segen h'nein.

Nun, Kinder, esset, eßt mit Freuden,
Und Gott gesegn' es euch!
Sieh, Mond! ich bin wohl zu beneiden,
Bin glücklich und bin reich!

Der Bauer, nach geendigtem Prozeß

Gottlob, daß ich ein Bauer bin
Und nicht ein Advokat,
Der alle Tage seinen Sinn
Auf Zank und Streiten hat.

Und wenn er noch so ehrlich ist,
Wie sie nicht alle sind,
Fahr' ich doch lieber meinen M...
In Regen und in Wind.

Denn davon wächst die Saat herfür
Ohn' Hilfe des Gerichts;
Aus nichts wird etwas dann bei mir,
Bei ihm aus etwas nichts.

Gottlob, daß ich ein Bauer bin
Und nicht ein Advokat!
Und fahr' ich wieder zu ihm hin,
So breche mir das Rad!

Serenata,
im Walde zu singen.

Solo

Wenn hier nur kahler Boden wär',
Wo itzt die Bäume stehn,
Das wäre doch, bei meiner Ehr'!
Ihr Herrn, nicht halb so schön.

Denn wäre um uns her kein Baum
Und über uns kein Zweig,
Denn wäre hier ein kahler Raum,
Und ich marschierte gleich.

So bin ich wie ein Fisch im Meer
Und bleibe gerne hier.
Vivant die Bäume um uns her!
Der Zweig hier über mir!

a due voci

Und zählen kann ein Mensch sie nicht,
Sind ihrer gar zu viel;
Und jeder macht es grün und dicht,
Und jeder macht es kühl.

a tre voci

Und jeder steht so stolz und kühn
Und streckt sich hoch hinan,
Dünkt sich, die Stelle sei für ihn,
Und tut sehr wohl daran.

Recitativo

Es pflegen wohl die reichen Leut'
Auch Wald zu machen gern;

Fugato

Da pflanzen denn die Läng' und Breit'
Die klug- und weisen Herrn

In eine lange Reihe hin
Gar künstlich Baum und Strauch
Und meinen denn in ihrem Sinn,
Sie hätten's wirklich auch.

Recitativo

Noch kömmt ihr Gärtner lobesan,
Den sie zu han geruhn,
Und schneidet mit der Schere dran,
Wie Schneidermeister tun.

Tutti

Jedoch ihr Wald ist Schneiderscherz,
Trägt nur der Schere Spur
Und nicht das große, volle Herz
Von Mutterlieb Natur!

Tuttissimi

Und nicht das große, volle Herz
Von Mutterlieb Natur!
Ist purer, puter Schneiderscherz,
Trägt nur der Schere Spur!

Choral

Hoch sitzt im Sofa der Baron,
Der Schweizer an der Tür,
Die Fürsten sitzen auf dem Thron,
Und wir, wir sitzen hier

Auf bloßer Erde, feucht und kalt!
Und wir, wir sitzen hier
Und freun uns über diesen Wald
Und danken Gott dafür.

Ein Lied
hinterm Ofen zu singen.

Der Winter ist ein rechter Mann,
Kernfest und auf die Dauer;
Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an
Und scheut nicht Süß noch Sauer.

War je ein Mann gesund, ist er's;
Er krankt und kränkelt nimmer,
Weiß nichts von Nachtschweiß noch Vapeurs
Und schläft im kalten Zimmer.

Er zieht sein Hemd im Freien an
Und läßt's vorher nicht wärmen
Und spottet über Fluß im Zahn
Und Kolik in Gedärmen.

Aus Blumen und aus Vogelsang
Weiß er sich nichts zu machen,
Haßt warmen Drang und warmen Klang
Und alle warmen Sachen.

Doch wenn die Füchse bellen sehr,
Wenn 's Holz im Ofen knittert,

Und um den Ofen Knecht und Herr
Die Hände reibt und zittert;

Wenn Stein und Bein vor Frost zerbricht,
Und Teich' und Seen krachen;
Das klingt ihm gut, das haßt er nicht,
Denn will er tot sich lachen. —

Sein Schloß von Eis liegt ganz hinaus
Beim Nordpol an dem Strande;
Doch hat er auch ein Sommerhaus
Im lieben Schweizerlande.

Da ist er denn bald dort bald hier,
Gut Regiment zu führen.
Und wenn er durchzieht, stehen wir
Und sehn ihn an und frieren.

Ein Lied vom Reifen
d. d. den 7. Dez. 1780. Wandsbeck.

Sirach Cap. 43. v. 21. Er schüttet den Reifen auf die Erde wie Salz.

Seht meine lieben Bäume an,
Wie sie so herrlich stehn,
Auf allen Zweigen angetan
Mit Reifen wunderschön!

Von unten an bis oben 'naus
Auf allen Zweigelein
Hängt's weiß und zierlich, zart und kraus,
Und kann nicht schöner sein;

Und alle Bäume rund umher,
All' alle weit und breit
Stehn da, geschmückt mit gleicher Ehr',
In gleicher Herrlichkeit.

Und sie beäugeln und besehn
Kann jeder Bauersmann,
Kann hin und her darunter gehn
Und freuen sich daran.

Auch holt er Weib und Kinderlein
Vom kleinen Feuerherd,
Und marsch mit in den Wald hinein!
Und das ist wohl was wert.

Einfältiger Naturgenuß
Ohn' Alfanz drum und dran
Ist lieblich, wie ein Liebeskuß
Von einem frommen Mann.

Ihr Städter habt viel schönes Ding,
Viel Schönes überall,
Kredit und Geld und golden Ring
Und Bank und Börsensaal;

Doch Erle, Eiche, Weid' und Ficht'
Im Reifen nah und fern —
So gut wird's euch nun einmal nicht,
Ihr lieben reichen Herr'n!

Das hat Natur, nach ihrer Art
Gar eignen Gang zu gehn,
Uns Bauersleuten aufgespart,
Die anders nichts verstehn.

Viel schön, viel schön ist unser Wald!
Dort Nebel überall,
Hier eine weiße Baumgestalt
Im vollen Sonnenstrahl

Lichthell, still, edel, rein und frei
Und über alles fein! —
O aller Menschen Seele sei
So lichthell und so rein!

Wir sehn das an und denken noch
Einfältiglich dabei:
Woher der Reif, und wie er doch
Zustande kommen sei?

Denn gestern abend Zweiglein rein!
Kein Reifen in der Tat! —
Muß einer doch gewesen sein,
Der ihn gestreuet hat.

Ein Engel Gottes geht bei Nacht,
Streut heimlich hier und dort;
Und wenn der Bauersmann erwacht,
Ist er schon wieder fort.

Du Engel, der so gütig ist,
Wir sagen Dank und Preis.
O mach uns doch zum heil'gen Christ
Die Bäume wieder weiß!

Im Junius

Aber die Lenzgestalt der Natur ist doch wunderschön; wenn der Dornstrauch blüht und die Erde mit Gras und Blumen pranget! So'n heller Dezembertag ist auch wohl schön und dankenswert, wenn Berg und Tal in Schnee gekleidet sind, und uns Boten in der Morgenstunde der Bart bereift; aber die Lenzgestalt der Natur ist doch wunderschön! Und der Wald hat Blätter, und der Vogel singt, und die Saat schießt Ähren, und dort hängt die Wolke mit dem Bogen vom Himmel, und der fruchtbare Regen rauscht herab —

Wach auf, mein Herz, und singe
Dem Schöpfer aller Dinge usw.,

's ist, als ob Er vorüber wandle, und die Natur habe Sein Kommen von ferne gefühlt und stehe bescheiden am Weg' in ihrem Feierkleid und frohlocke!

Die Sternseherin Lise

Ich sehe oft um Mitternacht,
Wenn ich mein Werk getan
Und niemand mehr im Hause wacht,
Die Stern' am Himmel an.

Sie gehn da, hin und her zerstreut
Als Lämmer auf der Flur;
In Rudeln auch und aufgereiht
Wie Perlen an der Schnur;

Und funkeln alle weit und breit
Und funkeln rein und schön;
Ich seh' die große Herrlichkeit,
Und kann mich satt nicht sehn...

Dann saget, unterm Himmelszelt,
Mein Herz mir in der Brust:
„Es gibt 'was Bessers in der Welt
Als all ihr Schmerz und Lust."

Ich werf' mich auf mein Lager hin
Und liege lange wach
Und suche es in meinem Sinn
Und sehne mich darnach.

Ein Brief an den Mond

Stille glänzende Freundin!

Ich habe Sie lange heimlich geliebt; als ich noch Knabe war, pflegt' ich schon in den Wald zu laufen und halbverstohlen hinter 'n Bäumen nach Ihnen umzublicken, wenn Sie mit bloßer Brust oder im Negligé einer zerrissenen Nachtwolke vorübergingen. Einst abends fragte ich, was Sie immer so unruhig am Himmel wären, und warum Sie nicht bei uns blieben. „Sie hatte, ach!"

hub meine Mutter an und setzte mich freundlich auf ihren Schoß, „sie hatte einen kleinen lieben Knaben, der hieß Endymion, den hat sie verloren und sucht ihn nun allenthalben und kann den Knaben nicht wiederfinden" — und mir trat eine Träne ins Auge. O, Madam! mir ist seitdem oft eine ins Auge getreten. — —

Sie scheinen ein weiches schwermütiges Herz zu haben. Der Himmel über Ihnen ist Tag und Nacht voll Jubel und Freudengeschrei, daß seine Schwellen davon erbeben, aber ich habe Sie nie in der fröhlichen Gesellschaft des Himmels gesehn. Sie gehen immer allein und traurig um unsre Erde herum, wie ein Mädchen um das Begräbnis ihres Geliebten, als wenn das Rauschen von erstickten Seufzern des Elendes und der Laut vom Händeringen und das Geräusch der Verwesung Ihnen süßer wären als der Päan des Orions und das hohe Allegro von der Harfe des Siebengestirns. Sanftes sympathetisches Mädchen! Erlauben Sie, daß ich meinen Gramschleier einen Augenblick vom Gesicht tue, Ihre Hand zu küssen; erlauben Sie, daß ich Sie zur Vertrauten meiner wehmütigen Kummerempfindung und melancholischen Schwärmereien mache und in Ihren keuschen Schoß weine. Und Jupiter breite ein dünnes Rosengewölk über die Szene! der Leser aber denke sich dies Gemälde, von etlichen Liebesgöttern gehalten, als ein Cul de Lampe unter dem Vorbericht dieses sonderbaren Briefwechsels.

Abendlied

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille
Und in der Dämmrung Hülle
So traulich und so hold!

Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.

Seht ihr den Mond dort stehen? —
Er ist nur halb zu sehen
Und ist doch rund und schön!
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.

Wir stolze Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder
Und wissen gar nicht viel;
Wir spinnen Luftgespinste
Und suchen viele Künste
Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott, laß uns dein Heil schauen,
Auf nichts Vergänglichs trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß uns einfältig werden
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich sein!

Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und, wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du unser Herr und unser Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon uns, Gott! mit Strafen
Und laß uns ruhig schlafen!
Und unsern kranken Nachbar auch!

Der Tod und das Mädchen

Das Mädchen. Vorüber! Ach, vorüber!
Geh', wilder Knochenmann!
Ich bin noch jung, geh', Lieber!
Und rühre mich nicht an.

Der Tod. Gib deine Hand, du schön und zart Gebild!
Bin Freund und komme nicht, zu strafen.
Sei gutes Muts! ich bin nicht wild,
Sollst sanft in meinen Armen schlafen!

Ein Lied für Schwindsüchtige

Weh mir! Es sitzt mir in der Brust
Und drückt und nagt mich sehr;
Mein Leben ist mir keine Lust
Und keine Freude mehr.

Ich bin mir selber nicht mehr gleich,
Bin recht ein Bild der Not,
Bin Haut und Knochen, blaß und bleich
Und huste mich fast tot.

Die Luft, drein herrlich von Natur
Gott seinen Segen senkt
Und daraus alle Kreatur
Mit Heil und Leben tränkt,

Die ist für mich nicht frei, nicht Heil.
Mein Atem geht schwer ein;
Ich muß um mein bescheiden Teil
Mich martern und kastein.

Und doch labt's und erquickt's mich nicht,
Macht's mir nicht frischen Sinn;

Die Blume, die der Wurm zersticht,
Welkt jämmerlich dahin!

Auch Schlaf, der alle glücklich macht,
Will nicht mein Freund mehr sein
Und lässet mich die ganze Nacht
Mit meiner Not allein.

Die Ärzte tun zwar ihre Pflicht
Und pfuschern drum und dran;
Allein sie haben leider nicht
Das, was mir helfen kann.

Mein' Hilf' allein bleibt Sarg und Grab.
O sängen an der Tür
Sie schon und senkten mich hinab!
Wie leicht und wohl wär's mir!

O sängen doch an meiner Tür
Sie laut: „Ich hab' mein Sach' usw."
Und trügen mich und folgten mir
In langer Reihe nach

Rund um die Kirch' ans Grab heran
Und senkten mich hinein! —
Ich läg' und hätte Ruhe dann
Und fühlte keine Pein.

Doch ich will leiden, bis Gott ruft,
Gern leiden bis ans Ziel.
Nur deinen Trost! und etwas Luft!
Du hast der Luft so viel.

Der Mensch

Empfangen und genähret
Vom Weibe wunderbar,
Kömmt er und sieht und höret
Und nimmt des Trugs nicht wahr;

Gelüstet und begehret
Und bringt sein Tränlein dar;
Verachtet und verehret;
Hat Freude und Gefahr;
Glaubt, zweifelt, wähnt und lehret,
Hält nichts und alles wahr;
Erbauet und zerstöret
Und quält sich immerdar;
Schläft, wachet, wächst und zehret;
Trägt braun und graues Haar usw.
Und alles dieses währet,
Wenn's hoch kommt, achtzig Jahr.
Dann legt er sich zu seinen Vätern nieder,
Und er kömmt nimmer wieder.

Täglich zu singen

Ich danke Gott und freue mich
Wie 's Kind zur Weihnachtgabe,
Daß ich bin, bin! Und daß ich dich,
Schön menschlich Antlitz! habe;

Daß ich die Sonne, Berg und Meer
Und Laub und Gras kann sehen
Und abends unterm Sternenheer
Und lieben Monde gehen;

Und daß mir denn zu Mute ist,
Als wenn wir Kinder kamen
Und sahen, was der heil'ge Christ
Bescheret hatte, Amen!

Ich danke Gott mit Saitenspiel,
Daß ich kein König worden;
Ich wär' geschmeichelt worden viel
Und wär' vielleicht verdorben.

Auch bet' ich ihn von Herzen an,
Daß ich auf dieser Erde
Nicht bin ein großer reicher Mann
Und auch wohl keiner werde.

Denn Ehr' und Reichtum treibt und bläht,
Hat mancherlei Gefahren,
Und vielen hat's das Herz verdreht,
Die weiland wacker waren.

Und all das Geld und all das Gut
Gewährt zwar viele Sachen;
Gesundheit, Schlaf und guten Mut
Kann's aber doch nicht machen.

Und die sind doch, bei Ja und Nein!
Ein rechter Lohn und Segen!
Drum will ich mich nicht groß kastei'n
Des vielen Geldes wegen.

Gott gebe mir nur jeden Tag,
So viel ich darf, zum Leben.
Er gibt's dem Sperling auf dem Dach;
Wie sollt' er's mir nicht geben!



Phidile

Ich war erst sechzehn Sommer alt,
Unschuldig und nichts weiter
Und kannte nichts als unsern Wald,
Als Blumen, Gras und Kräuter.

Da kam ein fremder Jüngling her;
Ich hatt' ihn nicht verschrieben
Und wußte nicht, wohin noch her;
Der kam und sprach von Lieben.

Er hatte schönes, langes Haar
Um seinen Nacken wehen;
Und einen Nacken, als der war,
Hab' ich noch nie gesehen.

Sein Auge, himmelblau und klar!
Schien freundlich was zu flehen;
So blau und freundlich, als das war,
Hab' ich noch keins gesehen.

Und sein Gesicht wie Milch und Blut!
Ich hab's nie so gesehen;
Auch was er sagte, war sehr gut,
Nur konnt' ich's nicht verstehen.

Er ging mir allenthalben nach
Und drückte mir die Hände
Und sagte immer o und ach
Und küßte sie behende.

Ich sah ihn einmal freundlich an
Und fragte, was er meinte;
Da fiel der junge, schöne Mann
Mir um den Hals und weinte.

Das hatte niemand noch getan;
Doch war's mir nicht zuwider,

Und meine beiden Augen sahn
In meinen Busen nieder.

Ich sagt' ihm nicht ein einzig Wort,
Als ob ich's übel nähme,
Kein einzigs, und — er flohe fort;
Wenn er doch wieder käme!

Als Daphne krank war

Endymion. Fremder Mann! Weißt du keine Grabstätte für mich?

Der Fremde: Jüngling, deine Seele liebt!
Sanfter Jüngling! Aber sei nicht betrübt!
Sieh! der Frühling kommt nun wieder,
Und die Nachtigall
Und die Blumen kommen wieder
Und der Widerhall,
Und wir singen Frühlingslieder,
Und denn fallen in den Schall
Tausend weiße Blüten nieder.
Jüngling! Sieh, der Frühling kommt nun wieder
Und die Nachtigall.

Endymion. Fremder Mann! Weißt du keine Grabstätte für mich?

An den Brunnen

Fern aus einer kleinen Hütte
Komm' ich her zu dir. Ich hör', du machst gesund.
Lieber Brunnen, schön und rund,
Bitte dich aus Herzensgrund,
O du lieber Brunnen! Bitte, bitte!
Mache mir mein Liebchen doch gesund!

Phidile,

als sie nach der Kopulation allein in ihr Kämmerlein gegangen war.

Ach, Gottes Segen über dir!
Weil du ihn mir gegeben,
Du schwarzer Mann! Mein Herz schlug mir
Nie so in meinem Leben.

Und meinem Wilhelm schlug es auch! —
Als ihn der Pfarrer fragte,
Und das nach hergebrachtem Brauch
Von Glück und Unglück sagte;

Da sah er her mit Ungestüm,
Als wollt' er mich umfangen;
Die hellen Tränen liefen ihm
Wohl über seine Wangen. —

Ja, Wilhelm, ich bin auch bereit,
Ich will dich nicht verlassen!
Von nun an bis in Ewigkeit,
Will ich dich nicht verlassen.

Will immer um und bei dir sein,
Will Not und Tod nicht scheuen:
Mein trauter Wilhelm! du allein
Kannst meine Seel' erfreuen,

Und sollst allein! drauf ruf' ich Gott
Zum Zeugen hier hernieder.
Und nimmt mich oder dich der Tod,
So finden wir uns wieder!



Frau Rebekka

Wo war ich doch vor dreißig Jahr,
Als deine Mutter dich gebar?
Wär' ich doch dagewesen! —
Gelauert hätt' ich an der Tür
Auf dein Geschrei und für und für
Gebetet und gelesen.

Und kam 's Geschrei — nun marsch hinein:
„Du kleines, liebes Mägdelein,
Mein Reis'gefährt', willkommen!"
Und hätte dich denn weich und warm
Zum erstenmal in meinen Arm
Mit Leib und Seel' genommen.

Und hätte dich denn weich und warm
Mit Leib und Seel' in meinen Arm
Zum erstenmal genommen...
„Du frommes, liebes Mägdelein,
Ich hab' dich sonst noch nicht gesehn,
Willkommen, bis willkommen! —

Wie bist du, lieber Reis'gefährt',
In deinen Windeln mir so wert!
O werde nicht geringer!
Du, Mutter, lehr das Mägdlein wohl!
Und wenn ich wieder kommen soll,
So pfeif nur auf dem Finger."

Anselmuccio

Ist gar ein holder Knabe, er!
Als ob er 's Bild der Liebe wär.
Sieht freundlich aus und weiß und rot,
Hat große Lust an Butterbrot,

Hat blaue Augen, gelbes Haar
Und Schelm im Nacken immerdar,
Hat Arm' und Beine, rund und voll!
Und alles, wie man's haben soll.
Nur eines fehlt dir, lieber Knabe!
Eins nur: daß ich dich noch nicht habe.

Als er sein Weib und 's Kind an ihrer Brust schlafend fand

Das heiß' ich rechte Augenweide,
's Herz weidet sich zugleich.
Der alles segnet, segn' euch beide!
Euch liebes Schlafgesindel, euch!

Die Mutter bei der Wiege

Schlaf, süßer Knabe, süß und mild!
Du deines Vaters Ebenbild!
Das bist du; zwar dein Vater spricht,
Du habest seine Nase nicht.

Nur eben itzo war er hier
Und sah dir ins Gesicht
Und sprach: Viel hat er zwar von mir,
Doch meine Nase nicht.

Mich dünkt es selbst, sie ist zu klein,
Doch muß es seine Nase sein;
Denn wenn's nicht seine Nase wär',
Wo hätt'st du denn die Nase her?

Schlaf, Knabe, was dein Vater spricht,
Spricht er wohl nur im Scherz;
Hab' immer seine Nase nicht
Und habe nur sein Herz!

Ein Wiegenlied bei Mondschein zu singen

So schlafe nun, du Kleine!
Was weinest du?
Sanft ist im Mondenscheine
Und süß die Ruh'.

Auch kommt der Schlaf geschwinder
Und sonder Müh';
Der Mond freut sich der Kinder
Und liebet sie.

Er liebt zwar auch die Knaben,
Doch Mädchen mehr,
Gießt freundlich schöne Gaben
Von oben her

Auf sie aus, wenn sie saugen,
Recht wunderbar;
Schenkt ihnen blaue Augen
Und blondes Haar.

Alt ist er wie ein Rabe,
Sieht manches Land;
Mein Vater hat als Knabe
Ihn schon gekannt.

Und bald nach ihren Wochen
Hat Mutter 'mal
Mit ihm von mir gesprochen:
Sie saß im Tal.

In einer Abendstunde,
Den Busen bloß,
Ich lag mit offnem Munde
In ihrem Schoß.

Sie sah mich an, für Freude
Ein Tränchen lief,
Der Mond beschien uns beide,
Ich lag und schlief;

Da sprach sie: „Mond, o! scheine,
Ich hab' sie lieb,
Schein' Glück für meine Kleine!"
Ihr Auge blieb

Noch lang am Monde kleben
Und flehte mehr.
Der Mond fing an zu beben,
Als hörte er.

Und denkt nun immer wieder
An diesen Blick,
Und scheint von hoch hernieder
Mir lauter Glück.

Er schien mir unterm Kranze
Ins Brautgesicht
Und bei dem Ehrentanze;
Du warst noch nicht.

Das Kind, als der Storch ein neues bringen sollte; für sich allein

Der Storch bringt nun ein Brüderlein —
Er kommt damit ins Fenster herein
Und beißt Mama ein Loch ins Bein,
Das ist so seine Art. — — —

Mama liegt wohl und fürchtet sich...
O lieber Storch, ich bitte dich,
Beiß doch Mama nicht hart. —
— — — — — — —

He, he, da kommt Papa herein,
Nun wird er wohl gekommen sein! — —
Aber du weinest ja!
Hat er dich auch gebissen, Papa?

Motetto,

als der erste Zahn durch war.

Viktoria! Viktoria!
Der kleine weiße Zahn ist da.
Du, Mutter! komm, und groß und klein
Im Hause! kommt und guckt hinein
Und seht den hellen, weißen Schein.

Der Zahn soll Alexander heißen.
Du liebes Kind! Gott halt' ihn dir gesund
Und geb' dir Zähne mehr in deinen kleinen Mund
Und immer was dafür zu beißen!

Ein Lied in die Haushaltung

Zu singen, wenn ein Wechselzahn soll ausgezogen werden.

Die Mutter

Wir ziehn nun unsern Zahn heraus,
Sonst tut der Schelm uns Schaden.
Und sei nicht bange, kleine Maus!
Gleich hängt er hier am Faden.

Die Schwester und Brüder und der Vater, Coro

Der Zahn, der Zahn, der muß heraus,
Sonst tut der Schelm nur Schaden.

Die Mutter

Ei seht, sie macht die Nase kraus
Und fürchtet meinen Faden.
Hilft nicht; der Zahn, der muß heraus,
Und denn kriegt Gustchen Fladen.

Coro

Der Zahn, der Zahn, der muß heraus,
Und denn kriegt Gustchen Fladen.

Die Mutter

So recht, so recht, du liebe Maus!
Nun ist er fest, der Faden.
Und — nun ist auch der Zahn heraus
Und soll dir nicht mehr schaden.

Coro

Der Zahn, der Zahn, der ist heraus;
Da hängt er an dem Faden!

Frau Rebekka mit den Kindern, an einem Maimorgen

Kommt, Kinder, wischt die Augen aus,
Es gibt hier was zu sehen;
Und ruft den Vater auch heraus...
Die Sonne will aufgehen! —

Wie ist sie doch in ihrem Lauf
So unverzagt und munter!
Geht alle Morgen richtig auf
Und alle Abend unter!

Geht immer und scheint weit und breit
In Schweden und in Schwaben,
Dann kalt, dann warm, zu seiner Zeit,
Wie wir es nötig haben.

Von ohngefähr kann das nicht sein,
Das könnt ihr wohl gedenken;
Der Wagen da geht nicht allein,
Ihr müßt ihn ziehn und lenken.

So hat die Sonne nicht Verstand,
Weiß nicht, was sich gebühret;
Drum muß wer sein, der an der Hand
Als wie ein Lamm sie führet.

Und der hat Gutes nur im Sinn,
Das kann man bald verstehen:
Er schüttet seine Wohltat hin
Und lässet sich nicht sehen;

Und hilft und segnet für und für,
Gibt jedem seine Freude,
Gibt uns den Garten vor der Tür,
Und unsrer Kuh die Weide;

Und hält euch Morgenbrot bereit
Und läßt euch Blumen pflücken
Und stehet, wenn und wo ihr seid,
Euch heimlich hinterm Rücken,

Sieht alles, was ihr tut und denkt,
Hält euch in seiner Pflege,
Weiß, was euch freut und was euch kränkt,
Und liebt euch alle Wege.

Das Sternenheer hoch in der Höh',
Die Sonne, die dort glänzet,
Das Morgenrot, der Silbersee,
Mit Busch und Wald umkränzet,

Dies Veilchen, dieser Blütenbaum,
Der seine Arm' ausstrecket,
Sind, Kinder! „seines Kleides Saum",
Das ihn vor uns bedecket;

Ein „Herold", der uns weit und breit
Von ihm erzähl' und lehre;
Der „Spiegel seiner Herrlichkeit";
Der „Tempel seiner Ehre",

Ein mannigfaltig groß Gebäu,
Durch Meisterhand vereinet,
Wo seine Lieb' und seine Treu'
Uns durch die Fenster scheinet.

Er selbst wohnt unerkannt darin
Und ist schwer zu ergründen.
Seid fromm und sucht von Herzen ihn,
Ob ihr ihn möchtet finden.

Christiane

Es stand ein Sternlein am Himmel,
Ein Sternlein guter Art;
Das tät so lieblich scheinen,
So lieblich und so zart!

Ich wußte seine Stelle
Am Himmel, wo es stand;
Trat abends vor die Schwelle
Und suchte, bis ich's fand;

Und blieb denn lange stehen,
Hatt' große Freud' in mir:
Das Sternlein anzusehen;
Und dankte Gott dafür.

Das Sternlein ist verschwunden;
Ich suche hin und her,
Wo ich es sonst gefunden,
Und find' es nun nicht mehr.

Der Tod

Ach, es ist so dunkel in des Todes Kammer,
Tönt so traurig, wenn er sich bewegt
Und nun aufhebt seinen schweren Hammer
Und die Stunde schlägt.

Die Liebe

Die Liebe hemmet nichts; sie kennt nicht Tür noch Riegel
Und dringt durch alles sich;
Sie ist ohn' Anbeginn, schlug ewig ihre Flügel
Und schlägt sie ewiglich.

An —, als ihm die — starb

Der Sämann sät den Samen,
Die Erd' empfängt ihn, und über ein kleines
Keimet die Blume herauf —

Du liebtest sie. Was auch dies Leben
Sonst für Gewinn hat, war klein dir geachtet,
Und sie entschlummerte dir!

Was weinest du neben dem Grabe
Und hebst die Hände zur Wolke des Todes
Und der Verwesung empor?

Wie Gras auf dem Felde sind Menschen
Dahin, wie Blätter! Nur wenige Tage
Gehn wir verkleidet einher!

Der Adler besuchet die Erde,
Doch säumt nicht, schüttelt vom Flügel den Staub und
Kehrt zur Sonne zurück!

Bei dem Grabe meines Vaters

Friede sei um diesen Grabstein her!
Sanfter Friede Gottes! Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr;

Träufte mir von Segen, dieser Mann,
Wie ein milder Stern aus bessern Welten!
Und ich kann's ihm nicht vergelten,
Was er mir getan.

Er entschlief; sie gruben ihn hier ein.
Leiser, süßer Trost, von Gott gegeben,
Und ein Ahnen von dem ew'gen Leben
Düft' um sein Gebein!

Bis ihn Jesus Christus, groß und hehr!
Freundlich wird erwecken — ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr.

An Frau Rebekka; bei der silbernen Hochzeit

Ich habe dich geliebet, und ich will dich lieben,
Solang' du goldner Engel bist;
In diesem wüsten Lande hier und drüben
Im Lande, wo es besser ist.

Ich will nicht von dir sagen, will nicht von dir singen;
Was soll uns Loblied und Gedicht?
Doch muß ich heut der Wahrheit Zeugnis bringen,
Denn unerkenntlich bin ich nicht.

Ich danke dir mein Wohl, mein Glück in diesem Leben.
Ich war wohl klug, daß ich dich fand;
Doch ich fand nicht. GOTT hat dich mir gegeben,
So segnet keine andre Hand.

Sein Tun ist je und je großmütig und verborgen;
Und darum hoff' ich, fromm und blind,
Er werde auch für unsre Kinder sorgen,
Die unser Schatz und Reichtum sind,

Und werde sie regieren, werde für sie wachen,
Sie an sich halten Tag und Nacht,
Daß sie wert werden und auch glücklich machen,
Wie ihre Mutter glücklich macht.

Uns hat gewogt die Freude, wie es wogt und flutet
Im Meer, so weit und breit und hoch! —
Doch manchmal auch hat uns das Herz geblutet,
Geblutet ... ach, und blutet noch.

Es gibt in dieser Welt nicht lauter gute Tage,
Wir kommen hier zu leiden her;
Und jeder Mensch hat seine eigne Plage
Und noch sein heimlich crève-cœur.

Heut' aber schlag' ich aus dem Sinn mir alles Trübe,
Vergesse allen meinen Schmerz.
Und drücke fröhlich dich, mit voller Liebe,
Vor Gottes Antlitz an mein Herz.



Als der Sohn unsers Kronprinzen, gleich nach der Geburt gestorben war

Mit den vielen andern, Groß und Kleinen,
Klag' ich schmerzlich deinen Tod;
Will bei deinem Sarge satt mich weinen
Und die Augen rot.

Nicht: daß du dich nicht, nach Herzensgnüge,
An die holde Mutter schmiegst,
Und daß du, statt freundlich in der Wiege,
Tot im Sarge liegst; —

Hier ist Vorplatz nur, spät oder frühe
Gehn wir alle weiter ein,
Und es lohnt sich wahrlich nicht der Mühe,
Lange hier zu sein;

Nicht: daß du des Vaters Glanz hienieden
Und sein Königreich nicht sahst,
Und daß du die Krone, dir beschieden,
Nicht getragen hast; —

Ach, die Kronen sind nicht ohne Bürden,
Sind nicht ohn' Gefahren, Kind!
Und es gibt für Menschenkinder Würden,
Die noch größer sind;

Sondern: daß wir hier ein Land bewohnen,
Wo der Rost das Eisen frißt,
Wo durchhin, um Hütten wie um Thronen,
Alles brechlich ist;

Wo wir hin aufs Ungewisse wandeln
Und in Nacht und Nebel gehn,
Nur nach Wahn und Schein und Täuschung handeln
Und das Licht nicht sehn;

Wo im Dunkeln wir uns freun und weinen,
Und rund um uns, rund umher,
Alles, alles, mag es noch so scheinen,
Eitel ist und leer.

O du Land des Wesens und der Wahrheit,
Unvergänglich für und für!
Mich verlangt nach dir und deiner Klarheit;
Mich verlangt nach dir.

Kriegslied

's ist Krieg! 's ist Krieg! O Gottes Engel, wehre
Und rede du darein!
's ist leider Krieg — und ich begehre
Nicht schuld daran zu sein!

Was sollt' ich machen, wenn im Schlaf mit Grämen
Und blutig, bleich und blaß
Die Geister der Erschlagnen zu mir kämen
Und vor mir weinten, was?

Wenn wackre Männer, die sich Ehre suchten,
Verstümmelt und halb tot
Im Staub sich vor mir wälzten und mir fluchten
In ihrer Todesnot?

Wenn tausend, tausend Väter, Mütter, Bräute,
So glücklich vor dem Krieg,
Nun alle elend, alle arme Leute,
Wehklagten über mich?

Wenn Hunger, böse Seuch' und ihre Nöten
Freund, Freund und Feind ins Grab
Versammelten und mir zu Ehren krähten
Von einer Leich' herab?

Was hülf' mir Kron' und Land und Gold und Ehre?
Die könnten mich nicht freun!
's ist leider Krieg — und ich begehre
Nicht schuld daran zu sein!

Ein Lied nach dem Frieden Anno 1779

Die Kaiserin und Friederich
Nach manchem Kampf und Siege
Entzweiten endlich aber sich
Und rüsteten zum Kriege

Und zogen mutig aus ins Feld
Und hatten stolze Heere,
Schier zu erfechten eine Welt
Und „Heldenruhm und Ehre". —

Da fühlten beide groß und gut
Die Menschenvater-Würde,
Und wie viel Elend, wie viel Blut
Der Krieg noch kosten würde;

Und dachten, wie doch alles gar
Vergänglich sei hienieden,
Und sahen an ihr graues Haar...
Und machten wieder Frieden.

Das freut mich recht in meinem Sinn!
Ich bin wohl nur fast wenig;
Doch rühm' ich drob die Kaiserin
Und rühm' den alten König!

Denn das ist recht und wohlgetan,
Ist gut und fürstlich bieder!
Und jeder arme Untertan
Schöpft neuen Odem wieder.

Ah, „Heldenruhm und Ehr'" ist Wahn!
Schrei' sich der Schmeichler heiser;
Die Güte ziemt dem großen Mann,
Nicht eitle Lorbeerreiser.

Gut sein, gut sein, großmütig sein,
Vollherzig zum Erbarmen,
Ein Vater aller, groß und klein,
Der Reichen und der Armen!

Das machet selig, machet reich,
Wie die Apostel schreiben,
Ihr guten Fürsten, und wird euch
Nicht unbelohnet bleiben.

Gott wird euch Ruhm und Ehr' und Macht
Die Hüll' und Fülle geben,
Ein fröhlich Herz bei Tag und Nacht
Und Fried' und langes Leben.

Und kömmt die Stunde denn, davon
Wir frei nicht kommen mögen,
Euch schlecht und recht, ohn' eine Kron',
Hin in den Sarg zu legen;

So wird der Tod euch freundlich sein,
Euch sanft und bald hinrücken,
Und es wird euer Leichenstein
Im Grabe euch nicht drücken.

Und wie die Kinder wollen wir,
Die Großen mit den Kleinen,
Um euch an eures Grabes Tür
Von ganzem Herzen weinen. —

Nun, segne Gott, von oben an,
Die teil am Frieden nahmen!
Gott segne jeden Ehrenmann
Und straf' die Schmeichler! Amen!

Klage

(Aus dem Jahre 1793.)

Sie dünkten sich die Herren aller Herr'n,
Zertraten alle Ordnung, Sitt' und Weise
Und gingen übermütig neue Gleise
Von aller wahren Weisheit fern
Und trieben ohne Glück und Stern
Im Dunkeln hin, nach ihres Herzens Gelüste,
Und machten elend nah' und fern.
Sie mordeten den König, ihren Herrn,
Sie morden sich einander, morden gern
Und tanzen um das Blutgerüste.

Der Chor

Erbarm dich ihrer!

Sie wollten ohne Gott sein, ohn' ihn leben
In ihrem tollen Sinn;
Und sind nun auch dahingegeben,
Zu leben ohne ihn.
Der Keim des Lichtes und der Liebe,
Den Gott in unsre Brust gelegt,
Der seines Wesens Stempel trägt
Und sich in allen Menschen regt,
Und der, wenn man ihn hegt und pflegt,
Zu unserm Glücke freier schlägt,
Als ob er aus dem Grabe sich erhübe —
Der Keim des Lichtes und der Liebe,
Der ist in ihnen stumm und tot;
Sie haben alles Große, alles Gute Spott.
Sie beten Unsinn an und tun dem Teufel Ehre
Und stellen Greuel auf Altäre.

Der Chor

Erbarm dich ihrer!

Der Schwarze in der Zuckerplantage

Weit von meinem Vaterlande
  Muß ich hier verschmachten und vergehn,
Ohne Trost, in Müh' und Schande;
  Ohhh die weißen Männer!! klug und schön!

Und ich hab' den Männern ohn' Erbarmen
  Nichts getan.
Du im Himmel! hilf mir armen
  Schwarzen Mann!

Der große und der kleine Hund, oder Packan und Alard

Ein kleiner Hund, der lange nichts gerochen
  Und Hunger hatte, traf es nun
Und fand sich einen schönen Knochen
  Und nagte herzlich dran, wie Hunde denn wohl tun.

Ein großer nahm sein wahr von fern:
  „Der muß da was zum besten haben;
Ich fresse auch dergleichen gern,
  Will doch des Wegs einmal hintraben."

Alard, der ihn des Weges kommen sah,
  Fand es nicht ratsam, daß er weilte,
  Und lief betrübt davon und heulte,
Und seinen Knochen ließ er da.

Und Packan kam in vollem Lauf
Und fraß den ganzen Knochen auf.

Ende der Fabel

„Und die Moral?" Wer hat davon gesprochen? —
Gar keine! Leser, bist du toll?
Denn welcher arme Mann nagt wohl an einem Knochen,
Und welcher reiche nähm' ihn wohl?

Der Mann im Lehnstuhl

Saß einst in einem Lehnstuhl still
  Ein vielgelehrter Mann,
Und um ihn trieben Knaben Spiel
  Und sahn ihn gar nicht an.

Sie spielten aber Steckenpferd
  Und ritten hin und her:
Hopp, Hopp! und peitschten unerhört
  Und trieben 's Wesen sehr.

Der Alte dacht' in seinem Sinn:
  „Die Knaben machen's kraus;
Muß sehen lassen, wer ich bin."
  Und damit kramt' er aus

Und machte ein gestreng Gesicht
  Und sagte weise Lehr'.
Sie spielten fort, als ob da nicht
  Mann, Lehr' noch Lehnstuhl wär.

Da kam die Laus und überlief
  Die Lung' und Leber ihm.
Er sprang vom Lehnstuhl auf und rief
  Und schalt mit Ungestüm:

„Mit dem verwünschten Steckenpferd!
  Was doch die Unart tut!
Still da! ihr Jungens, still und hört!
  Denn meine Lehr' ist gut."

Kann sein, sprach einer, weiß es nit,
  Geht aber uns nicht an.
Da ist ein Pferd, komm, reite mit;
  Denn bist du unser Mann.

Eine Korrespondenz zwischen mir und meinem Vetter,

das Studium der schönen Wissenschaften betreffend.

Hochgelehrter

Hochzuehrender Herr Vetter!

Hätte wohl Lust, mich auf die schönen Wissenschaften zu legen; damit, wenn sich bei der oder jener Gelegenheit 'n Vers oder eine Prosa in meinem Herzen rührt und h'raus will, ich doch dem Dinge ein fein gedeihlich Ansehn und Grazias, wie sie sagen, geben könnte. Ersuche den Herrn Vetter um seinen Rat, und wie ich das anzufangen habe, samt welche Bücher ich mir dazu anschaffen und lesen muß. Vom Batteux hat mir Herr Ahrens schon in prima gesagt; aber das ist so lange her, und ich denke, 's sind seitdem wohl andre Moden aufkommen. Das Neuste, weiß der Herr Vetter wohl, ist doch immer das Beste, und man kommt doch nicht gern mit einer Zippelperücke angestochen, wenn in allen Nacken Haarbeutel hängen.

Den Meerrettig erhält der Herr Vetter künftige Woche mit dem Fuhrmann Grumpenhagen, womit ich die Ehre habe zu verbleiben

Meines Hochgelehrten

Hochzuehrenden Herrn Vetters

gehorsamer Diener und Vetter

Asmus.

Antwort

Seid kein Narre, Vetter, und laßt die schönen Wissenschaften ungeschoren. Ich will Euch aber meinen Rat nicht verhalten.

1) Wenn's Euch mit dem und jenem wirklich Ernst ist, und es Dir so recht durch Mark und Bein geht, so lasse Du's durchgehen und danke Gott dafür und sage niemanden davon; und

2) Wenn es frommet, davon zu verlautbaren und zu schreiben, so schreibe hin, was und wie Du's fühlst.

3) Fühlst du aber nichts und möchtest doch gerne vor dem geehrten Publico das Gesicht machen, so lies den Batteux und seine Kollegen vom Longin bis an den, der an die Wand und in die Zeitungen und Bibliotheken pißt.

Magst sie auch ungelesen lassen, denn Du machest doch nur närrisch Zeug in Versen und Prosa. Lebt wohl, Vetter.

Sein Diener usw.

N. S. Du kannst auch statt des Batteux den Meerrettig reiben, kommt alles auf eins hinaus. Vale.

Vergleichung

Voltaire und Shakespeare: der eine
Ist, was der andre scheint.
Meister Arouet sagt: ich weine;
Und Shakespeare weint.

Ich wüßte nicht warum?

Den griechischen Gesang nachahmen?
Was er auch immer mir gefällt,
Nachahmen nicht. Die Griechen kamen
Auch nur mit Einer Nase zur Welt.
Was kümmert mich ihre Kultur?
Ich lasse sie halter dabei
Und trotze auf Mutter Natur;
Ihr roher abgebrochner Schrei
Trifft tiefer als die feinste Melodei
Und fehlt nie seinen Mann;
Videatur Vetter Ossian.

Oden

Hamburg, bei J. J. C. Bode.

Nein, Verse sind das nicht; Verse müssen sich reimen, das hat uns Herr Ahrens in der Schule gesagt. Er stellte mich vor sich hin, als er's sagte, und zupfte mich an 'n Ohren und sprach: Hier'n Ohr, und hier 'n Ohr, das reimt sich; und Verse müssen sich auch reimen. Ich kann auch wohl zweihundert Vers' in einer Stund' lesen, und's ficht mich sehr oft nicht mehr an, als wenn ich durch Wasser wate, auch spielen ein'm die Reime wie Wellen an 'n Hüften; hier aber kann ich nicht aus der Stell', und's ist mir, als ob sich immer Gestalten vor mir in 'n Weg stellten, die ich ehedem im Traum gesehn habe. Zwar ist's gedruckt, wie Verse, und 's ist viel Klang und Wohllaut d'rin, aber 's können doch keine Verse sein. Ich will 'nmal meinen Vetter fragen. — —

's sind doch Verse, sagt mein Vetter, und fast 'n jeder Vers ist ein kühnes Roß mit freiem Nacken, das den warmgründigen Leser von fern reucht und zur Begeistrung wiehert. Ich hatte von Herrn Ahrens gehört, Verse wären so 'n brausendes Schaumwesen, das sich reimen müßte; aber Herr Ahrens, Herr Ahrens! da hat Er mir was weis gemacht. Mein Vetter sagt, 's muß gar nicht schäumen, 's muß klar sein, wie 'n Tautropfen, und durchdringend, wie 'n Seufzer der Liebe, zumal in dieser Tautropfenklarheit und in dem warmen Odem des Affekts das ganze Verdienst der heutigen Dichtkunst bestehe. Er nahm mir 's Buch aus der Hand und las S. 41 aus dem Stück, der Erbarmer:

— — O Worte des ewigen Lebens!
So redet Jehova:

Kann die Mutter vergessen ihres Säuglings,
Daß sie sich nicht über den Sohn ihres Leibes erbarme?
Vergäße sie sein:
Ich will dein nicht vergessen!

Preis, Anbetung und Freudentränen und ewiger Dank
Für die Unsterblichkeit!

Heißer, inniger, herzlicher Dank
Für die Unsterblichkeit!

Halleluja in dem Heiligtume!
Und jenseits des Vorhangs
In dem Allerheiligsten Halleluja!
Denn so hat Jehova geredet!

„Schäumt das, Vetter? und wie wird Euch dabei?" — Wie mir wird? 's rührt sich auch ein Halleluja in mir, aber ich darf's nicht aussprechen, weil ich nur so 'n gemeiner, schlechter Kerl bin; ich möchte die Sterne vom Himmel reißen und sie zu 'n Füßen des Erbarmers hinstreuen und in die Erd' sinken. So wird mir! „Bravo, Vetter. Das sind eben Verse, die Euch so das Sternreißen eingeben. Lest 's Buch ganz, 's wird Euch schmecken, und übrigens schämt Euch des Halleluja nicht, das sich in Euch rührt. Was gemein? bei Oden gilt kein Ansehn der Person; du oder ein König, einer wie der andre! Und, Vetter, der schönste Seraph in der feierlichen schrecklichen Pracht seiner sechs Flügel ist nur ein gemeiner, schlechter Kerl, wenn er vor Gott steht! Aber, wie gesagt, lest 's Buch ganz." Hab's getan, und will erzählen, wie's mir gangen ist. Wenn man 'n Stück zum erstenmal liest, kommt man aus dem hellen Tag in eine dämmernde Kammer voll Schildereien; anfangs kann man wenig oder nichts sehen, wenn man aber d'rin weilt, fangen die Schildereien nach und nach an sichtbar zu werden und affizieren einen recht, und denn macht man die Kammer zu und beschließt sich darin und geht auf und ab und erquickt sich an den Schildereien und den Rosenwolken und schönen Regenbogen und leichten Grazien mit sanfter Rührung im Gesicht u. s. w. Hie und da bin ich auch auf Stellen gestoßen, bei denen's mir ganz schwindlicht worden ist, und 's ist mir gewesen, als wenn 'n Adler nach 'm Himmel fliegen will, und nun so hoch aufsteigt, daß man nur noch Bewegung sieht, nicht aber, ob der Adler sie mach', oder ob's nur 'n Spiel der Luft sei. Da pfleg ich denn 's Buch hinzulegen und mit Onkel Toby 'n Pfiff zu tun.

Auch über die Wortfügung in diesen Oden hab' ich oft meine eignen Gedanken und übers Metrum, und ich wollte drauf wetten, daß besondre Kniffe d'rin stecken, wer sie nur recht verstünde. 's Metrum ist nicht in allen Oden einerlei; ja nicht; in einigen ist's wie 'n Sturm, der durch 'n großen Wald braust, in andern sanft, wie der Mond wallt, und das scheint nicht von ohngefähr so gekommen zu sein. S. 204:

Die frühen Gräber

Willkommen, o silberner Mond,
Schöner, stiller Gefährt' der Nacht!
Du entfliehst? Eile nicht, bleib, Gedankenfreund!
Sehet, er bleibt, das Gewölk wallte nur hin.

Des Maies Erwachen ist nur
Schöner noch, wie die Sommernacht,
Wenn ihm Tau, hell wie Licht, aus der Locke träuft,
Und zu dem Hügel herauf rötlich er kömmt.

Ihr Edleren, ach, es bewächst
Eure Male schon ernstes Moos.
O, wie war glücklich ich, als ich noch mit euch
Sahe sich röten den Tag, schimmern die Nacht.

Das wollt' ich wohl gemacht haben, oder auch bei den andern, unter ein'm Mal mit ernstem Moos bewachsen, schlafen und da so'n Seufzer eines guten Jungen hören, den ich im Leben lieb hatt'. Mein bißchen Asche würde sich im Grab' umkehren und mein Schatten durchs Moos zu dem guten Jungen heraufsteigen, ihm eine Patschhand geben und 'n Weilchen im Mondschein an seinem Halse zappeln.

Und die Rubra über die Stücke! ja die sind immer so kurz und wohl gegeben, und 'n gut Rubrum über 'n Stück ist wie 'n Mensch, der 'n gut Gesicht hat. Auch die Dedikation ist brav, „an Bernstorf" und nichts mehr. Wozu auch so 'n langes Geleire von

Mäcenas und Gnad' und gnädig? 's schmeckt dem großen Mann nicht, und dem kleinen verdirbt's den Magen.

Überhaupt ist mir aus diesem Buch recht 'n Licht über Herrn Ahrens und übers Versemachen aufgegangen. Ich stelle mir den Dichter vor als 'n schönen weichherzigen Jüngling, der zu gewissen Stunden plethorisch wird, so desperat, als wenn unser einen der Nachtmoor reitet, und denn tritt 'n Fieber ein, das den schönen weichherzigen Jüngling heiß und krank macht, bis sich die Materia peccans in eine Ode, Elegie oder des etwas sezerniert; und wer ihm zu nah kommt, wird angesteckt.

Braga steigt herab durchs Laub der Eiche, zu schwängern die Seele des vaterländischen Dichters, daß sie zu seiner Zeit ans Licht bringe eine reife kräftige Frucht; wer aber leichtfertig ist und mit 'n Ausländern buhlt, der legt Windeier und wird oft 'n Spiel der Franzosen.

Der Verfasser der Oden soll Klopstock heißen, möcht'n doch wohl 'nmal sehen.

Korrespondenz zwischen Fritz, seinem Vater und seiner Tante

Nach einer Aufführung der Minna von Barnhelm.

Ich habe einen Bekannten, der unter andern sonderbaren komischen Vergleichungen, die er allezeit macht, die Aufführung eines guten Schauspiels mit der Abfeuerung einer scharfgeladenen Kanone zu vergleichen pflegt. Nicht der Knall, der durch die ganze Gegend hinrollt, nicht der Wald, noch die glänzenden Paläste, die ihn zurückstoßen; der gespaltene Eichbaum, die zerrissene Bergseite beweisen es, daß die Kanone scharf geladen ward. Als die Minna von Barnhelm des Herrn Lessing den 8. dieses hier von der Ackermannschen Gesellschaft aufgeführt war, war ein naiver unwissender Jüngling im Parterre, der in dem folgenden Briefe von dem, was er erlebt hat, seinem Vater Bericht abstattet. Es ist

freilich nur ein Brief eines unwissenden Jünglings, aber doch immer so gut, als der Knall schaler Lobsprüche, wenn ihn auch die Wände des schönsten Palastes zurückgestoßen hätten.

Hamburg, den 9ten Nov.

Mein lieber Vater!

Dieser Brief kommt, Ihnen zu sagen, daß Ihr Fritz gesund und wohl in Hamburg angekommen ist und Vetter Steffen glücklich aufgefragt hat. Wenn man aus meinem Quartier linker Hand immer so vor sich eine Weile hingegangen ist, da wohnt Vetter Steffen, in einem hohen Hause, er hat sich recht gefreut, als er mich sahe. Aber das heiß' ich eine Stadt, das Hamburg, da gibt's was zu sehen, Rathäuser und Baumhäuser und Weinhäuser und Kaffeehäuser und Musikhäuser; mein Vetter geht allenthalben mit mir hin. Gestern abend, den Abend vergess' ich nicht, solange ich lebe, gestern abend, etwas nach 5 Uhr, führte er mich in ein Musikhaus. Wir kamen durch einen wunderlichen krummen Gang in einen großen prächtigen Saal. Hier saßen wohl bei tausend Menschen teils auf Bänken, die auf der Erde hinter einander, und teils in Bücherrepositoriis und kleinen Schränkchen, die rund herum an den Wänden übereinander befestigt waren. Wir hatten eine herrliche Musik zu hören und ein großes schönes Gemälde zu sehen, das auf einem Vorhange gemalt war. Hinter dem Vorhange, dachte ich bei mir selbst, wird ein Alkoven mit einem Himmelbette sein, aber das geht dich nichts an. Doch ich hatte nicht recht geraten. Der Vorhang ward hernach weggetan, und dahinter war noch ein ganzes geräumiges Wirtshaus, wo man vermutlich alles fodern und haben konnte, was man wollte; es würde auch gewiß den Abend 'was Rechtes sein verzehrt worden, denn im Saal waren viele vornehme und reiche Manns- und Frauenzimmer, wenn sich nicht von ohngefähr, gerade als die Musik aufhörte, in dem Wirtshause ein besonderer Vorfall ereignet hätte. Reisende Leute, die sich kannten und suchten und, ohne es zu wissen, in demselben

Wirtshause logierten, fanden sich. Das war ein Lärm, da war Freude und Leid und Zank und wieder Freude und wieder Zank und Liebe und Freundschaft und Großmut, alles durch einander. Doch es mochte eine recht gute Art Leute sein; bei uns sind die Leute nicht so, auch hier müssen nicht viele so sein, denn die ganze Gesellschaft im Saal wunderte sich über sie, starrte mit Augen und Ohren sie an und vergaß Essen und Trinken darüber. Sie waren freigebig, rechtschaffen, edel, hart gegen sich selbst, wollten mit Gewalt glücklich machen und nicht glücklich gemacht sein. — Da war eine hübsche Witwe, die betrübter war, als sie aussah, eine Kammerjungfer, die mutwilliger aussah, als sie war, ein vortrefflicher Wachtmeister ein Kerl der Geld hatte, und ein junges schlankes Fräulein, für die ich alles in der Welt hätte tun können — ja, aber der Major von Tellheim tat auch als ein rechtschaffener Mann bei ihr. Er hatte, konnte ich wohl merken, dem Fräulein die Ehe versprochen und wollte sie auch noch gerne haben, wollte sie aber auch nicht haben, weil er unglücklich geworden war. Das junge Fräulein freuete sich herzlich, daß sie ihren Tellheim wieder gefunden hatte, und wollte ihn mit allem seinem Unglück, sie stürmte erst mit freundlichen muntern Einfällen und edler Schalkhaftigkeit, dann mit verstelltem Unglück und einer großmütigen Entsagung auf sein Herz. O! ich kann Ihnen nicht so recht sagen, wie das alles war; aber ich will Ihr Fritz nicht sein, wenn mir nicht dreimal bei dem, was diese Leute sagten und taten, die Tränen in die Augen getreten sind. Manchmal ward's mir auch grün und gelb vor den Augen, und ich dachte, es würde tote Leute geben, doch ging alles gottlob! gut ab.

Das Fräulein war aus Sachsen und hieß Minna von Barnhelm. Wenn Fräulein Eleonora von * auch nicht die eine hohe Schulter hätte, so wäre sie doch nur ein dummes Fräulein gegen die von Barnhelm. Sie war so witzig, so ungekünstelt, so sanft, kurz, wie gesagt, ein junges schlankes Fräulein, für die ich ungekannt und ohne Belohnung alles in der Welt hätte tun können. Ich habe auf meine eigne Hand Jubel gesungen, daß die Sache so nach ihrem Wunsch ablief. Nun wird sie wohl mit ihrem Tellheim schon

auf ihre Güter in Sachsen gereist sein, und ich werde sie nicht wieder sehen. Mag sie doch, wenn's ihr nur wohl geht.

Vetter Steffen sagte mir im Vertrauen, daß ein Mann, der Lessing heißt, und der sich hier aufhalten soll, diese ganze Geschichte gemacht habe. — Nun so vergeb's ihm Gott, daß er dem Major und dem armen Fräulein so viel Unruhe gemacht hat. Ich will gewiß den Hut nicht vor ihm abnehmen, wenn er mir begegnet. Aber zehn Taler wollte ich darum geben, wenn ich noch einmal eine solche Geschichte mit ansehen könnte. Mir war den ganzen Abend das Herz so groß und so warm — ich hatte einen so heißen Durst nach edlen Taten — ja ich glaube wahrhaftig, wenn man solche Leute oft sähe, man könnte endlich selbst rechtschaffen und großmütig mit ihnen werden.

An Fritz von seinem Vater

Du hast für Deinen letzten Brief bei mir etwas zugute, mein Sohn. Deine Geschichte von den Leuten im Wirtshause gefällt mir, und der warme Ton, darin Du von dem Major von Tellheim, von dem Wachtmeister und dem jungen schlanken Fräulein sprichst, gefällt mir auch. Ihr Betragen war edel und gut, ich kenne die Familien der von Barnhelms und Tellheims, sie handeln immer nicht anders.

Die Götter gaben dem Menschen ein Herz, das aufwallen und mit dem wärmeren Blute sanfte Röte in sein Gesicht, Tränen in seine Augen und mit ihnen Empfindung der Seligkeit und unwiderstehlich süßes Wonnegefühl durch jede kleinste Nerve strömen konnte; sie gaben ihm einen Verstand, der diese Aufwallungen beherrschen und zu seiner wahren Wohlfahrt leiten sollte. Der Mensch überließ sich zu sehr den schmeichelhaften Aufwallungen — und machte sich unglücklich. Du hast ein weiches unverdorbenes Herz und wirst auch Leute sehen, die minder gut und edel handeln. Sei auf Deiner Hut, teurer Jüngling. Ich weiß jemand, der gerne Dein Verstand sein und als Dein Schutzgeist über Dein Herz

wachen würde, wenn Du Dich ihm vertrauen wolltest. Lebe wohl, Fritz, und schreibe mir bald, daß Du Geld brauchst.

N. S. Solltest Du einmal das Fräulein von Barnhelm sprechen, so grüße sie freundlich von einem alten Manne, der nahe an seinem Grabe noch Freude und die Tugend lieb hat; noch eins, wenn Dir Lessing begegnet, kannst Du immer den Hut vor ihm abnehmen.

An Fritz von seiner Tante

Hochgeehrter liebwerter Herr Vetter,

Wenn mein Brief den Herrn Vetter bei gutem Wohlsein antrifft, so soll es mir lieb und angenehm zu vernehmen sein, ich befinde mich wohl. Du bist in dem Hause mit dem Vorhange gewesen, Du Sündenwisch, und solch ein Unglück mußte ich noch auf meinen alten Tagen an meiner Schwester Kind erleben! Aber es hat mich wohl geahnet; der Komet stand grade über unserm Dach, und ich habe eine Zeitlang her schwere Träume gehabt von Nachtraben, Aalen und blutigem Schafgekröse. Der Herr Vetter hat mich lange nicht mit einem Schreiben beehrt, und ich wünsche recht sehr von seiner werten Hand zu erfahren, wie es ihm auf seiner Reise geht. Aber der gottvergeßne Steffen! habe ich ihm darum so viel Gutes getan und ihn in meinem Testamente bedacht, daß er Dich verführen sollte? Noch heute will ich alles wieder umstoßen, das Gasthaus zu meinem Universitätserben einsetzen, und ihr könnt zappeln, ihr heimlichen Sündenböcke, ihr. Und Du schämst Dich nicht in Deinem Briefe von einem abgedankten Wachtmeister und einem Fräulein, das Du gesehen, noch viel Rühmens zu machen! auf meinen Knien danke ich Gott, daß er mir keine Kinder und keinen Mann gegeben hat, damit ich doch solche Sünde und Schande nicht an meines eignen Leibes Erben erleben durfte. Pfu Dich und komme mir nie wieder vor Augen. Schließlich empfehle ich mich des Herrn Vetters Gewogenheit und beharre mit vielem Estime, nebst freundlichem Gruß an Herrn Steffen, meines lieben Herrn Vetters ergebenste Dienerin und Tante usw.

Von deutscher Art und Kunst

Einige fliegende Blätter. Hamburg 1773.

Es ist sonderbar, daß man hinter kurz abgebrochenen Titeln fast immer 'was Gutes findet, und hinter langen mit als und da und Vorder- und Hinterfüßen fast immer 'was Schlechtes. Wir haben diese Bemerkung schon oft wahr gefunden, und bei der angezeigten Schrift ist sie es per excellentiam.

Das erste Stück dieser fliegenden Blätter ist ein „Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker". Der Briefsteller scheint den rohen, einfältigen, großen Zaubergeist in Ossians Liedern von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben, scheint, wie Endymion von Diana, sanft von ihm überwältigt und seiner vertraulichsten Umarmungen gewürdigt zu sein, und da spricht er von ihm und seinen Brüdern in den Liedern anderer alten Völker, wie ein Liebhaber in den zarten Aufwallungen nach der ersten Stunde der Liebe. (S. 16. 11 f. 12 f. 14 f. 59 f. 41.)

Der geneigte Leser wird aus diesem Wenigen schon sehen, was er in dem Briefwechsel zu suchen habe, und daß der Briefsteller den modernen frisierten und gepuderten Apollo in die Antichambre stelle, die dort versammlete Cour mit Bonmots und Komplimenten zu unterhalten, unterdes er selbst mit dem antiken Apollo, dem zwar die Haare wild ums Gesicht hängen, aber der Engel „Leidenschaft und Natur" ums Kinn spielt, in sein Schlafgemach eilt. Wir müßten viel aus diesen Briefen abschreiben, wenn wir alles abschreiben wollten, was wir darin geschrieben haben möchten. Weil das aber zu viel für die Zeitung ist, so wollen wir den Briefsteller „auf seinem scheiternden Schiffe, mit Meer bespült und mit Mitternachtwind umschauert, Fingal lesend und Morgen hoffend" nur noch einmal ansehen und Ossians und der Skalden Geist als Schutzengel neben ihm — und denn weiter gehen.

Das zweite Stück heißt Shakespear, und ist — nicht eine Entschuldigung — sondern eine Ehrenrettung des großen Mannes, neu und aus Darlegung der Sache, wie sie ist. Der Vf. sagt nämlich, daß Aristoteles, wenn er aus Shakespear abstrahiert hätte, ganz andre dramatische Regeln gegeben haben würde, und daß, wenn er das getan hätte, und denn ein Sophokles an Shakespears Stelle gekommen wäre, Shakespear's Freunde, Critici und ihr Widerhall, anstatt daß sie itzt bei Shakespear's Stücken die Achsel zucken und sagen: „freilich die Natur tief getroffen, aber Sophokles' große Einheit der Handlung, des Orts und der Zeit usw. —" alsdenn bei Sophokles' Stücken die Achsel würden gezuckt und gesagt haben: „freilich die Natur tief getroffen, aber Shakespear's Meer von Begebenheit, wo Wogen in Wogen rauschen usw." Sophokles und Shakespear gehen auf ein großes Abenteuer aus „durch Schrecken und Mitleiden zu erschüttern", aber jeder auf seinem Wege, der, wie der Vf. meint und zu beweisen sucht, in der individuellen Lage eines jeden jedwedem vorgezeichnet lag. Es wäre ja wohl sehr albern den einen zu schelten, weil er nicht den Weg des andern gegangen ist, genug, beide haben das Abenteuer meisterhaft und zur Bewunderung ausgeführt, und Shakespear's Witz erforderte nicht weniger Genie und Schöpfergeist. — Das ist ungefähr der Inhalt der Abhandlung, die der geneigte Leser selbst lesen muß, weil er darin viel Neues und Gedachtes lesen kann. Der Stil, sowohl in dieser Abhandlung als in den Briefen, ist übrigens wie die Donau, die ihr Pfeilwasser aus 7 Mündungen zugleich ins Meer strömt, und was sie faßt, Bild des Flußgottes, Grashalmen oder Zedern vom Berge Libanon, drehet und wendet und zerreißet, wie man ein Böcklein zerreißet. Es ist nur einer, der so schreibt, und der hat beides auch gewiß geschrieben.

Das 3. Stück „von Deutscher Baukunst" ist eine Betrachtung über den Münster in Straßburg, den der Vf. von dem Ekelnamen eines gotischen Gebäudes zu retten sucht und als ein echtes Stück deutscher Baukunst seinen Landsleuten und den Italienern und Franzosen, die sich keiner eignen rühmen können, zum Anschaun hinstellt und dem großen Erwin ein Schnupftuch mit Gaben an seinen vier Zipfeln aufhängt. Wir haben den Münster in unserm kurzweiligen Leben niemals gesehen, auch nicht viele St. Peters-Kirchen gebaut weder im deutschen noch undeutschen Geschmack, wir können also von dieser Abhandlung nichts weiter sagen, als

daß sie mit viel Enthusiasmus und Vaterlandswärme geschrieben ist, und daß wir sehr geneigt, dem Vf. Recht zu geben, und für Erwin eine Blume mit in das Schnupftuch hineinzutun. — — — —

Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand

Es gibt einige Critici, die in einem langweiligen Schnickschnack sagen, daß ein Mensch, der von einem Gedicht, das nun vollendet ist, urteilen will, Verstand haben müsse, und die denn dicht hinter der Ferse dieses ausgesprochenen Fetwa abbrechen und schweigen. Wir bewundern so eine Bescheidenheit freilich, haben sie aber leider nicht an uns und schweigen gleich von Anfang, wenn wir nichts zu sagen wissen. Was wir von dieser Komödie zu sagen haben, läuft ohngefähr darauf hinaus. Der Verfasser treibt nicht Schleichhandel zum Nachteil der bekannten Einheiten, die Groß-Vater Aristoteles und nach ihm die Klein-Enkel, progenies vitiosior, auf der ästhetischen Höhe zur Anbetung hingestellt haben, sondern bricht grade durch alle Schranken und Regeln durch, wie sein edler tapferer Götz durch die blanken Eskadrons feindlicher Reuter, kehrt das Bild auf der Höhe unterst zu oberst und setzt sich aufs Fußgestelle hin hohnlachend. Das macht er nun freilich etwas bunt, und es läßt sich mit Fug gegen diesen Unfug manches sagen, das man auch sagen würde, wenn einen der Vf. durch einige Weisen, die er an sich hat, nicht versöhnte. Die Geschichte des Stücks ist aus der Fehdenzeit, und Götz ein Freund des Kaisers, ein freier tapfrer Mann, der dem Bischof und kleinen Fürsten, die Ungerechtigkeit übten, nicht hofieren wollte und durch Weißlingen und andere Tellerlecker, denen er im Wege war, auf die Seite geschafft werden sollte, durch offenbare Gewalt nämlich, wie damals der Ton war, der aber auch einige Freunde und wenige tapfere Reuter hatte und seine Feinde auf die Seite schaffte, bis sie ihn endlich durch Mißdeutung als Mordbrenner anklagten und er, von Verdruß und Wunden und Gram usw. überladen, zu Heilbronn im Gefängnis sterben mußte, nachdem er noch kurz vorher

in dem kleinen Gärtchen des Wächters eine halbe Stunde der lieben Sonne genossen hatte. Bei Stücken wie dies, wo man nirgends das Winkelmaß anlegen kann, muß ein jeder den Wert aus dem Eindruck bestimmen, den das Stück so, wie es da ist, auf ihn macht, und da sind wir unsers Orts dem Vf. für seine Komödie verbunden und erwarten größere Dinge von ihm.

Hin und wieder ein hartes Wort, das sich die Knechte herausnehmen, und das selbst Götz sich 1 oder 2 mal entfahren läßt, muß niemand beleidigen. Knechte sind Knechte, und Shakespear läßt sie auch nicht wie Petits-Maitres sprechen, und die andern sprechen desto besser.

Die Leiden des jungen Werther's

Erster und zweiter Teil. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung. 1774.

Weiß nicht, ob's 'n Geschicht' oder 'n Gedicht ist; aber ganz natürlich geht's her und weiß einem die Tränen recht aus'm Kopf heraus zu holen. Ja die Lieb' ist 'n eigen Ding; läßt sich's nicht mit ihr spielen, wie mit einem Vogel. Ich kenne sie, wie sie durch Leib und Leben geht und in jeder Ader zuckt und stört und mit 'm Kopf und der Vernunft kurzweilt. Der arme Werther! Er hat sonst so feine Einfälle und Gedanken. Wenn er doch eine Reise nach Pareis oder Peking getan hätte! So aber wollt' er nicht weg von Feuer und Bratspieß und wendet sich so lange d'ran herum, bis er kaputt ist. Und das ist eben das Unglück, daß einer bei so viel Geschick und Gaben so schwach sein kann, und darum sollen sie unter der Linde an der Kirchhofmauer neben seinem Grabhügel eine Grasbank machen, daß man sich d'rauf hinsetze und den Kopf in die Hand lege und über die menschliche Schwachheit weine. — Aber, wenn du ausgeweinet hast, sanfter guter Jüngling! wenn du ausgeweinet hast, so hebe den Kopf fröhlich auf und stemme die Hand in die Seite! denn es gibt Tugend, die, wie die Liebe, auch durch Leib und Leben geht und in jeder Ader zuckt und stört.

Sie soll, dem Vernehmen nach, nur mit viel Ernst und Streben errungen werden und deswegen nicht sehr bekannt und beliebt sein; aber wer sie hat, dem soll sie auch dafür reichlich lohnen, bei Sonnenschein und Frost und Regen, und wenn Freund Hain mit der Hippe kommt.

Johann Caspar Lavaters Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe

Mit Kupfern, gr. 4. Bei Weidmanns Erben und Reich in Leipzig und bei Steinern in Winterthur usw.

Das ist 'n Buch, wie mir in meiner Praxis noch keins vorgekommen ist. Was da für Gesichter darin stehen! groß und klein! ehrenfest und ehrenlos! sauer und süß! schief und krumm u. s. w.! und so viele Schnabels und Nasen und Münde, die gar an kein Gesicht sitzen, sondern so in freier Luft schweben! Einige Gesichter sind rabenschwarz, das müssen wohl Afrikaner sein u. s. w.

Soviel ich verstanden habe, sieht Herr Lavater den Kopf eines Menschen und sonderlich das Gesicht als eine Tafel an, darauf die Natur in ihrer Sprache geschrieben hat: „allhier logieret in dubio ein hochtrabender Geselle! ein Pinsel! ein unruhiger Gast! ein Poet! 'n Wilddieb! 'n Rezensent! ein großer mutiger Mann! eine kleine freundliche Seele! usw."

Es wäre sehr naiv von der Natur, wenn sie so jedwedem Menschen seine Kundschaft an die Nase gehängt hätte, und wenn irgendeiner die Kundschaften lesen könnte, mit dem möchte der Henker in Gesellschaft gehen. Darum schämen sich auch einige Leute wohl so, schlagen die Augen nieder und mögen einen nicht gerade ansehen.

Da die Herren Kollegen verschiedentlich über dies Buch geperoriert haben; so werde ich wohl nicht schweigen, denn das müßte schlecht sein, wenn ich nicht noch weniger von der ganzen Sache

verstünde als einer von ihnen: und dazu hab' ich das Buch nur zweimal einen halben Tag bei einem vornehmen Gönner gelesen und bin also absonderlich zu einem Judex competens qualifiziert, werde auch nicht ermangeln, die Sache zu ventilieren pro und contra, vernünftig und unvernünftig, langsichtig und kurzsichtig, nach Exempeln und nach dem Generalbaß u. s. w., wie's das Metier mit sich bringt. Vorher will ich nur noch geschwind erzählen, wie's mir mit den Gesichtern in dem Buch gegangen ist. Bei 'n paar von den Gesichtern sah ich den guten frommen Engel, der hinter der Haut steht, klar und deutlich, und aus 'n paar andern kuckte mich der — leibhaftig an. Bei den meisten war's aber so: wenn ich 'n Gesicht angesehen habe, ohne den Text zu lesen, so hab' ich nicht gewußt, was darin wäre und was ich davon sagen sollte; sobald ich aber Lavaters schönen Text dazu gelesen hatte, hab' ich's alles darin gefunden, und es hat mich oft recht gewundert, wie ich das alles so aus dem Gesicht sehen könnte. Doch zur Sache.

Die Physiognomik ist eine Wissenschaft von Gesichtern; Gesichter sind Concreta, denn sie hängen generaliter mit der wirklichen Natur zusammen und sitzen specialiter fest am Menschen; es wäre also die Frage: ob der berühmte Handgriff „Abstractio" und die „Methodus analytica" hier nicht zu applicieren wäre, daß man nämlich auf die Erfahrung acht gäbe: ob der Buchstabe i allemal, wenn er vorkommt, den Tüttel habe, und ob der Tüttel, wenn er vorkommt, niemals über einem andern Buchstaben stehe; denn so hätte man heraus, daß der Tüttel und der Buchstabe Zwillingbrüder wären, und, wo Castor sich betreten ließe, Pollux nicht weit sei. Zum Exempel, es sollen hundert Herren sein, die alle sehr schnell zu Fuß sind und davon Proben und Beweis gegeben haben; und diese hundert Herren hätten alle eine Warze vorne auf der Nase. Ich sage nicht, daß die Herren, die eine Warze vorne auf der Nase haben, Feigemwemmen sind; sie sollen's nur des Exempels wegen sein, und man soll nicht einen Renommisten mit einer Warze vorne auf der Nase gefunden haben, und ich wüßte das. Nun ponamus, mir käme ein Kerl ins Haus, der mich einen hungrigen Poeten und Tellerlecker titulierte und mir s. v.

ins Gesicht spuckte. Ich wollte mich nicht gerne schlagen, wüßte auch nicht, wie's ablaufen könnte, und stünde und dächte dem Dinge weiter nach: in dem würde ich einer Warze auf seiner Nase gewahr! da würde ich mich denn nicht länger halten können und herzhaft mit meinem point d'honneur auf ihn losgehen, und ich käme sicherlich ungeschlagen davon. Dieser Weg wäre sozusagen die Heerstraße in diesem Felde; es möchte wohl langsam Fortkommen darauf sein, aber so sicher als auf den andern Heerstraßen.

Doch die Menschen haben verschiedene Gaben, und daß ich aus jedem Gesicht nicht sehen kann, beweist nichts weiter, als daß ich nicht daraus sehen kann, und darum kann's doch vielleicht ein anderer.

Ist denn aber überall etwas daraus zu sehen? Und schnürt diese Lehre nicht der Freiheit des Menschen den Hals zu? Denn wenn einer notwendig 'n Schurk ist, der z. E. ein großes Maul hat; so muß er'n Schurk leben und sterben, 's Maul wird sich nicht zusammen ziehen.

Hierauf würde ich antworten: umgekehrt, so wird 'n Schuh daraus. Ein Mensch ist kein Schurke, wenn er 'n großes Maul hat, sondern wenn er 'n Schurke ist, so hat er 'n großes Maul. Er wird freilich mit dem großen Maul auch wohl 'n Schurke bleiben, aber er kann's doch eben so gut auch nicht bleiben, als wenn er gar kein Maul, sondern statt dessen etwa einen Schnabel hätte oder gar rund zugewachsen wäre. Und wenn er sich bessert, warum sollte sich auch sein großes Maul nicht zusammenziehen können? Zieht sich doch eine dicke Stange Eisen, die Meister Schmied geglüht hat, in der Kälte wieder zusammen, und so hart und dumm ist doch kein Maul als eine Stange Eisen. Aber 's mag meinetwegen groß bleiben, und die Physiognomen mögen den Eigentümer für einen Schurken halten. Wenn er ein ehrlicher Mann geworden ist, desto besser für ihn, denn es muß eine Lust sein, wenn man so die Herren Kunstverständigen zum Narren haben kann. Und dazu würde ich mir die Physiognomik dienen lassen, und die Physiognomen, die in solchem Fall nicht von ganzem Herzen gerne Narren sein wollten, die hole der Kuckuck! Das sind Taschenspieler, und wage es keiner

von ihnen mich scharf anzusehen, sonderlich wenn er eine Warze auf der Nase hat. Ein Physiognom, und so stelle ich mir auch den Raphael Lavater vor, ist 'n Mann, der in allen Menschengehäusen den unsterblichen Fremdling lieb hat, der sich freut, wenn er in irgendeinem Gehäuse, Strohdach oder Marmor, einen Gentleman antrifft, mit dem er Brüderschaft machen kann, und gerne beitragen möchte, die Leibeigenen frei zu machen, wenn er nur ihre Umstände wüßte. Der unsterbliche Fremdling im Menschen ist aber inwendig im Hause, und man kann ihn nicht sehen. Da laurt nun der Physiognom am Fenster, ob er nicht am Widerschein, am Schatten oder sonst an gewissen Zeichen ausspionieren könne, was da für ein Herr logiere, damit er und andre Menschen eine Freude oder Gelegenheit hätten, dem Herrn einen Liebesdienst zu tun. Mag er bei seiner Entreprise parteiisch sein, übertreiben, tausendmal neben der Wahrheit hinfahren und mehr Unkraut als Weizen sammlen; er bleibt auch mit Unkraut in der Hand ein edler Mann, und denn ist noch immer die Frage erst, ob alles wirklich Unkraut ist, was du nach deinem Linneus Unkraut nennst.

Das a. b. c. und a b - ab der Natur ist mir übrigens nicht unwahrscheinlicher als das a. b. c. und a b - ab in meiner Fibel. Der Maulwurf wirft anders auf als der Erdkrebs; der König Salomo baut sich ein anderes Haus als Johann Hutmacher, und diese müssen es erst durch den dritten Mann tun lassen; so kann ja der innerliche Baumeister, denn dasein muß doch einer, aus seinem weichen Mörtel selbst wohl sein Haus und sonderlich sein Kabinett nach Stand und Würden bauen! und die härtesten Knochen sind weicher Mörtel gewesen.

Ich ließe mir noch mehr a. b. c's und a b ab's gefallen als an der Nase des Menschen. Was der liebe Gott anfangs alles für Weltkräfte erschaffen und wie er sie gegen einander geordnet hat, das ist alles vor unsern Augen verborgen, und ich wäre sehr geneigt, die ganze sichtbare Welt als eine Glocke anzusehen, die wir davon läuten hören, ohne recht zu wissen, in welchem Turm sie ist. Die Natur hat, wie in den Apotheken, ihre simplicia und composita in verschiedene Büchsen getan, und die äußere Form der Büchse ist

das Schild, was sie darüber ausgehängt hat. Der muß wohl sehr glücklich sein und ein seltener Heiliger, der sie alle versteht, aber der ein großer Hans ohne Sorgen und Veit auf allen Gassen, der sich um keins bekümmert.

Über die Lehre des Spinoza,

in Briefen an den Herrn Moses Mendelssohn. Breslau, bei Gottlieb Löwe, 1785. 14 Bogen in 8.

Die philosophischen Systeme, die von ihren Verfassern für andre erfunden und als Feigenblätter oder des Zanks und der Schau wegen aufgestellt werden, gehen vernünftige Leute eigentlich gar nicht an. Die Philosophen aber, die nach Licht und Wahrheit forschten für eignes Bedürfnis, und um sich den Stein der Unwahrheit, der sie drückte, vom Herzen zu schaffen, gehen andre Menschen eigentlich und sehr nahe an. Auch wo sie irrten und verunglückten, irrten und verunglückten sie auf dem Bette der Ehren. Denn, wenn Du den Trieb zu Wahrheit und dem Guten im Menschen nicht ehren willst, was hat er denn noch, das Du ehren mögest? Nur, es ist gewöhnlich über den Fund solcher Philosophen nicht leicht zu entscheiden. Da sie ihr System nicht in der Eile zusammenschlagen, sondern mühsam und langsam mehr ausbrüten, als machen; so wird für ihre wahre Meinung ein ähnlicher Brütsinn erfordert, und wer sie aus Brucker's Choralbuch oder à livre ouvert spielen will, der läuft Gefahr fehl zu greifen. Daher kömmt es denn auch, daß es z. E. selbst Theologen gegeben, die des Spinoza Lehre für eine Stütze der Religion angesehen haben; indes andre Leute darüber aufschreien und wundern, daß Spinoza ein Spinozist gewesen.

Der verstorbene Lessing wunderte sich seines Orts nicht darüber; wie aus der angezeigten Schrift mit mehrern zu ersehen ist. Der Verfasser derselben, Herr GR. Jacobi in Düsseldorf, hatte nämlich mit ihm, als er noch lebte, ein Gespräch über Spinoza, darin er sich gerade für den Spinozismus äußerte. Herr

Moses Mendelssohn hörte von solcher Äußerung, als er eben an sein Werk: „Über Lessings Charakter und Schriften" Hand anlegen wollte, und wünschte das Nähere darüber zu erfahren. Herr J. teilte ihm das Gespräch mit; und so kam es zwischen ihnen zu Briefen usw. Anfangs entriert Herr M. in die Bekanntmachung dieser Lessingschen Liebschaft, nach dem — magis amica veritas; in der Folge aber scheint er seines Freundes schonen zu wollen. Und so hielt Hr. J. nötig und nützlich, das Gespräch samt den Briefen und dem ganzen Handel bekannt zu machen, und hat wahrscheinlich darin am wenigsten H. Lessings Sinn verfehlt, dessen Sache es nicht war, geschont zu werden. Viele Leute sind sehr sicher, keine Spinozisten zu werden, für andre liegt's nicht so weit aus dem Wege . . .

Alle Menschen haben eine Ahndung und Idee der Wahrheit in sich; in einigen aber rührt sich der heilige Trieb zu Erkenntnis lebendiger. Doch hat der Mensch, und das fühlte Spinoza sehr wohl, kein *που στω*, bis er das Unendliche und sein Verhältnis mit dem Endlichen erkennet. Da aber hängt die Decke, die sich nicht weg demonstrieren läßt. — — — — Wenn einer indes die Wahrheit um ihrer selbst willen suchte und sie so nicht fand, so ist das Unglück genug für ihn, ohne daß wir ihn noch höhnen dürfen. Doch können wir an seinem Exempel lernen.

Außer dem Gespräch und dem interessanten Pro und Contra zwischen zwei scharfsichtigen Männern, die beide den Spinoza studiert hatten, findet der Leser noch von Hr. J. in den Briefen an Hrn. M. manche feine Anmerkung für, über und wider den Spinoza und eine zwiefache Darstellung seiner Lehre.

Eine paradoxe Parallele und ein Kompliment über einen Rückzug unter die Fahne des Glaubens, von dem der berühmte Hr. M. nichts wissen will, sondern nur bloße Vernunftgründe zur Überzeugung zulassen, veranlaßt S. 162 Erörterungen, die da hinausgehen: daß Überzeugung aus Vernunftgründen nur eine Gewißheit aus der zweiten Hand sei; und daß, wenn der Prophet nicht zum Berge will, der Berg zum Propheten komme. Und von hier an verläßt Hr. J. den Spinoza, um zu einem größern Thema

zu kommen, nämlich zu der Frage: von den Wegen zu Erkenntnis und Überzeugung, darüber die authentische Weisung viel Widerspruch gefunden hat. Und über diese Frage bringt er bis zu Ende des Buchs verschiedene nicht gemeine Betrachtungen bei als die Früchte seines Forschens nach Wahrheit, voll Kopf und Herz, so daß beide Parteien, wo nicht das eine lieben, doch den andern achten werden.

Korrespondenz des Rektor Ahrens mit mir

Wohledler Herr Bote,

Hochgeehrter Herr Asmus und Freund.

Ich habe vernommen, daß Er das Studium Humaniorum fleißig fortsetzet, und unter andern artige Profectus im Poetisieren gemacht haben soll, und es ist das mir angenehm zu vernehmen gewesen. Ich hab's schon damals gesagt, als Er noch bei mir die Schule frequentierte, daß er nicht ex vervecum patria sei, und wenn ich's nicht gesagt habe, so hab' ich's doch gedacht und nur nicht sagen wollen, damit ich Ihn nicht aufblasen möchte, und das gehört ad prudentiam rectoralem. Man muß mannichmal schweigen, wenn man gerne redte, und so ist denn manches in mir stecken geblieben, was ich sonst über Ihn geäußert haben würde. Vertrauten Freunden hab' ich's wohl ins Ohr gesagt, die Er darum fragen kann, aber die sind alle seitdem gestorben. Doch auf daß ich dem Inhalt meines Briefes näher trete, so wollte ich Ihn ersuchen, ob Er mir nicht eine kleine Gefälligkeit erweisen wollte, daraus Er sieht, daß ich Vertrauen zu Ihm habe. Es ist nämlich von hoher Hand ein Gedicht von mir verlangt worden, und ich bin itzo mit meinen Schularbeiten und einigen Privatangelegenheiten so sehr überhäuft, daß ich kein Stündchen Frist habe. Ich hätte mich sonst lieber selbst daran gemacht, denn die Materie ist delikat.

Das Subjekt zu dem Gedicht ist folgendes: Ein gewisser vornehmer Herr hat eine sehr schöne Gemahlin, und ein anderer gewisser noch vornehmerer Herr, der in der Nachbarschaft wohnt, kommt sehr fleißig zu ihm in einer gewissen unerlaubten Absicht; da will nun der erstgedachte vornehme Herr ein Gedicht auf diesen Umstand haben, das er dem andern Herrn gelegentlich vorlesen will, ihm dadurch verstohlnerweise und quasi ex improviso eine feine reproche und Warnung zu geben. Darnach müßt' Er nun das Gedicht einrichten, wohledler Herr. Er kann allenfalls die Eifersucht redend einführen per prosopoeiam oder sonst allerhand fictiones anbringen, nur fein muß es sein, denn wie Er gehört hat, ist's nicht vor Seinesgleichen bestimmt, und die vornehmen Herren haben ein scharfes point d'honneur und können die Wahrheit nicht gradezu leiden. Nun ich verlasse mich auf Ihn und bin in ähnlichen Fällen zu allen Gegendiensten erbötig, der ich mit allem Estime verharre.

Sein

ergebener Diener

Ahrens, Rektor.

N. S. Lang darf es eben nicht sein, wenn's nur erhaben und poetisch ist, und Er das rechte point de vue trifft. Der Name des vornehmen Herrn fängt sich mit A. an.

Hochedelgeborner

Hochzuehrender Herr Rektor,

wertgeschätzter Herr Gönner und Freund!

Auf Ew. Hochedelgebornen Befehl habe ich mich flugs hingesetzt und gemacht, wie folgt:

„Asmodi."

Asmodius der Bösewicht
Sä't Eifersucht und Zweifel.
Ach! Herr Asmodi, tu' er's nicht,
Und scher' er sich zum T—.

Wünsche, daß die Piece Ew. Hochedelgeb. Approbation finden möge, ich denke wenigstens das rechte point de vue getroffen zu haben. An das scharfe point d'honneur kann mich aus einem Naturfehler nicht kehren. Der ich übrigens guten Effekt wünsche und allstets verharre,

Ew. Hochedelgebornen usw.
Asmus.

Der Denker und Philosoph

Vorlesung an die Herren Subskribenten

Man hat schon in ganz uralten Zeiten Vorlesungen gehalten, und zwar in arabischer und chaldäischer Sprache; ich darf aber glauben, daß vielleicht einige von meinen H. H. Subskribenten kein Arabisch und Chaldäisch verstehen, und gesetzt, sie verstünden's auch alle, so habe ich doch meine Ursachen, warum ich keine arabische und chaldäische Vorlesung halten will.

Unter den Griechen hat der berühmte Aristoteles Vorlesungen an den König Alexander gehalten, der auf seine Werke subskribiert hatte. Dieser Alexander soll ganz Griechenland und halb Asien erobert haben und wird der Große genannt. Er mag auch wohl groß gewesen sein, das will ich nicht streiten, doch kann ich's eben nicht groß finden, wenn einer alles vor der Faust wegnimmt, und in meinen Augen ist ein Fürst, der das Land, was er hat, gut regiert, viel größer.

Unter den Lateinern wüßte ich nicht gleich ein Subjekt, das Vorlesungen gehalten hätte, es sind deren aber ohne Zweifel auch unter ihnen gewesen.

Was nun alle diese Leute vorgelesen haben, das weiß ich nicht, wollte auch nur, daß ich wüßte, was meinen H. H. Subskribenten ein Vergnügen machen könnte, sollte mir nichts zu schlecht noch zu gut sein. Ich will so allerlei versuchen; ist's nicht das eine, so ist's vielleicht das andre. Zuerst:

Von dem Schneider und dem Elefanten in Surate

Vorläufig muß ich sagen, daß hier die Rede von einem asiatischen Schneider sei, der von den europäischen ganz verschieden ist. Ich habe einen nahen Anverwandten, der 'n Schneider ist; der möchte sonst meinen, daß ich ihn und sein löbliches Handwerk beleidigen wollte, und das will ich nicht.

Der Elefant saß also an der Tür und der Schneider ward zur Tränke getrieben — umgekehrt! Der Elefant ward zur Tränke getrieben, und der Schneider saß an der Tür und hatte Äpfel

neben sich stehen; und als der Elefant an die Äpfel kam, stand er stille, streckte seinen Rüssel hin und holte einen nach dem andern weg. Der Schneider wollte die Äpfel lieber selbst essen, und als der Rüssel wieder kam, stach er mit seiner Nadel hinein, und der Elefant sagte 'P''r''r''r''rm und ging weiter zur Tränke, trank sich satt und nahm einen Rüssel voll Wasser mit zurück. Und als er wieder an den Schneider kam, stellte er sich grade vor ihm hin und blies ihm das Wasser ins Gesicht und über den ganzen Leib und ging weg.

Die Herren Menschen könnten von dem Elefanten etwas lernen und sollten, wenn sie sich doch 'nmal rächen wollten, ihren Rüssel, wie er, nur voll Wasser nehmen; das wäre nicht ganz geschenkt, und Arm' und Beine blieben ganz. Sie dünken sich so doch mehr als Elefanten und sind's auch. Jawohl, die Menschen sind mehr als alle Tiere, das ist leicht zu beweisen wie folget:

„Die Biber und Elefanten werden für die klügsten unter allen Tieren gehalten; nun hat man aber, zu geschweigen, daß bei beiden Tierarten nicht die geringste Spur von Subskription zu finden ist, niemals gehört, daß 'n Elefant einen Hexameter gemacht, oder die Biber einen Musenalmanach herausgegeben hätten. Beides vermögen aber die Menschen; sie haben schon viele Tausend Hexameter gemacht und geben alljährlich an die sieben Musenalmanachs heraus, und der von Johann Heinrich Voß bei Carl Bohn soll bis dato der prinzipalste von allen sein; und also ist der Mensch prinzipaler als alle Tiere."

Schreiben eines parforcegejagten Hirschen an den Fürsten, der ihn parforcegejagt hatte, d. d. jenseit des Flusses

Ein Preisversuch, der das Accessit erhalten. Ich führe ihn hier nur bloß an als eine Probe des Stilus Epistolaris Extraordinarius Aesopicus Terrestris' und weiß bis diese Stunde nicht, wo das Accessit geblieben ist; ich habe nichts gekriegt, sie schreiben mir aber in dem Briefe, ich hätt's erhalten. Was den Inhalt anlangt, da kommt's mir freilich vor, als wenn der Hirsch recht hätte; ich weiß aber nicht, was dagegen gesagt werden kann, und denn bedaurt auch mancher einen Hirschen und würde ihn am ärgsten jagen, wenn er nur könnte.

Durchlauchtiger Fürst,

Gnädigster Fürst und Herr!

Ich habe heute die Gnade gehabt, von Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht parforcegejagt zu werden; bitte aber untertänigst, daß Sie gnädigst geruhen, mich künftig damit zu verschonen. Ew. Hochfürstl. Durchl. sollten nur einmal parforcegejagt sein, so würden Sie meine Bitte nicht unbillig finden. Ich liege hier und mag meinen Kopf nicht aufheben, und das Blut läuft mir aus Maul und Nüstern. Wie können Ihr Durchlaucht es doch übers Herz bringen, ein armes unschuldiges Tier, das sich von Gras und Kräutern nährt, zu Tode zu jagen? Lassen Sie mich lieber totschießen, so bin ich kurz und gut davon. Noch einmal, es kann sein, daß Ew. Durchlaucht ein Vergnügen an dem Parforcejagen haben; wenn Sie aber wüßten, wie mir noch das Herz schlägt, Sie täten's gewiß nicht wieder, der ich die Ehre habe zu sein mit Gut und Blut bis in den Tod usw.

Ernst und Kurzweil,

von meinem Vetter an mich.

Ich habe Euch in meiner Antwort unterm 22. vltimi von den „schönen Künsten und Wissenschaften" allbereits gründlichen Bericht getan, wie Ihr Euch noch gütigst besinnen werdet und, wenn Ihr's etwa vergessen habt, an besagtem Ort nachsehen könnet; will aber gerne ferner dienen und, wenn's, wie Ihr sagt, die Notdurft erfordert, weitern Bericht tun.

Der Inhalt oder der Sinn meines vorigen lief darauf hinaus: daß z. E. eine Gluckhenne, die mit ihren Küchlein in ihrer Einfalt auf dem Hofe herumgeht, wenn der Habicht daher geschnellt kommt, ohne alle Anweisung und ohne die Absicht, sich hören zu lassen, allemal unfehlbar den rechten Schrei tue.

Nun gab es aber unter den Hühnern des Hofes einige ästhetische Kannengießer, die bemerkt haben wollten: daß in solchem Fall eine Henne aus C-Moll schreie; wenn sie ihre Küchlein unter sich sammlen will, aus A-Dur; und wenn sie 'n Ei gelegt hat, aus D-Dur usw.

Diesen schlauen Bemerkungen zufolge operierten sie nun weiter und setzten gewisse Tonarten und Modulationes fest, wie es lauten müsse, wenn's so lassen sollte und die andern Hühner glauben sollten: der Habicht komme, oder eine Henne wolle ihre Küchlein unter sich sammlen, oder es sei ein Ei gelegt worden usw. und das nannten sie die „schönen Künste und Wissenschaften".



Die Sache fand Beifall, und der ganze Hühnerhof studierte die schönen Künste und Wissenschaften und lernte die Modulations.

Da ereignete sich nun aber ein gewisser Kasus vielfältig, den niemand vorhergesehen hatte. Es ereignete sich nämlich der Kasus vielfältig, daß eine Henne aus C-Moll intonierte, ohne den Habicht zu sehen. Und die Kapaunen und Pularden schrien und kanterten den ganzen Tag aus A-Dur und aus D-Dur. Und das gab viel Verwirrung und ein närrisch Gequiek und Wesen.

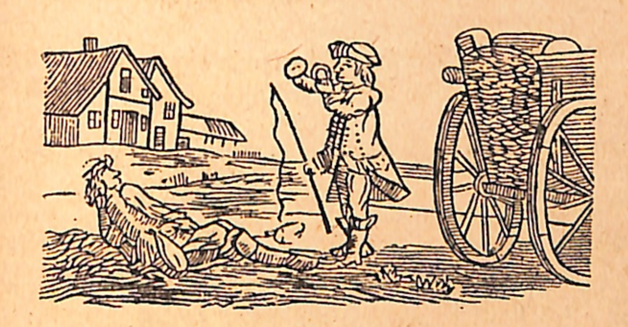
Du hast recht, Vetter, es wird in diesen Jahren mit Empfindungen und Rührungen ein Unfug getrieben, daß sich ein ehrlicher Kerl fast schämen muß gerührt zu sein; indes wirst Du doch Spaß verstehen und den Respekt für Deinen Landesherrn nicht verlieren, weil es auch Pik- und Treff-Könige gibt.

Wahre Empfindungen sind eine Gabe Gottes und ein großer Reichtum, Geld und Ehre sind nichts gegen sie; und darum kann's einem leid tun, wenn die Leute sich und andern was weis machen, dem Spinngewebe der Empfindelei nachlaufen und dadurch aller wahren Empfindung den Hals zuschnüren und Tür und Tor verriegeln.

Will Dir also über diese ästhetische Salbaderei und überhaupt über Ernst und Empfindung und seine Gebärde einigen nähern Bericht und Weisung geben, wenigstens zur Beförderung der ästhetischen Ehrlichkeit, und daß Du auch den Vogel besser kennen mögest; denn so hoch auch die schönen Künste und Wissenschaften getrieben sind, so haben doch Ernst und Kurzweil jedwedes seine eignen Federn.

Meine Weisung ist kurz die: daß Ernst Ernst sei und nicht Kurzweil, und Kurzweil Kurzweil sei und nicht Ernst. Die Sache wird sich aber besser in Exempeln abtun lassen; und zwar will ich die Exempel an Dir statuieren, da Du doch ohne Dein Verschulden bei vielen in dem Verdacht der Poeterei stehest, und sie Dich für einen erzempfindsamen Balg halten sollen.

Zum Exempel also, Du führest mit Extrapost durch 'n Dorf oder Flecken und der Postillion fiele unter die Pferde und bräch 's Bein, wie wir ja auf unsern Reisen den Fall gehabt haben. Nun,



so sitz nicht auf dem Wagen und wimmere wie 'n Elendstier, kriege keine Konvulsions und reiß Dir auch die Haare nicht aus; sondern

steige flugs, aber vorsichtig herunter, bringe den Schwager unter den Pferden heraus und siehe, ob das Bein wirklich ab ist. Und wenn es damit seine Richtigkeit hat, so suche den Feldscher im Ort auf, zahl ihm, wenn Du willst und kannst, die Taxe für den Beinbruch und noch etwas darüber, daß er's fein säuberlich mache; und komme denn ohne alles Weitere zu Deinem Schwager zurück und blase ihm eins auf seinem Horn vor, bis der Feldscher nachkomme.

Eine andre Auflösung

Szene: Ein Hügel in Schlaraffenland



Du stehst da hier auf dem Hügel mit offenem Munde, und es will Dir eine gebratene Taube hineinfliegen, und Du willst das nicht haben.

In solchen Umständen könntest Du nun freilich die Sturmglocke in Schlaraffenland anziehen, daß alle Leute mit Leitern und Ofengabeln kämen und gegen die gebratene Taube aufmarschierten. Du kannst aber viel kürzer dazu kommen. Mach 's Maul zu; so kann sie nicht hinein.

Die alten Lateiner pflegten die Sache so auszudrücken:

Quod fieri potest per pauca,
Non debet fieri per plura.

Drittes Exempel

Szene: Der 65. Grad nördlicher Breite



Die See ist sehr stürmisch, wie Du siehst, und das Schiff linker Hand leidet große Not und will sinken. Du bist mit auf dem andern Schiffe und siehst die armen Nachbarn die Hände ausstrecken und um Hilfe schreien. Bist Du nun ein ästhetischer Seifensieder, so setz dich hin und mache: eine Elegie auf den Untergang des andern Schiffs, samt wie die Leute geschrien und was Dein Herz für Mitleid gefühlt habe usw. Ist's Dir aber Ernst mit dem Mitleid, so geh und bitte den Schiffer, daß er das Boot daran wage. Hängt den Poeten am Mast, daß er Euch nicht im Wege sei, wenn Ihr's Boot aussetzt, und steige flugs und fröhlich mit einigen Matrosen hinein, die armen Leute zu holen.

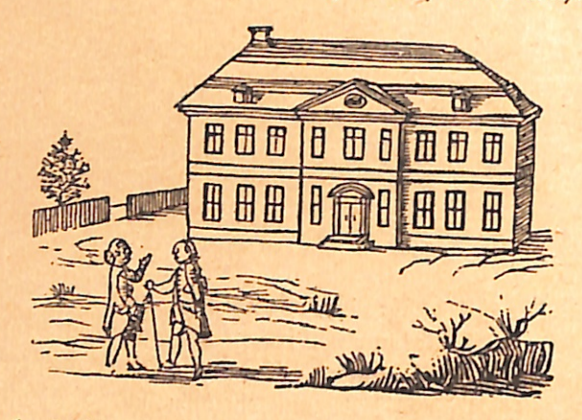
Der Dir den Mut dazu gab, wird Dir auch glücklich durch Sturm und Wellen hin und her helfen.

Viertes Exempel

Stellt das Haus eines berühmten Gelehrten vor, und der bist Du wieder, versteht sich, und die beiden Herren vor der Tür wollen gern die Ehre haben, Dir aufzuwarten.

Unter uns gesagt, 's ist eine Schwachheit von den beiden Herren, daß sie den berühmten Gelehrten sehen wollen; denn was ist an so einem armen Sünder zu sehn? Indes sie wollen Dich sehen, und Du mußt heraus.

Nun supponiere ich: Du bist demütig oder willst es doch gerne sein. Denn wenn Du ein vorsätzlich eitler aufgeblasener Mensch bist; so kannst Du für Dich bleiben, und ich werde wohl meine



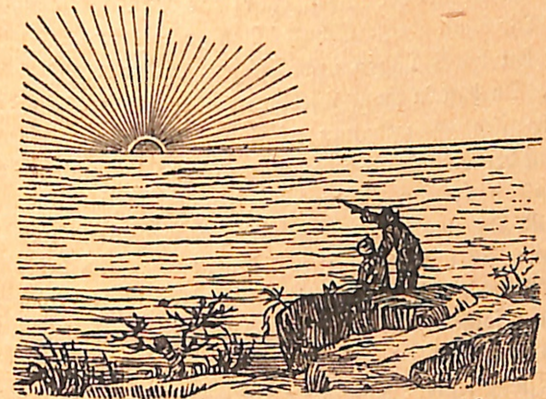
Exempel mit Dir nicht verderben. Also Du hast Demut lieb, und es ist die Frage: wie Du Dich zu komportieren habest, wenn's Dein Ernst ist.

So viel begreifst Du vorläufig, daß Du nicht immer stehen und Dir den Bart streichen mußt. Übrigens kommt es mir lustig vor, daß ich Dir vorschreiben soll, wie Du aussehen mußt, wenn die beiden Herren hereintreten; und will ich lieber einen Ausfall tun nach einer andern Seite hin. Sieh, man kann eine Tugend lieben und sie auf gewisse Weise auch haben; aber sie ist noch nicht feuerfest. Unter den und jenen Umständen wankt sie und bröckelt ab, und der Feind kuckt durch die Bresche in die Festung. So kannst Du nach unserm Exempel zwischen Deinen vier Wänden und in Deinem Lehnstuhl Demut haben; Du kannst wirklich überzeugt sein: daß dies und das nichtsbedeutende Dinge sind, wovon die Menschen viel Aufhebens machen; daß nur eins sei, das wahrhaftig lobenswert ist, und daß gerade dabei Menschenlob am leichtesten entbehrt werden kann, usw. Du kannst, sage ich, davon in Deinem Lehnstuhl überzeugt sein und mit Ehren herauskommen. Wenn Dir aber die beiden Herren mit tiefen Verbeu-

gungen erzählen: wie der Schweif Deines Ruhms sich von Zenit bis Nadir erstrecke; wenn sie eine Handvoll Räuchwerk nach der andern vor Dir abbrennen; so kann von dem langen Schweif und dem vielen Rauch Deiner Überzeugung der Kopf schwindlicht werden. In solchem Fall pflegt man nun den ersten den besten Strohhalm von der Erde aufzuheben, um dem Feind eine Diversion zu machen. Wenn Du also merkst, daß Dir Dein Konzept verrückt werden will, so erzähle ihnen geschwind von dem großen Horn, das in der Unstrut gefunden worden, oder von dem großen Bankerott in Bassora, und daß die Bankerotts gewöhnlich daher kommen, daß mehr ausgegeben als eingenommen wird usw. Du mußt aber, damit keine Schelmerei daraus werde, sobald die beiden Herren weg sind, mit doppeltem Ernst daran gehen, durch neue Verhacke und Palisaden ähnlichen Unglücksfällen vorzubauen.

Hast Du das alles nicht nötig, desto besser für Dich und auch für die zwei Herren. Denn wahre unverstellte Demut ist sehr lieblich, und wenn sie Dir je in Deinem Leben vorgekommen ist, mußt Du ihre Gebärde noch in frischem Andenken haben.

Fünftes Exempel



Ponamus, der da auf der Anhöhe im Morgendämmer bist Du und siehst hinaus ins Meer, und nun steigt die Sonne aus dem

Wasser hervor! — Und das rührte Dein Herz, und Du konntest nicht umhin auf Dein Angesicht niederzufallen; . . . so falle hin, mit oder ohne Tränen, und kehre Dich an niemand und schäme Dich nicht. Denn sie ist ein Wunderwerk des Höchsten und ein Bild desjenigen, vor dem Du nicht tief genug niederfallen kannst. Bist Du aber nicht gerührt und Du mußt drücken, daß eine Träne komme, so spare Dein Kunstwasser und laß die Sonne ohne Tränen aufgehen.

Sechstes Exempel



Der Kerl da mit der spitzen Nase war vor Jahren Dein Nachbar, hat Dir ohne Deine Schuld alles gebrannte Herzeleid angetan und hat durch Lügen und Trügen Dich um Haus und Hof gebracht. Du hast 'n Haus wieder, er aber hat keins, wie es auch zu gehen pflegt — und nun triffst Du ihn hier in Schnee und Regen auf der Landstraße betteInd, und sein Weib und seine Kinder liegen halb nacket am Graben.

Kannst Du ihm nicht vergeben und vergessen, nun so reite vorbei und sieh nicht hin. Denkst Du aber in und bei Dir selbst, daß der Beleidiger immer am übelsten daran ist, und daß Du willfährig sein sollst Deinem Widersacher bald, dieweil Du bei ihm auf dem Wege bist; denkst Du, wieviel uns Gott vergeben muß, und Du siehst seine Sonne über Dir und ihm am Himmel stehen, und Dir fährt's durchs Herz; — nun so faſ'le auch nicht und mach's ihm nicht sauer. Geh auf ihn zu, gib ihm die Hand und

erkundige Dich, wie ihm könne geholfen werden. — Und wenn Du weggehst, decke das Weib und die Kinder mit Deinem Mantel zu.

Nun, Vetter, Gott bewahre Dich für einen Nachbar, der Dir so viel Böses tue und Dir so viel Verdruß mache. Aber glaube mir, wenn Du so ohne Mantel weiter reitest; es ist alles reichlich bezahlt, und mancher würde Dich beneiden, wenn er's wüßte, und sich wundern, was in der Großmut stecke. Und doch hat er vielleicht 'n ganzes Alphabet in Prosa und in Versen von der Großmut und Feindesliebe ans Licht gestellt.

Leichtfertige Schriften, und die 'n Verderb der Welt sind, geraten gewöhnlich am besten, weil ihre Verfasser diese Empfindungen haben und mit sogenannter Begeisterung schreiben. Wenn sie aber Empfindungen anderer Art schreiben wollen, so will's nicht fort, und sie müssen sich hineinsetzen, wie das genannt wird. Verdirb Du Dir Deine Zeit nicht mit dem Hineinsetzen. Wenn ein großer edler Charakter 'was Liebenswürdiges und Schönes ist, so laß Dir's sauer um ihn werden. Es ist 'n ander Ding: einen zu haben, als: einen aufs Papier und auf dem Theater hinzuklecksen, und wenn Du noch so gut und con amore klecksen kannst.

Quae professio, sagt ein Kirchenvater, multo melior, vtilior, gloriosior putanda est, quam illa *oratoria,* in qua diu versati non ad virtutem, sed plane ad argutam malitiam juvenes erudiebamus.

Ich könnte Dir der Exempel leicht mehr machen, aber Holzschnitte kosten Geld, und Du kannst sie Dir ebenso leicht selbst machen.

Übrigens wirst Du an diesen Ernst- und Kurzweilexempeln bemerket haben: erstlich, daß Ernst ganz natürlich sei.

Und so ist es auch. Die wahrsten Empfindungen sind immer die allernatürlichsten, auch in der Religion. Denn es gibt auch in der Religion Kurzweil und Ernst.

Zweitens wirst Du bemerkt haben: daß wahre Empfindung an und in sich selbst genug habe und die Tür ihres Kämmerleins hinter sich zuschließe; daß Kurzweil hingegen nach außen hantiere und Tür und Fenster öffne.

Und so verhält es sich in Wahrheit, auch mit den höhern Empfindungen. Und wo so nach Menschenbeifall geangelt wird, da ist's nicht recht rein und richtig.

Eine Chria,

darin ich von meinem akademischen Leben und Wandel Nachricht gebe.

Bin auch auf Unversitäten gewesen, und hab' auch studiert. Ne, studiert hab' ich nicht, aber auf Universitäten bin ich gewesen und weiß von allem Bescheid. Ich ward von ohngefähr mit einigen Studenten bekannt, und die haben mir die ganze Unversität gewiesen und mich allenthalben mit hingenommen, auch ins Kollegium. Da sitzen die Herren Studenten alle neben 'nander auf Bänken wie in der Kirch', und am Fenster steht eine Hitsche, darauf sitzt 'n Professor oder so etwas und führt über dies und das allerlei Reden, und das heißen sie denn dozieren. Das auf der Hitschen saß, als ich d'rin war, das war 'n Magister und hatt' eine große krause Paruque auf 'm Kopf, und die Studenten sagten, daß seine Gelehrsamkeit noch viel größer und krauser, und er unter der Hand ein so kapitaler Freigeist sei, als irgend einer in Frankreich und England. Mochte wohl was d'ran sein, denn 's ging ihm vom Maule weg, als wenn 's aus 'm Mostschlauch gekommen wär'; und demonstrieren konnt' er, wie der Wind. Wenn er etwas vornahm, so fing er nur so eben 'n bißchen an, und, eh man sich umsah, da war's demonstriert. So demonstriert' er z. Ex., daß 'n Student 'n Student und kein Rhinozeros sei. Denn, sagte er, 'n Student ist entweder 'n Student oder 'n Rhinozeros; nun ist aber 'n Student kein Rhinozeros, denn sonst müßt 'n Rhinozeros auch 'n Student sein; 'n Rhinozeros ist aber kein Student, also ist 'n Student 'n Student. Man sollte denken, das verstünd' sich von selbst, aber unser eins weiß das nicht besser. Er sagte, das Ding, „daß 'n Student kein Rhinozeros, sondern 'n Student wäre," sei eine Hauptstütze der ganzen Philosophie, und

die Magisters könnten den Rücken nicht fest genug gegenstemmen, daß sie nicht umkippe.

Weil man auf einem Fuß nicht gehn kann, so hat die Philosophie auch den andrn, und darin war die Rede von mehr als Einem Etwas, und das Eine Etwas, sagte der Magister, sei für jedermann: zum anderen Etwas gehör' aber eine feinere Nas', und das sei nur für ihn und seine Kollegen. Als wenn eine Spinn' einen Faden spinnt, da sei der Faden für jedermann und jedermann für den Faden, aber im Hinterteil der Spinne sei sein bescheiden Teil, nämlich das andre Etwas, das der zureichende Grund von dem ersten Etwas ist, und einen solchen zureichenden Grund müss' eine jedes Etwas haben, doch brauche der nicht immer im Hinterteil zu sein. Ich hätt' auch mit diesem Axioma, wie der Magister 's nannte, übel zu Fall kommen können. Daran hängt alles in der Welt, sagt' er, und, wenn einer 's umstößt, so geht alles über und d'runter.

Denn kam er auf die Gelehrsamkeit und die Gelehrten zu sprechen und zog bei der Gelegenheit gegen die Ungelahrten los. Alle Hagel, wie fegt' er sie! Dem ungelahrten Pöbel setzen sich die Vorurteile von Alp, Leichdörnern, Religion usw. wie Fliegen auf die Nase und stechen ihn; aber ihm, dem Magister, dürfe keine kommen, und käm' ihm eine, schnapps! schlüg' er sie mit der Klappe der Philosophie sich auf der Nasen tot. Ob und was Gott sei, lehr' allein die Philosophie, und ohne sie könne man keinen Gedanken von Gott haben usw. Dies nun sagt' der Magister wohl aber nur so. Mir kann kein Mensch mit Grund der Wahrheit nachsagen, daß ich 'n Philosoph sei, aber ich gehe niemals durch 'n Wald, daß mir nicht einfiele, wer doch die Bäume wohl wachsen mache, und denn ahndet mich so von ferne und leise etwas von einem Unbekannten, und ich wollte wetten, daß ich denn an Gott denke, so ehrerbietig und freudig schauert mich dabei.

Weiter sprach er von Berg und Tal, von Sonn' und Mond, als wenn er sie hätte machen helfen. Mir fiel dabei der Ysop ein, der an der Wand wächst; aber die Wahrheit zu sagen, 's kam mir doch nicht vor, als wenn der Magister so weise war, als

Salomo. Mich dünkt, wer 'was Recht's weiß, muß, muß — säh' ich nur 'nmal einen, ich wollt 'n wohl kennen, malen wollt' ich 'n auch wohl, mit dem hellen heitern ruhigen Auge, mit dem stillen großen Bewußtsein usw. Breit muß sich ein solcher nicht machen können, am allerwenigsten andre verachten und fegen. O! Eigendünkel und Stolz ist eine feindselige Leidenschaft; Gras und Blumen können in der Nachbarschaft nicht gedeihen.

Hier liegen Fußangeln

„Ich bin ein Barde." Freund, sind deine Augen helle?
G'nügt dir die Eichel und die Quelle?

Der Literatus

Als er geboren war und in der Wanne lag,
Da klapperte der Storch entsetzlich auf dem Dach,
Und seine Mutter rief und sprach:
„Das gibt einmal 'n großen Mann,
Hör' einer doch den Storch nur an!"

Über den Vorzug der Gelehrten,

mit einer langen Note aus 'm Baco.

Da hab' ich mich neulich gezankt, und das ist mir recht ärgerlich. Unser ein'm ist's wohl so sehr nicht zu verdenken; man versteht nichts Rechts, und dazu haben wir gemeinen Leut' unsre Leidenschaften, die uns oft bei 'n Ohren weiter ziehn, als man gern wollte, ja wohl; als man gern wollte; aber 's ist doch ärgerlich, und es fällt ein'm unterwegs immer wieder ein. Der Bach so ruhig, denk' ich denn, wenn ich über den Steg geh', und du hast so gezankt! Hm! 's ist 'n rechtes Leid mit den Leidenschaften! man könnt'

in der Welt leben wie ein Kind an Mutterbrust, wenn sie uns das Spiel nicht verderbten; aber sie verderben's! Am Mastbaum gebunden und Kütt in den Ohren ist mühsam und umständlich, und das Harfenstückchen ist schwer zu treffen[1]. — Ja, aber das ist recht kuriös, daß die Gelehrten auch zanken! die kennen doch 'was Bessers und können mit der Philosophie 'n Stück aufspielen, daß Tiger und Löwen händelecken, und Klötz' und Stein' anfangen zu tanzen. Das können die Gelehrten, das hat schon vor tausend Jahren einer getan, und was werden sie seit der Zeit nicht für Paspagees gelernt haben. Sans Komparaison! Neid, Eitelkeit, Geiz, Wollust und wie's Ungeziefer weiter heißt, da weiß 'n Gelehrter nicht von, das muß alles h'raus, und das ist nur noch erst so das Stimmen zur Musik, das Kämmen und Waschen zur Audienz beim Schnittermädchen des Himmels. Und doch zanken sie so viel und gewaltig untereinander, und das kann ich man eben nicht so recht begreifen, und da pflegt

---

[1] Restat de remediis parabola non abstrusa ea quidem, sed tamen prudens & nobilis. Proponuntur enim mali tam callidi, & tam violenti remedia tria. Duo a Philosophia: tertium a Religione. Atque primus effugii modus est, ut quis principiis obstet, atque omnes occasiones, quæ animum tentare & sollicitare possint, sedulo devitet: id quod obturatio illa aurium denotat; atque hoc remedium ad animos mediocres & plebeios necessario adhibetur, tanquam ad comites *Vlissis*. Animi autem celsiores etiam versari inter medias voluptates possunt, si decreti constantia se muniant: quin & per hoc, virtutis suæ experimentum magis exquisitum capere gaudent; etiam voluptatum ineptias & insanias perdiscunt, potius contemplantes, quam obsequentes: quod & *Solomon* de se professus est, cum enumerationem voluptatum, quibus diffluebat ea sententia claudat: *Sapientia quoque perseveravit mecum.* Itaque huiusmodi heroes inter maximas voluptatum illecebras se immobiles praestare atque in ipsis earum praecipitiis se sustinere queant; tantum ad *Vlissis* exemplum, interdictis perniciosis suorum consiliis & obsequiis, quæ animum maxime omnium labefactare & solvere possint. Præstantissimum autem in omni genere est remedium *Orphei;* qui laudes Deorum cantans & reboans, SIRENUM voces confudit, & summovit. Meditationes enim rerum divinarum, voluptates sensus non tantum potestate, sed etiam suavitate superant. *Baco de sapientia Veterum.*

mir denn allerlei dabei einzufallen, so allerlei Gleichung usw. Z. Ex. Als ich noch Knab' war mit den andern Knaben, war in unserm Dorf auch 'n Mädchen, hieß Rebekka. Sie hatt' ein Paar blaue Augen, und ihr Gesicht war weiß und rot, und alle wir Knaben buhlten um sie. Wie's manchmal trifft, daß 'n blindes Huhn auch 'n Korn findet, so ging's auch hier. De gustibus non est disputandum, kurz und gut sie drückte mir einmal unter vier Augen die Hand und sagte, daß ich's sei und daß ich's immer bleiben solle. Ich kann nicht genug sagen, was mir da für 'n Stein vom Herzen fiel, und wie mir nun Tag und Nacht so kurz, und alles so leicht ward. Mich verdroß keine Mühe, ich ließ fünf immer grade sein und war immer gutes Muts; und wie mir war, wenn die andern von dem Mädchen und ihrer Gunst disputierten und sich unter'nander zankten, wie mir denn war, und wie wenig ich Lust hatte mit zu zanken, das weiß ich wohl.

So will ich nur so viel sagen, 's sei recht albern, daß ich hier so 'n alt Schäferdönchen erzähle, das hier gar nicht hergehört; aber wenn einer beim Schnittermädchen des Himmels so stünde als ich bei der Rebekka, der würde gewiß nicht zänkisch und brumm'sch sein! und manchmal kann's einem wirklich so vorkommen, als ob's mit den Herren Gelehrten und dem Kämmen und Waschen und der Audienz nicht so allerdings richtig sein möchte.

Eine Korrespondenz
zwischen mir und meinem Vetter.

Hochedelgeborner
Hochzuehrender Herr Vetter,

Ich habe Ew. Hochedelgeborn etwas zu sagen und zu fragen, daran mir doch gelegen ist, und darüber ich seit einiger Zeit in einer Art von Verlegenheit bin.

Seht, meine Kinder wachsen heran, und ich weiß nicht: ob ich sie soll vernünftig, oder unvernünftig werden lassen.

Verstehen Ew. Hochedelgeborn wohl, wie das zu verstehen ist. Eigentlich unvernünftig will ich sie nicht haben, das kann der Herr Vetter auch wohl denken. Warum sollte ich sie unvernünftig haben wollen? So toll werde ich ja nicht sein, das können Ew. Hochedelgeborn wohl denken. Aber, ob es vielleicht mehr als Eine Vernunft gibt, ich kann in die heurige mich nicht finden. Sie nennen Dinge vernünftig, die ich unvernünftig, und Dinge unvernünftig, die ich vernünftig finde. Da bin ich nun zwischen Tür und Angel und weiß nicht: ob ich eine unvernünftige Vernunft, oder eine vernünftige Unvernunft vorziehen soll. Als zum Exempel, da haben sie das bekannte Ding von der permanenten Aufklärung, und daß von nun an alles mit Vernunftgründen getrieben und gezwungen werden soll. Das Ding scheint mir gar artig und bequem, und ich habe es so gerne begreifen wollen; aber ich kann es nicht begreifen. Das kann ich wohl begreifen, daß Vernunftgründe da hingehören, wo sie hingehören; aber das kann ich nicht begreifen, daß sie da hingehören, wo sie nicht hingehören, und ich komme immer darauf zurück: wo sie nicht dienen, da gehören sie nicht hin, und wo sie nicht hingehören, was sollen sie da? — Lacht man doch über jenen Prediger, der am Ufer stand und den Fischen predigte.

Dem Herrn Vetter kann ich's wohl sagen, ich habe auch einmal unter der Hand mit dieser neuen Art und Kunst einen kleinen Versuch bei meinen Kindern gemacht. Aber das wäre mir fast übel bekommen, und die Jungens hätten mich bald zum Hause hinaus räsoniert. Flugs ergriff ich wieder die strikte Observanz und halte seitdem strenge auf Gehorsam; und das geht viel besser. Auch ist, dünkt mich, Gehorsam an sich etwas Löbliches und Liebliches, und man kann ein Kind, das aufs Wort gehorcht, und so ein enfant raisonneur nicht nebeneinander sehen, ohne das eine zu lieben und dem andern die Rute zu gönnen.

Es gibt freilich gute Gründe: für alles, was ein Kind tun muß; aber selten kann das Kind die verstehen, und oft darf es sie nicht wissen, wenn nicht mehr verdorben als gutgemacht werden soll. Wie denn nun? Soll nun alles stehn und liegen bleiben;

und, weil das Warum nicht an den Mann will, auch das Was an den Nagel gehängt werden?

Ich denke, man wehrt lieber der ersten Not und gewöhnt die Kinder einstweilen an das Was.

Das Warum ist ein heimlicher Schatz, der ihnen aufbewahrt bleibt, und der am besten vor der Hand mit Fideikommiß belegt wird, bis sie zu Verstand kommen. Dann mögen sie ihn finden und einsäckeln und uns im Grabe danken.

Aber ich gehe noch weiter, Herr Vetter, und sage: daß oft unvernünftige Gründe, die helfen, Gott vergeb' mir die Sünde, besser sind, als vernünftige, die nicht helfen.

Der Herr Vetter weiß, daß die Wahrheit einem ehrlichen Kerl über alles geht. So gibt es auch Unwahrheiten und Aberglauben, die durchaus ausgerottet und nicht geduldet werden müssen. Ich meine nur, daß die Vernunft nicht immer gradezu und ohne Unterschied zufahren muß, und daß es Fälle gibt, wo es besser ist, sich, um einer guten Absicht willen, bis weiter so gut zu helfen, als man kann. Nimmt man es doch keinem Menschen übel, wenn er seinen Freund hinters Licht führt, um ihm eine Freude zu machen und ihn auf einen Fleck hinzubringen, wo er ihn haben will, und wo er ihn mit der Wahrheit nicht hinbringen konnte, ohne das ganze Spiel zu verderben.

Ich will ein Exempel geben. Der Herr Vetter weiß die Kinderstubensage: „daß neugeborne Kinder nicht allein gelassen werden dürfen, weil sonst der Alp das Kind holt und dafür einen Wechselbalg in die Wiege legt." Nun will ich grade nicht dafür stehen, daß es Wechselbälge gibt; ich, für meine Person, habe nie keinen gesehn, es möchte denn sein, daß die Wärterin der Vernunft der Zeit nicht auf ihrer Hut gewesen wäre. Aber ich weiß, daß gute Gründe vorhanden sind, die Wärterinnen glauben zu machen: daß sie neugeborne Kinder nicht aus den Augen lassen dürfen; und daß diese Gründe bei allen Wärterinnen nicht rechtskräftig sind. Wenn nun jemand, der das auch wußte und die Natur der Wärterinnen besser kannte als unser eins, wenn nun der den Alp und Wechselbalg inventiert hätte, um allen neugebornen Kindern

einen Dienst zu tun: wer ist der Klügste, der, der den Wechselbalg auf die Bahn brachte, oder der Ritter Sankt Georg, der ihn mit seinem Lichtspeer erlegte?

Aber, es gibt doch vielleicht keine Wechselbälge! Wohl wahr. Aber wer weiß, wieviel es vielleicht nicht gibt von dem, was andre täglich inventieren; und wer kann sagen, ob alle die hochberühmten Kinder, die in der philosophischen Wiege gewiegt werden, echt sind? Was schadet denn ein Wechselbalg mehr oder weniger, wenn er sonst nur kein Gift unterm Schwanze führt?

Der Erfinder des Wechselbalgs mochte wohl auch wissen, daß es keine Wechselbälge gibt; aber er stellte sich dumm, weil er Gutes stiften wollte. Wer die Kunst versteht, verrät den Meister nicht. Aber der Ritter Aufklärer Sankt Georg verstand die Kunst nicht, plapperte die Sache aus und störte das Gute. Und ist das so etwas Großes, und des Geschreies wert?

Der Herr Vetter mag nun sagen, wer recht hat; der, der sich klug dünkt, oder der, der sich dumm stellt? Und ob alte Leute nicht Kinder- und Kälbermaß wissen müssen usw. Und so viel von dem ersten Punkt, oder von Aufklärung und Aberglauben.

Der zweite Punkt betrifft Glauben und den allgemeinen Sturm, den die Vernunft itziger Zeit auf geoffenbarte Religion läuft. Und da habe ich mich bei Ew. Hochedelgeborn gehorsamst erkundigen wollen: ob es damit auch wohl Not haben sollte?

Ich zwar kann es mir kaum einbilden. Denn sieht der Herr Vetter, ich habe, sans Kompräson, nur ein Geheimnis: Tinte zu machen, und das ist ja nur ein kleines und schlechtes Geheimnis; alle Welt macht Tinte. Aber laß die Vernunft mir doch einmal a priori mein Rezept raten. Und was einer nicht raten kann und nicht weiß, darüber kann er, dünkt mich, doch eigentlich nicht urteilen und richten.

Doch die Vernunft soll so überaus kunstreich sein, daß sie das kann. Nun so mag sie denn beweisen und bewiesen haben, so viel sie will: daß meine Kunst Tinte zu machen nicht tauge, und daß es gar solch eine Kunst nicht gebe. Aber was geht das mein

Rezept an? Hab' ich's darum weniger? Und wird es darum keine gute Tinte machen? —

Und doch will die Vernunft über das Geheimnis der Religion richteln! —

Und wenn der Schäker noch was Bessers an ihrer Stelle zu geben hätte. Aber das fehlt viel.

Was sie „natürliche Religion" nennen, ist wohl eine feine äußerliche Zucht, aber es ist nicht würdig und wohl geschickt.

Dem Menschen muß Etwas wahr und heilig sein! Und das muß nicht in seinen Händen und nicht in seiner Gewalt sein; sonst ist auf ihn kein Verlaß, weder für andre noch für ihn selbst. Was soll doch einer für Furcht vor Göttern haben, die er selbst inventiert und gemacht hat? Und was kann er von ihnen für Trost erwarten? — Auch ist das scharfsinnigste Gemächt der Selbstgöttler eigentlich nur zum Staat und für die guten Tage, und ich hab's mehrmal gesehn, Vetter, wenn's was gilt, so lassen sie die Ohren hängen.

Und nun zum Beschluß noch eine Frage: Soll ich meine Kinder die „kritische Philosophie" studieren lassen oder nicht studieren lassen? Die Meinungen über die Philosophie sind so verschieden. Einige sagen, daß sie von Nichts zu Etwas, und andre wieder, daß sie von Etwas zu Nichts führe. Nun ist mir das Nichts von jeher in der Seele zuwider gewesen, und ich habe nie können recht dahinter kommen, was es eigentlich für ein Ding ist. Ich mag es sonst wohl, daß meine Kinder von allem mitsprechen können. Nur muß es sie nicht verderben. Verdorben will ich sie nicht haben, für keinen Preis.

Ich wollte sie so gerne gut haben, lieber Vetter! Gib mir Rat dazu, und ich lasse mir einen Finger für Dich abhacken.

Der ich die Ehre habe mit besonderer Hochachtung zu sein,

Hochedelgeborner

Hochzuehrender Herr Vetter,

Ew. Hochedelgeborn

ganz gehorsamer Diener usw.

Sparet den Finger, Vetter! Denn, wenn ich Euch probaten Rat geben könnte, so wäre er doch zu wenig, und für das, was ich Euch geben kann, ist er viel zu viel.

Ich protegiere Eure Philosophie mit Leib und Seele, Vetter; doch rate ich immer, daß Ihr Eure Kinder vernünftig werden lasset.

Mit den Produkten der Zeit müßt Ihr es so genau nicht nehmen. Die Vernunft ist heuer Mode, und Ihr wißt wohl, wie es mit den Modewaren ist. Sie sind nicht immer solide gearbeitet und können es, bei der Menge, die gefodert wird, und bei der Verschiedenheit der Lieferanten, auch nicht sein. Übrigens halten sie ihre Zeit, und so weiter.

Was den zweiten Punkt, oder den Sturm, der auf geoffenbarte Religion gelaufen wird, anlangt: da sollte ich nicht denken, Vetter, daß es damit Not hätte. Haltet Ihr nur Euer Tintenrezept unter Schloß und seid ganz ruhig. Die Leute zu Eleusis hatten weiland auch ein Rezept: Tinte oder sonst etwas zu machen, und daran rät die Vernunft nun schon an die dreitausend Jahre, und noch hat sie es nicht geraten. Gewisse Talente kann man ihr nicht absprechen, und es mag wohl sein, daß einige Leute sie zu scheel ansehen und zu despektierlich von ihr denken und sprechen; aber verlaß Dich sicher darauf, daß es Dinge gibt, die sie, ungeholfen, nicht kann und nicht weiß.

Seht, es ist eigends mit ihr bestellt. Wo in abstracto gespielt wird, da ist sie sehr behende in die Karten zu kucken und ihr Spiel zu machen. Aber bei dem Positiven will es nicht fort. Und, Vetter, wenn sie auch Euer und aller Welt Geheimnisse raten könnte und geraten hätte, so liegt doch das Geheimnis der Religion sehr sicher; denn das ist einzig und sondrer Art.

Deswegen blieben auch sonst die größten Weltweisen, wie zum Exempel Newton, Baco, Boyle usw., wenn sie Geheimnisse der Natur oder der Kunst geraten hatten, vor diesem mit Bescheidenheit und Respekt stehen. Und, wenn das neuerer Zeit nicht

geschieht; so geschieht das, nicht weil die neuen Newtons besser und mehr wüßten, warum sie weiter gehen, denn das fällt ihnen selbst wohl nicht ein; sondern weil sie nicht mehr wissen und verlernt haben, warum sie stehen bleiben sollten; es geschieht, weil gewisse Leute, die sonst wenigstens den Wohlstand respektierten, dahin verfallen sind, selbst weiter zu gehen und es hierin einer dem andern zuvorzutun; und weil die Welt nach und nach leichtsinnig gemacht und gewöhnt ist, sich dergleichen Dinge gefallen zu lassen, oder gar zu bewundern. Bewundre Du dergleichen Dinge nicht und bleibe auf Deinem Wege. Du brauchst denn auch nicht umzukehren, wenn der Rausch vorüber sein wird.

Wir fühlen wohl alle die großen Schwierigkeiten der Abschaffung aller Imperative und der Verwandlung der Moralität in Heiligkeit. Aber darum. Wir haben die Idee der Sache; die Tradition sagt: sie ist wahr und ist geschehen; und uns alle in unserm Innersten verlangt und dürstet darnach. Daß Du es nicht begreifen kannst, das hat nichts zu sagen. Wie viel kannst Du nicht begreifen, oder lieber was kannst Du begreifen von dem, was vor Augen ist? Und dies liegt hinter dem Berge.

Wenn einer für sich es nicht glauben kann, so ist das gut. Ein ehrlicher Mann kann nicht glauben, was er nicht glauben kann. Will er aber andre Leute auch nicht glauben lassen und eine Sache leugnen und bestreiten, die so viele gescheute und tugendhafte Menschen glauben und geglaubt haben, so ist das nicht gut, und man muß ihn der edlen Bescheidenheit erinnern. Und wenn er gar beweisen will, daß die Sache nicht möglich sei, so muß man ihm grade ins Gesicht lachen.

Endlich auf Eure Frage wegen der kritischen Philosophie kann ich Euch nicht anders als zweischneidig antworten. Seht, diese Philosophie hat viel Gelenke und ist fein ineinander gefügt, und es gehört Talent dazu, zu folgen und sich durchzuarbeiten.

Sind Eure Kinder also muntere Bursche, die da wissen, was sie wollen und die an Mut und Geist gerade keinen Mangel haben, so laßt sie daran gehen und sich versuchen und ihre Kräfte üben. Sie werden nicht ruhen, bis sie durchhin sind, und dann sehen, was sie haben. Und das wird ihnen den Magen nicht verderben.

Sind sie aber nur mittelmäßige Gesellen, so macht ihnen diese Philosophie schwarz und haltet sie davon zurück. Denn sie bleiben doch nur darin hängen wie die Lerchen im Netz, und das treibt das Geblüte zu Kopf und taugt nicht.

Zwar sie würden nicht alleine hängen, und es würde ihnen an Gesellschaft nicht fehlen. Aber es ist das doch eine unbequeme Art zu existieren.

Und da lob' ich mir die Philosophen, die sich setzen, wie die allerneuesten tun.

Lebt wohl, Vetter.

Der ich auch die Ehre habe zu sein

Ew.

ganz gehorsamer Diener usw.

Passe-temps zwischen mir und meinem Vetter in der Schneiderstunde

(Twilight)

„Ich wollte, daß der Herr Vetter bei Kasse wäre; ich brauche 'n Gulden Geld."

„Etwa eine neue Kanone? Oder irgend eine schöne Erzstufe fürs Kabinett?"

„Nein! Ich wollte mir den Kulmus kaufen. Das von der Weisheit geht mir so im Kopf herum und von der Selbsterkenntnis, die dazu führen soll. Vetter, ich will und muß den Menschen, will und muß mich selbst erkennen lernen."

„Und das denkst du mit dem Kulmus zu zwingen?"

„Ja, der soll's beschrieben und gekonterfeiet haben, wie der Mensch innerlich gestaltet ist."

„Nun denn, da ist 'n Gulden. Nur sei fleißig und merke wohl! wie der Zwölffinger-Darm und die Glans pinealis usw.

aussehen; denn du sollst uns diesen Winter, wenn die langen Abende kommen, ein Collegium anatomicum lesen und unser Praesector und Kulmus werden.

Aber höre, weil du's bist, muß ich dir eins sagen: nämlich, daß der obgedachte Zwölffinger-Darm und die Glans pinealis usw., ob sie gleich tief im Abdomine und Cerebro stecken, doch ebenso äußerlich sind als deine Nase."

„Denn gehen der Darm und die Glans mich auch nichts an."

„Warum nicht? — Es ist doch nützlich und angenehm das zu wissen, und wenn du gleich kein Doktor werden willst."

„So glaubt der Herr Vetter in Ernst nicht, daß ich beim Kulmus das Innerliche sehen werde?"

„Du mußt's versuchen. Nur wenn du etwa der Art nichts sehen solltest, daß du mir nicht kommst und sagest: es sei auch nichts Innerliches! Denn dazu sind mir mein Vetter und mein Gulden zu lieb.

Um dich indessen vorläufig einigermaßen zu orientieren, so merke wie folget: Was du mit deinen zwei Augen sehen willst, das muß auch mit deinen zwei Augen können gesehen werden; was aber mit deinen zwei Augen gesehen werden kann, das ist äußerlich; und was äußerlich ist, das ist nicht innerlich."

„So bin ich unrecht berichtet. Da hat der Herr Vetter den Gulden wieder."

„Nicht doch, Vetter. Seht's an! Dazu habt Ihr ja Eure zwei Augen, daß Ihr damit ansehet, was Ihr damit sehen könnt. Auch möget Ihr aus dem Äußerlichen des Innerlichen wohl wahrnehmen und vielleicht kluge Vermutungen machen. Ich sage nur davon, daß das Innerliche selbst nicht mit Euren zwei Augen gesehen werden kann, und daß Ihr sie, was das anlangt, sicher zumachen könnet, ohne etwas zu verlieren."

„Ist der Herr Vetter 'n Freund von Schwärmerei?"

„Bist du toll?"

„Aber, wo die zwei Augen aufhören, geht da nicht die Schwärmerei an?"

„Da sei Gott für! Das wäre der Wahrheit das Terrain sehr

klein zuschneiden, oder vielmehr ihr gar keins geben; denn Ihr wißt, daß es Leute gibt, die da sagen: in dem, was vor Augen ist, sei keine Wahrheit!

Nein Vetter, die Schwärmerei fängt da weder an, noch hört sie da auf; denn wenn Löwenhoeck oder Linneus Wundertierchen und -würmer sehen, die nicht da sind, so sind sie auch Schwärmer. Nur auf dem andern Gebiet ist die Entscheidung nicht so leicht, weil es da mit dem Augenzeugnis und den Augenzeugen, in deren Mund bekanntlich die Wahrheit besteht, mehr Schwierigkeiten hat. Auch will ich dir zugeben, daß auf diesem Gebiet kein Mangel an Schwärmerei sei, und daß da vieles für Wahrheit ausgegeben werde, was Schwärmerei ist; und das taugt nicht, Vetter, und soll nicht sein. Aber du kannst auch glauben, daß vieles da für Schwärmerei gehalten wird, das Wahrheit ist; und das taugt noch weniger, und ist großer Verlust, nämlich für die, so es für Schwärmerei halten, denn die andern verlieren nichts dabei."

„Wie weiß ich denn aber, was Wahrheit und was Schwärmerei ist?"

„Hör! Wer dir darüber 'was Gescheutes sagen soll, der muß klüger sein, als ich bin. Sprechen und schreiben läßt sich viel von Schwärmerei; aber du weißt, wie das denn so mit dem Sprechen und Schreiben ist.

Das Allgemeine der Sache ist nicht so schwer; und das hab' ich dir schon gesagt und will's dir der Deutlichkeit wegen noch einmal an einem Exempel vorhalten.

Du liesest Zeitungen, weiß ich, ohne eben ein großer Politikus zu sein. Da wirst du denn unter andern auch von deiner Lieblingsfestung Gibraltar gelesen haben, daß sie den vorigen Herbst sehr warm gehalten ward; und daß sie anfing, Mut und Tapferkeit ausgenommen, an allem Mangel zu leiden; endlich daß Lord Howe den 11. September mit einer mächtigen Flotte von England absegelte, um dem klugen Gouverneur zu bringen, was er nicht hatte.

Du kannst denken, daß die Soldaten zu Gibraltar, als sie die letzte Tonne Pulver und Zwieback angebrochen hatten, fleißig

werden nach Westen geguckt haben, und daß ein jeder von ihnen sehr geneigt gewesen ist, eine in der Ferne kreuzende französische oder spanische Fregatte für das erste Schiff von Barringtons Division zu halten.

Wenn nun das der Fall gewesen wäre, oder wenn den 7. oder 8. Oktober, als Howe noch auf der Höhe von Lissabon mit den Stürmen kämpfte, ein Soldat zu Gibraltar sich von den Wällen die Augen blind geguckt und sich endlich eingebildet hätte, die hilfreiche Flotte zu sehen?"

„Der wäre ein Schwärmer gewesen."

„Und wenn dieser Soldat seinen Kameraden alles genau und haarklein beschrieben hätte, Vorder- und Hintertreffen, Flaggschiffe und Transportschiffe, Kutters und Fregatten usw., und darauf geschworen hätte, daß er das alles wirklich sehe?"

„Wäre ein Schwärmer gewesen."

„Und wenn er so lange hinaus ins Meer gezeigt und gefingert hätte, daß er sich einen Anhang gemacht, und die nun, wie er, das alles auch gesehen hätten?"

„Wäre ein Schwärmer gewesen."

„Und wenn er vor Überzeugung seine Rations und Portions auf drei Tage flugs auf einmal verzehrt und seiner Partei das nämliche geraten hätte, weil Howe vor der Tür sei und mehr bringe usw.?"

„Wäre ein Schwärmer gewesen."

„Gut das! Umgekehrt: Howe ist wirklich im Anzuge, und eine Schildwache hat Augen, die eine halbe Meile weiter tragen als die Augen der übrigen Garnison, wie das ja mit den Augen verschieden ist. Und nun soll diese Schildwache die englische Flotte in der halben Meile weiter wirklich daher kommen sehen?"

„Der wäre kein Schwärmer."

„Und wenn die ganze Garnison und alle berühmten Seher unter ihnen und alle Ingenieurs und Konstabels und die Magazin- und Proviantmeister und der Regimentsfeldscher und der Bibliothekar von Gibraltar und selbst der alte menschlich gesinnte Elliot nichts sahen?"

„Wäre kein Schwärmer."

„Die Garnison bestand etwa aus vier- bis sechstausend Mann; wenn ihrer hundert tausend gewesen wären, die alle nichts sahen?"

„Wäre kein Schwärmer."

„Und wenn sie alle über die Schildwache gelacht und demonstriert hätten, daß sie toll und wahnsinnig sei? usw."

„Wäre kein Schwärmer."

„Also: nicht der mehr sieht als die andern, sondern der sich mehr einbildet zu sehen, als er wirklich sieht, der ist ein Schwärmer. Und merke noch an diesem Exempel, daß der Ingenieur und Feldscher und Bibliothekar und alle die hunderttausend Lacher auf gewisse Weise bona fide agieren und recht haben können; denn sie sahen wirklich nichts, und soweit ihr Auge reichte, war keine Flotte. Der Fehler ist nur der, daß sie auch über die halbe Meile weiter richten wollten, wo ihre Augen nicht mehr judices competentes waren.

Und nun, Vetter, ich für meine Person bin nur ein simpler Konstabel und nicht die Schildwache quaestionis; aber ich glaube solche Schildwachen und solche Augen, die weiter und mehr sehen als ich, von ganzem Herzen. Und wer das nicht tut, der muß, dünkt mich, ein ziemliches Pretium Affectionis auf sich und seine Augen setzen, und man kann ihm nicht mit Recht zur Last legen daß er die schöne Tugend der Demut und Bescheidenheit übertreibe."

„Alles gut und sehr wahr; aber ich bin doch damit nicht klüger über Weisheit und Selbsterkenntnis."

„Du hast recht. Aber, was willst du eigentlich von der Weis-
heit haben? — Hör, Vetter, schütte mir dein Herz einmal recht aus."

„Alle Menschen wollen gern glücklich sein, sie mögen in Häusern oder in Hütten wohnen, mögen nackt oder bekleidet einhergehn, vom Raube leben oder das Feld bauen, Baal oder Bel opfern. Nun aber liegt für uns das Land des Friedens und der Glückseligkeit im Verborgenen. Wir ahnden nur und suchen, 'n jeder auf seinem Wege, und gehen irre. Zwar die bessern Menschen werden des Irrtums wohl inne, kehren um und setzen sich reuig auf einen

Stein am Wege. Aber was sind sie damit gebessert? Sie wissen wohl was sie nicht gefunden haben, wo sie das aber finden sollen, wissen sie nicht; und so treiben sie auch auf dem wilden Meer ohne Rat und Ruder, und die Nacht kommt heran. Denn über dem Irren und Fragen und Forschen werden wir immer älter, kömmt uns der Tod immer näher, und man will doch gerne wissen, woran man ist."

„Du fängst gut an, und wenn du so fortfährst, werde ich diesmal von dir zu lernen haben. Wir haben es sonst bisher so gehalten, daß ich von uns beiden der Klügste gewesen bin.

Du erwartest also von der Weisheit sichere Auskunft?"

„Und wenn sie die gewährte, Vetter, wie herzlich willkommen würde sie nicht allen Menschen sein! und wie von ihnen umringt werden!"

„Das sollte man freilich denken.

Aber es scheint in der Welt kein Mangel an Glückseligkeit zu sein, und die Menschen müssen sie wohl gefunden haben."

„Ja, Vetter, die armen Menschen! Sie halten diese Welt für das Land des Friedens und der Glückseligkeit und segeln mit dem Strom. Und wer von uns, wenn wir ehrlich sein wollen, kann sich rühmen, daß er sich diesen Weg nicht betören lasse, mehr oder weniger!"

„Und also meinst du nicht, daß man auf diesem Wege recht sei?"

„Wahrhaftig nicht."

„Übereile dich nicht, Vetter; er ist doch sehr natürlich, und du sagst selbst, daß so viele Leute sich da recht glauben."

„Wie kann ich mich übereilen? Es besteht ja nicht, und wenn's nichts weiter wäre!

Und selbst solang es währt, scheint's nur, ist aber nicht. Denn man erfülle dem Ehrsüchtigen, dem Geldgeizigen, dem Wollüstling, dem Mann von Eitelkeit usw. — man erfülle ihm alle seine Wünsche, und was ist's denn? — Das Auge sieht sich nicht satt, und das Ohr hört sich nicht satt, und ich habe noch keinen dieser Art gesehen, der sich ruhig in die Arme genommen und gesagt hätte: ich habe genug. Alle solch Glück ist mehr mühseliges Hinstreben zum Genießen als wirklicher Genuß, ist keine Flamme, die aus sich selbst brennt, sondern man muß beständig neue Reiser anlegen, neues Öl zugießen, daß sie nicht verlösche, und am Ende verlöscht sie ja doch.

Nein, Vetter, es muß für den Menschen eigenes Glück geben! Und was man auswärts erbetteln muß und nicht behalten kann, ist ja nicht eigen."

„Gib die Hand, Vetter, du magst wohl nicht unrecht haben! Denn aber ist doch auch ohngefähr abzusehen, wo die Glückseligkeit herkommen muß. Mehr als Leib und Geist haben wir nicht. Wenn sie also in dem, was des Leibes ist, nicht gefunden wird, so bleibt ja nur ein zweites und höchstens ein drittes übrig?"

„Wohl wahr! Aber ich sehe doch da in einen dunkeln Ort."

„Du glaubst doch, daß wir einen Geist in uns haben?"

„Warum frägt der Herr Vetter das?"

„Weil unsre zwei Augen nicht viel vom Geist sehen, und du vorhin meintest: wo die zwei Augen aufhörten, gehe die Schwärmerei an."

„Vetter! wenn ich im Menschen keinen Geist glaubte, so hätt' ich mit dem Menschen nichts zu tun, und ich wollte lieber 'n Esel sein. Denn hätt' ich wohl nicht Freude, aber ich hätte auch kein Leid und keine Unruhe, und ich trüge meinen Mehlsack und käute meine Disteln, bis ich ausgekäuet und ausgetragen hätte."

„Was hast du denn für Unruhe und für Leid?"

„Ah, du weißt ja wohl, wo uns der Schuh drückt; weißt ja wohl, daß ein Janus bifrons in uns ist, Ein Kopf mit zwei Gesichtern, die nach verschiedenen Seiten sehen."

„Fahre fort, Vetter! Was meinst du?"

„Daß der Mensch keinen Hausfrieden in sich hat, das mein' ich; daß es uns so lieblich dünken kann und uns doch betrügt und hinterher wurmt und graue Haare macht; daß man das Bessere wissen kann und das Unedle tun; daß wir von uns selbst gerissen und gehudelt werden! — Und uns selbst bringen wir allenthalben hin, uns selbst treffen wir überall an."

„Aber wenn z. E. Conrad I. in seinem Leben von Heinrich

dem Sachsen viel Verdruß hat und doch am Ende alle die Seinen vorbei geht und ihn zu seinem Nachfolger vorschlägt, weil das Reich des bedurfte; wenn Scipio in Feindes Land das junge schöne Mädchen, das ihm seine Soldaten brachten, in sichere Verwahrung nimmt und sie ihren Eltern unschuldig wieder gibt: so sagen doch alle Menschen, daß das edle Handlungen sind, und man bewundert sie."

„Und das von Rechts wegen. Was bewundert man aber eigentlich? — daß Scipio eingesehen hat: es sei besser, das Mädchen unschuldig zurückzugeben? das sieht ein jeder von uns ein; — daß er den Willen gehabt hat, sie zurückzugeben? auch das nicht, denn das möchten wir gewiß alle gern getan haben; — sondern daß er's hat tun können. Ein jeder fühlt in sich, was dem Scipio im Wege gewesen ist, und was Held Scipio überwunden hat.

Wohl ist die Tugend ein Kleinod; und gebe Gott, daß die Menschen das nicht bloß sagten. Sie würden wohl an sich tun! denn wenn der Geist das Feld behält und sein Recht behauptet, das freut Gott und Menschen, und du kannst denken, daß der, in dem es geschieht, nicht leer dabei ausgehe! Wohl ist die Tugend ein Kleinod für den Menschen; das schönste und köstlichste Kleinod in dieser Welt, womit er sich schmücken, und das einzige, wodurch er sich wirklich groß und bewundernswert machen kann. Wie der Bart das Wahrzeichen des Mannes, so ist sie das Wahrzeichen des Menschen, und wer es nicht an sich hat, der ist unehrlich und ein Leibeigener. Du siehst: wenn Scipio Böses getan hätte: und was die Tugend ist!! Zugleich aber siehst du auch: was die Menschen sein müssen, wenn die unter ihnen, die sich an der Kette haben, daß sie kein Unglück anrichten, wenn die unter ihnen so groß und bewundernswert sind."

„Aber die Gelehrsamkeit heißt ja eine Nahrung des Geistes, so mache damit dem unglücklichen Streit ein Ende."

„Reite mir 'nmal Kurier auf einem gemalten Pferde, wenn es ohne Fehl gezeichnet wäre; und melke der Herr Vetter 'nmal des Myron's Kuh! — Und bis an Myron's Kuh und die Zeichnung ohne Fehl ist weit hin."

„Keine Spekulations! Die Erfahrung muß entscheiden. Wenn es nun notorisch wäre, daß die Gelehrsamkeit immer und zu allen Zeiten ihre Verehrer zu guten, friedfertigen, edlen, unverlegenen glücklichen Menschen machte?"

„Sollte mir fürwahr recht lieb sein, auch des Herrn Vetters wegen."

„Es gibt eine Erkenntnis a priori, Vetter, und eine reine Vernunft, und dadurch ergründen und erweisen doch die Gelehrten viele Dinge?"

„Es mag wohl eine Erkenntnis a priori und eine reine Vernunft geben, Vetter! Wenn aber die Meinungen der Gelehrten über eine und dieselbe Sache so vielfältig verschieden und oft einander grade entgegengesetzt sind, und doch ein jeder die seinige aus der Vernunft beweist und herleitet; —"

„Ja, was willst du denn?"

„Ich will nichts; aber das Faß schwebt mir vor Augen, daraus der Wirt alle Arten von Wein zapft, die gefodert werden.

Ich habe heute keine Lust zu lachen, Vetter. Allerdings ist die Welt der Gelehrsamkeit viel schuldig, und was in ihr nützlich und ausgemacht ist, wer wird das nicht mit Dank annehmen und mit Dank erkennen? wer die Kühnheit und den Scharfsinn vieler Gelehrten und ihren mancherlei unsäglichen Fleiß nicht schätzen und hochachten und sie, als die ein in sich edleres Geschäft treiben, geehrt und reichlich belohnt wünschen? —

Ich sehe in den Zeitungen kein Schiff aus Ostindien zu Cork oder Brest einlaufen, oder ich denke mit Bewunderung an die fünf Finger des Menschen und an seinen Kopf, der auf dem großen wilden Meer Weg und Steg berechnen lehrte; und wenn mein Kalender 'n Durchgang durch die Sonne oder eine Mondfinsternis weissagt auf Tag und Minute, und ich sehe nun auf Tag und Minute den Erdschatten und Stern eintreten, so werf' ich den Hut in die Höhe und gebiete allen Leuten im Hause, daß sie Respekt für den Kopf des Menschen haben. Aber ein jedes Ding nach seiner Art — denn so schön z. E. die Sterne auch sind, so denk' ich doch, das Schönste und Beste ist unsichtbar, wo wären sie sonst hergekommen;

und da verläßt uns die Gelehrsamkeit! Dazu bleiben wir nicht ewig unter den Sternen, und unser Erdenleben ist nur eine ganz kleine Strecke auf der ganzen Bahn unserer Existenz; und da verläßt uns die Gelehrsamkeit! Und da ist doch der unrechte Ort verlassen zu werden! So haben auch die guten Gelehrten immer gedacht; und die nicht so denken und sich mehr glauben, als sie sind, die lügen in ihren eigenen Beutel, und davon wird er nicht voll!

Vor einiger Zeit starb mir meine Mutter. Sie hielt vorher viel aus, still und gelassen, wie sie immer war, und konnte nicht leben und nicht sterben. Einige Tage vor ihrem Ende reisten wir alle noch zu ihr und standen da um ihr Bette und sahen sie an, einer so klug wie der andre. Ich wollte mir mein Herz gerne trösten und wollte ihr noch so gerne was zuliebe tun; aber essen und trinken mochte sie nicht mehr, mochte auch sonst nichts mehr. Ich dachte an alle die großen und kleinen Erfindungen der Menschen, davon du mir gesagt hast: an die Seelen-Lehre, an Newtons Attraktions-System, an die Allgemeine deutsche Bibliothek, an die Genera Plantarum, an den Magister Matheseos, an den Calculum infinitorum, an die grade und schiefe Ascension der Sterne und ihre Parallaxen usw., aber es wollte mir alles nichts verschlagen — und sie lag out of reach! lag am Abhang und sollte hinunter! und ich konnte nicht einmal sehen, wo sie hinfiel. — — Da befahl ich sie Gott und ging hinaus ... und machte ein Sterbegebet, daß sie's ihr vorläsen. Es war meine Mutter und hatte mich immer so lieb gehabt, und ich konnte doch nichts anders! —

O Vetter, wenn dir ein Mensch vorkömmt, der sich so viel dünkt und so groß und breit dasteht, wende dich um und habe Mitleiden mit ihm. Wir sind nicht groß, und unser Glück ist, daß wir an etwas Größers und Bessers glauben können."

Kleine Geschichtchen,
samt was man daraus lernen soll.

Es war 'nmal ein König in Persien, der hieß Kulichan, 'n rechter Unhold gegen die Menschen. Den Mogoln, seinen Nachbarn, fiel er ins Land und nahm ihnen alles weg, was sie hatten, und schleppte es nach Persien.

Die eroberten Schätze machten ihn nicht besser, und er wütete noch ärger wie vor. Als er's nun so gar arg machte, vergaßen einige Große des Landes ihrer Pflicht, machten einen Aufruhr und setzten ihm das Messer an die Kehle. Da hätte er's gerne besser gehabt und schrie und flehte: „Barmherzigkeit, Barmherzigkeit." Die Aufrührer gaben ihm aber zur Antwort: „Du hast in deinem Leben keinem Menschen Barmherzigkeit getan; so soll dir Hund auch keine widerfahren." Und damit fuhr das Messer durch die Kehle.

Was soll man daraus lernen?

Antwort: Daß man Barmherzigkeit tun soll, ehe das Messer an der Kehle sitzt.

Es war 'nmal ein, ich weiß nicht, wer, der war, ich weiß nicht, wo, und wollte sehen, ich weiß nicht, was.

Voll so arg ist's nicht, aber sehr viel weiß ich doch wirklich von dem Geschichtchen nicht, das ich erzählen will. Also:

Es war 'nmal ein Europäer, der war in Amerika und wollte den berühmten Wasserfall eines gewissen Flusses sehen. Zu dem Ende handelte er mit einem Wilden, daß der ihn hinführte, denn das Land war ungebaut, und es gingen da keine Ordinari- noch Küchenposten. Als die beiden ihren Weg vollendet hatten und an den Wasserfall hinkamen — machte der Europäer große Augen und untersuchte, und der Wilde legte sich, so lang er war, auf sein Angesicht nieder und blieb so eine Zeitlang liegen. Ihn fragte sein Reisegefährt: wozu und für wen er das tue? Und der Wilde gab zur Antwort: für den großen Geist.

Was soll man daraus lernen?

Antwort: Den Unterschied zwischen Natur und Kunst.

Es war 'nmal ein kleiner Konrad, des alten Konrad Sohn, der wollte sein väterliches Reich Sizilien, das der dritte Mann

einem andern gegeben hatte, mit Gewalt wieder nehmen; verlor aber die Schlacht gegen den andern, Karl genannt, und ward gefangen und ein Prinz Friederich, der aus Vetter- und Freundschaft mit ihm gezogen war, desgleichen. Karl ließ beide zum Tode verurteilen, und das Urteil ward auf dem Markt zu Neapel vollzogen. Friederich von Österreich mußte zuerst herhalten, und Konradino, der ca. 17 Jahr alt war, sahe zu, nahm den abgehauenen Kopf seines Freundes von der Erde auf und küßte ihn und ward denn auch enthauptet. Übrigens war er der letzte der Hohenstaufen.

Was soll man daraus lernen?

Antwort: Daß man kein Hohenstaufe sein soll.

Es war 'nmal ein Polykarpus, der war ein Christ und zugleich Bischof von Smyrna, und den verfolgten deswegen die Heiden und schleppten ihn vor den Richter, daß er verbrannt würde, und der Richter tat ihm den unverschämten Antrag, daß er Christum lästern sollte. „Ich diene ihm nun sechsundachtzig Jahre," antwortete Polykarpus, „und er hat mir kein Übels getan. Wie sollt' ich denn meinen Herrn und Heiland lästern?" Indes war er's gern zufrieden, daß er verbrannt würde, und das geschah denn auch.

Was soll man daraus lernen?

Antwort: Daß das eine gute Herrschaft sein muß, für die man nach sechsundachtzigjährigem Dienst noch gerne durchs Feuer gehen will.

Der geneigte Leser wird vielleicht bemerkt haben oder noch bemerken, daß ich in diesem Teil etwas gelehrter bin als in den vorigen Teilen. Das kommt von den Stunden her, die mein Vetter von Zeit zu Zeit mit mir hält. Damit man seine Methode sehe, will ich doch eine zur Probe hersetzen.

„Guten Morgen, Herr Vetter."

„Guten Morgen. Hast du gut geschlafen?"

„Recht gut."

„Nun, so wirst du gestern vernünftig gelebt und beschlossen haben?"

„Ich hoffe, ja."

„Dabei bleib. Es hat's kein Mensch mehr Vorteil als du. Komm, setze dich her. Wollen Gott danken, daß wir gut schlafen können."

„Aber ich habe um Mitternacht geträumt."

„Das hast du gut gemacht. Sieh, grade so ist das menschliche Leben. Davon sind auch Anfang und Ende nur natürlich, und die Mitte ist Rausch und Traum!

Das übrige morgen. Gehab dich wohl. — — — — — — Heda, komm zurück.

Ἀγεομετρητος μη ἐξιτω!

Sieh, da steht ein Hut Zucker unter der Bank, den ich nach dem Frieden gekauft habe. Faites-moi la grâce, cher Cousin, d'en couper le dessus, und gib's mir her. — Und nun sag mir aus dem Rumpf: wie lang das Stück ist, das du mir gegeben hast."

„Das ist ja leicht."

„Wenn du's noch weißt, freilich. Wenn man's weiß, ist alles leicht, und wenn man's nicht weiß, nichts. Weißt du's denn aber?"

„Ist die verlangte Länge nicht die vierte Proportionalgröße minus der Höhe des Rumpfs, zu der Differenz der beiden Semi-Diameter, der Höhe des Rumpfs und dem größern Semidiameter?"

„Bravo! Weil du denn so gut kapiert und behalten hast, so nimm den Rumpf. Er soll deine sein."

„Will der Herr Vetter nicht lieber den Rumpf für sich behalten? Ich habe ja auch die Spitze nur ausgerechnet."

„Da hast du die Spitze dazu. Ein Dozent der freien Künste muß kein Filz sein.

Der Zuckerhut war dir so zugedacht, jetzt hast du ihn verdient und brauchst mir nicht dafür zu danken.

Qui proficit in litteris et deficit in moribus, plus deficit quam proficit.

Zu Deutsch: wer nur die Spitze des Zuckerhutes begehrt, ist besser, als wer sie nur ausrechnen kann. Jener soll den Rumpf und dieser die Spitze haben; wer aber beides kann, dem gebührt der ganze Hut.

Addies. Grüße Frau und Kinder und komme morgen nicht zu spät. Wir haben wichtige Sachen vor der Hand."

Ein sonderlicher Kasus von harten Talern und Waldhorn

Musik! O ja, Musik ist eine herrliche Sach'; auch die heiligen Engel im Himmel sind Freunde davon, ich habe sie mehr als einmal auf Schildereien blasen sehen. Und die Musik ist lieblich zu hören und hat wirklich Gewalt aufs Herz. Ich habe wohl hundertmal wieder dran gedacht, wie sie mich 'nmal erweicht hat, als Paul mir meine harten Taler gestohlen hatte. Der Paul, Dieb der! Hatt' ihm so oft aus der Not geholfen, und stahl mir doch meine harten Taler; meine Mutter hatte sie mir noch auf ihrem Todbette gegeben. Die Mütter haben's denn so an sich, daß sie harte Taler haben, und meine hatte von jeher viel von mir gehalten: ich hab' ihr auch mein Tage nichts in 'n Weg gelegt, und als sie merkte, daß sie schwach ward, rief sie mich ans Bett und gab mir neun Stück harte Taler, zwei Tage, eh sie starb, nun Gott habe sie selig, sie war eine gute Frau — aber wieder auf die Musik zu kommen, so wollt' ich erzählen, wie sie mich 'nmal erweicht hat, denn ich war recht ärgerlich über meine Taler und über den untreuen, undankbaren Kerl. Wo ist Paul? „in den Wald gangen"; ich nach, blickte wild durch Busch und Baum und wollt' ihn schlagen, wo ich 'n träfe, und das Blut kochte mir in den Adern — da fingen in der Ferne des gnädigen Herrn seine Jäger an zu blasen. So hatt's mir niemals noch gedaucht; ich hörte, stand still und sah um mich. Ich war grad' an dem Schmerlenbach, und Pferd' und Küh' und Schafe standen am Ufer und tranken alle aus dem Bach, und die Jäger bliesen. — „Harte Taler hin, harte Taler her! will Paul nicht schlagen," und ich vergab ihm in meinem Herzen am Schmerlenbach, wo ich stand, und ging wieder nach Hause. Wenn aber das nicht von ohngefähr so gekommen wär', und die Musik 's wirklich getan hätte, da wär sie ja Gottesgab', und man sollte sie zu so 'was brauchen. Aus dem ewigen Quinkelieren wird so nicht viel.

Von der Freundschaft

Ich habe dir in der vorigen Lektion die Feindschaft erklärt, und wie man dazu gelangen könne, und wann ein ehrlicher Kerl sie nicht scheuen müsse. Heute von der Freundschaft.

Von der spricht nun einer: sie sei überall; der andre: sie sei nirgends; und es steht dahin, wer von beiden am ärgsten gelogen hat.

Wenn du Paul den Peter rühmen hörst, so wirst du finden, rühmt Peter den Paul wieder, und das heißen sie denn Freunde. Und ist oft zwischen ihnen weiter nichts, als daß einer den andern kratzt, damit er ihn wieder kratze, und sie sich so einander wechselsweise zu Narren haben; denn wie du siehst, ist hier, wie in vielen andern Fällen, ein jeder von ihnen nur sein eigner Freund und nicht des andern. Ich pflege solch Ding „Holunder-Freundschaften" zu nennen. Wenn du einen jungen Holunderzweig ansiehst, so sieht er fein stämmig und wohl gegründet aus; schneidest du ihn aber ab, so ist er inwendig hohl und ist so ein trocken schwammig Wesen darin.

So ganz rein geht's hier freilich selten ab, und etwas Menschliches pflegt sich wohl mit einzumischen, aber das erste Gesetz der Freundschaft soll doch sein: daß einer des andern Freund sei.

Und das zweite ist, daß du's von Herzen seist und Gutes und Böses mit ihm teilst, wie's vorkömmt. Die Delikatesse, da man den und jenen Gram allein behalten und seines Freundes schonen will, ist meistens Zärtelei; denn eben darum ist er dein Freund, daß er mit untertrete und es deinen Schultern leichter mache.

Drittens laß du deinen Freund nicht zweimal bitten. Aber wenn's not ist und er helfen kann, so nimm du auch kein Blatt vors Maul, sondern gehe und fodre frisch heraus, als ob's so sein müßte und gar nicht anders sein könne.

Hat dein Freund an sich, das nicht taugt, so mußt du ihm das nicht verhalten und es nicht entschuldigen gegen ihn. Aber gegen den dritten Mann mußt du es verhalten und entschuldigen. Mache nicht schnell jemand deinen Freund, ist er's aber einmal, so muß er's gegen den dritten Mann mit allen seinen Fehlern sein. Etwas Sinnlichkeit und Parteilichkeit für den Freund scheint mit zur Freundschaft in dieser Welt zu gehören. Denn wolltest du an ihm nur die wirklich ehr= und liebens=würdigen Eigenschaften ehren und lieben, wofür wärst du denn sein Freund; das soll ja jeder wildfremde unparteiische Mann tun. Nein, du mußt deinen Freund mit allem, was an ihm ist, in deinen Arm und in deinen Schutz nehmen; das Granum Salis versteht sich von selbst, und daß aus einem edlen kein unedles werden müsse.

Es gibt eine körperliche Freundschaft. Nach der werden auch zwei Pferde, die eine Zeitlang beisammen stehen, Freunde und können eins des andern nicht entbehren. Es gibt auch sonst noch mancherlei Arten und Veranlassungen. Aber eigentliche Freundschaft kann nicht sein ohne Einigung; und wo die ist, da macht sie sich gern und von selbst. So sind Leute, die zusammen Schiffbruch leiden, und die an eine wüste Insel geworfen werden, Freunde. Nämlich das gleiche Gefühl der Not in ihnen allen, die gleiche Hoffnung und der eine Wunsch nach Hilfe einigte sie; und das bleibt oft ihr ganzes Leben hindurch. Einerlei Gefühl, einerlei Wunsch, einerlei Hoffnung einigt; und je inniger und edler dies Gefühl, dieser Wunsch und diese Hoffnung sind, desto inniger und edler ist auch die Freundschaft, die daraus wird.

Aber, denkst du, auf diese Weise sollten ja alle Menschen auf Erden die innigsten Freunde sein? Freilich wohl! und es ist meine Schuld nicht, daß sie es nicht sind.

Postskript. Es gibt einige Freundschaften, die im Himmel beschlossen sind und auf Erden vollzogen werden.

Schönheit und Unschuld

Ein Sermon an die Mädchen

Eigentlich sollte Schönheit unschuldig und Unschuld sollte schön sein, aber in der Welt sind es verschiedene Dinge; und weil ich diesen Sermon in der Welt halte, muß ich mich wohl bequemen.

Schönheit also ist Schönheit des Leibes, 'n Paar Taubenaugen, 'n Gesichtlein wie Milch und Blut und ein gewisser Zaubervogel Colibri, der, wie die närrischen Poeten schreiben, an den Taubenaugen und an dem Gesichtlein sitzt und nistet wie die Schwalben an der Mauer. Unschuld hingegen wohnt im Gemüt und ist eine himmlische Gestalt, die mit Luthern Gott fürchtet und liebet, daß sie keusch und züchtig lebe in Gedanken, Worten und Werken, die kein Arg daraus hat, von sich und der Welt nichts weiß und sich auf nichts einläßt.

Der Colibri findet gewaltig vielen Beifall, und die Mädchen wollen ihn alle gerne haben und laufen ihm nach. Aber, Ihr lieben Mädchen, aber — wir wollen's einmal überlegen.

Was ist Schönheit des Leibes? — 's ist doch nur Schönheit des Leibes, Glanz einer Zitternadel, darin kein edles Gemüt großen Wert setzen kann. Du hast sie dir nicht gegeben, und du magst sie dir nicht erhalten, 'n paar Jahre weiter, und sie ist dahin. Zweitens schafft und nützt sie im Hause nicht viel. Du kannst mit einem Gesichtlein wie Milch und Blut keinen bessern Braten machen, kannst mit Taubenaugen dein Kind nicht besser waschen und kämmen; und die Ehen werden doch nicht im Monde, sondern im Hause geführt. Auch ist Schönheit nicht 'nmal das, was eigentlich Liebe macht. Den Kopf kann sie wohl verdrehen, aber wahre herzliche Liebe ist an sie nicht gebunden. Sieh deine Mutter an; sie ist nicht mehr schön, und doch liebt sie dein Vater so herzlich und trägt sie in seinen Augen.

Also 'n Ding, das in sich keinen Wert hat, das nur kurz währet, das im Hause nicht sonderlich nützt und nicht eigentlich Liebe macht: so 'n Ding ist die Schönheit. Mehr ist sie nicht, und ihr müßt mir nicht böse sein, Ihr schönen Mädchens, daß sie nicht mehr ist. — —

Ich möchte euch darüber so gerne recht kapitelfest machen. Denn sie werden's euch anders sagen, werden um euch stehen und liebkosen und bewundern. Und das möchte euch betören, hoch von der Schönheit zu halten und auf eine Scheinlampe hinter ihr und andre Maschinerien bedacht zu werden; und das wäre Schade um euch! Schönheit und Unschuld sind wie die beiden Schalen einer Wage; so wie die eine in eurem Gemüt steigt, fällt die andre. Und das wissen die Liebkoser zum Teil und erheben eben deswegen vor euch die Schale mit der Schönheit so hoch, daß die andre mit der Unschuld allgemach sinke. Einige helfen wohl gar noch nach und suchen euch Keuschheit und Zucht als Alfanz und Aberglauben vorzuspiegeln. Aber fliehet den Mann, der das tut! Und wenn er mit Gold und Perlen behangen wäre, er ist 'n Bösewicht. Ist eine giftige Klapperschlange! Die Natur hat ihn zwar mit der Klapper verschont, weil sie sich auf seine Gaben und auf seine Diskretion verließ; aber er war der Großmut nicht wert und sollte eine tragen, und ich täte sie ihm gern in seinen Haarbeutel oder hing ihm eine ans Ohr, daß er vor sich warne, wo er hinkömmt.

Unschuld des Herzens ist das Erbteil und der Schmuck des Weibes. Und wisset, Unschuld hat ihren eigenen Engel, der hinter euch hergehet und über euch wacht, solange ihr unschuldig seid. Erzürnet ihn nicht! und glaubet für ganz gewiß, daß, wenn er von euch weichet, euer Glück von euch gewichen ist.

Mädchens, ich weiß, was ihr wert seid! Und was ihr dem Manne sein könnt, wenn ihr's vorzieht und euch entschließt, eines Mannes zu werden. Ihr seid ihm eine edle Gabe Gottes, und er lebt des noch eins so lange; er sei reich oder arm, so seid ihr ihm ein Trost und machet ihn allezeit fröhlich. Ihr seid Bein von unsern Beinen und Fleisch von unserm Fleisch, und darum bewegt sich mein Herz in mir, wenn ich euch ansehe und an euch denke...

Nun, ihr seid in der Welt und müsset durch, was auch euer Beruf sei. Gehet in Friede und seht nicht viel umher.

Und der Engel der Unschuld begleite euch!

Brief an Andres, von wegen einer gewissen Vermutung

Es ist mir angenehm aus Jost seinem Frachtzettel zu vermerken, daß Du willens bist, Dich wieder zu verheiraten. Glück zu! lieber Andres.

Das Heiraten kommt mir vor wie'n Zuckerboltje oder -bohne; schmeckt anfangs süßlicht, und die Leute meinen denn: es werde ewig so fortgehen. Aber das bißchen Zucker ist bald abgeleckt, sieht Er, und denn kommt inwendig bei den meisten 'n Stück Assa foetida oder Rhabarber, und denn lassen sie 's Maul hängen. Bei Dir nun soll's nicht so sein! Du sollst, wenn Du mit dem Zucker fertig bist, eine wohlschmeckende kräftige Wurzel finden, die Dir Dein Lebelang wohltut! Wie ich Dich kenne und Deine Wirtschaft mit der seligen Gertrud angesehen habe, bin ich auch überzeugt, es werde so gehen, Du müßtest denn gar an einen Höllbesen geraten sein, und deren gibt es nicht viele. Die Weiber sind geschmeidige gute Geschöpfe, und wenn Du von einer hörst, die ihrem Manne krumme Sprünge macht, kannst Du allemal zehn gegen eins wetten, daß er sich gegen sie nicht betrage, wie's einem christlichen Ehemann wohl zusteht.

Schreib's mir ja vorher, wann die Hochzeit ist; denn wir wollen selbst kommen, und ich will Dir auch einen Hochzeitsbrief schreiben und Dir darin eins auf meiner Harfe singen und spielen. Heißt so viel, ich will Dir aus alter Liebe 'n Carmen machen, denn das begreifst Du wohl, daß man in einem Briefe nicht singen noch auf der Harfe spielen kann, und pflegt man dergleichen poetische Redensarten zu nennen, die in Prosa immer am unrechten Orte stehen.

Leb wohl, lieber Andres, und grüße Deine Braut von meinetwegen und schick mir ihren Schattenriß, wenn's auch nur mit einer Kohle gemacht ist, ich will's Dir zulieb aufhängen, und Du kannst Dich dadurch insinuiren; denn sie haben's gerne, daß man ihren Schatten nehme. Noch einmal leb wohl, Herr Bräutigam, Gott gebe Dir eine gute Frau, und schreibe bald, oder ich verharre usw.

Nachricht von meiner Audienz beim Kaiser von Japan

Vorrede

Der geneigte Leser weiß aus dem 1ten und aus dem 2ten Teil meiner sämtlichen Werke, was zwischen mir und dem Kaiser von Japan für eine Connexion ist, und wie sich das angesponnen hat. Wer hätte es aber denken sollen, daß eine Art von Romanze, die ich hier oben auf der Weltkugel geschrieben habe, mich hunten nach der andern Seite bringen würde? und da liegt doch Jedo, des Kaisers seine Residenz, hier grade unter Wandsbeck, und da bin ich gewesen. Wie gesagt, wer hätte das denken sollen? Ich für mein Teil hab's nicht gedacht, wie ich auch damals in der Zueignungsschrift geäußert habe. Aber, wenn etwas sein soll, so muß sich alles darnach haben und fügen, und so ging's auch hier.

Mein Vetter kam auf 'm Morgen zu mir: „Hört, Vetter, ich hab's auf dem festen Lande satt; wollt Ihr mit zur See gehen?" Ich hatte eigentlich keine Lust, aber ich kann ihm nichts abschlagen, und so zog ich mich an und ging mit ihm zur See. Als wir nun auf der Höhe von China kamen, sie nennen's nur Höhe, ist aber eigentlich flache See, und einige Tage in den Zimmet- und andern Spezerei-Gerüchen hin und her geschifft waren, kam mein Vetter wieder: „Gelt, so was wird Euch zu Hause nicht geboten? Aber hört, Vetter, wir sind nun nicht weit von Japan, der Kaiser ist ja Euer Patron; wollen wir nicht vollends hinfahren?" Ich sagte wieder ja, und wir fuhren hin, und auf die Weise bin ich nach Japan gekommen, das die Einwohner Nipon nennen.

Ich mag die Leser mit den Abenteuern unsrer Reise nicht aufhalten, 's wird auch schon in andern Reisebeschreibungen alles viel besser stehen. Die Hauptsache ist, daß wir unterwegens gewaltig viel Wasser angetroffen haben, und mir vor Freude der Schweiß ausbrach, als ich wieder Land untern Füßen fühlte. In einem Wirtshaus unterwegens, Capspranz genannt, ist der Wein sehr gut, recht sehr gut, das muß ich sagen.

Die Schildwache in Japan hielt uns nicht lange auf, und wir kamen bald in die Stadt. Sie liegt am Hafen und heißt auf Japansch Nagasacki. Wir blieben acht Tage da und sahen alles, was merkwürdig war, den Tag über an; ich habe auch noch verschiedenes davon aufgeschrieben und ordentlich die Konterfeis dazu gemacht, und des Abends studierte mein Vetter die japansche Mythologie und Philosophie, und ich den japanschen Kalender.

Unterdes kam ein Gerücht in der Stadt aus, ich weiß nicht, durch wen, ich will aber wohl glauben, daß mir mein Vetter selbst diesen Streich gespielt habe, er hat seine Lust an solchen Dingen, diesmal wär es aber bald übel für uns abgelaufen; ich hab's ihm auch auf dem Rückwege oft recht ernstlich zu Gemüte geführt und rund heraus zu ihm gesagt: „Pamphile! Pamphile! es wäre bald übel abgelaufen." Er gab mir aber zur Antwort: „Es wäre bald — also ist's doch gut abgelaufen. Wie kann denn etwas übel ablaufen? Ihr habt doch Japan gerne gesehn, nicht wahr, Vetter?" Darin hat er nun recht, Japan hab' ich gerne gesehn, aber es kam also ein Gerücht aus, daß ein großer Gelehrter und Polyhistor aus Europa, der alle Schriften gelesen und geschrieben, mit seinem Famulus in Japan angekommen sei. Das Gerücht ist vermutlich weiter ins Land gegangen, und wir erhielten Order, nach Hofe zu kommen.

Mich ahndete bei dem allen nicht viel Gutes, aber mein Vetter lachte dazu und nannte mich von nun an gewöhnlich Ihre Magnifizenz! Ich wollte mit ihm Abrede nehmen, was ich bei der Audienz und was er sagen wollte; er ließ sich aber auf nichts ein, und ich mußte ihm sehr lange gute Worte geben, bis er endlich noch dreinwilligte, daß, wenn der Kaiser etwas fragte, was der große Polyhistor nicht wüßte, ich ihn denn ansehen und er mir die Antwort ins Ohr sagen sollte; „aber", setzte er hinzu, „Ihr Magnifizenz müssen's höchstens nicht mehr als zweimal tun, sonst sag' ich's dem Khan, warum Dieselben mich ansehen." Ich hab's auch nur einmal getan, und alles lieber selbst beantwortet, so gut ich denn gekonnt habe. Vieles von dem, was ich bei der Audienz vorgebracht habe, hatte ich vorher gelegentlich von meinem Vetter gehört oder aus seinen Papieren behalten, und das übrige ist zum Teil schlecht genug; aber bei dem allen war's doch nicht anders, als wenn sein Geist

bei der Audienz in mich gefahren wäre. Denn sonst hätt' ich das auch nicht vorbringen können, was ich noch vorgebracht habe.

Wir hatten schon in Nagasacki gehört, daß der Khan ein guter Herr sei, aber von lauter argen Schmeichlern umgeben, und daß sonderlich ein gewisser Albiboghoi, der dem Khan seine Serailangelegenheiten besorgte und ohngefähr so viel als Hofjunker oder Hofmarschall tituliert ward, von allen den argen Schmeichlern der ärgste und 'n rechter Ausbund und böser Mann sei, und grade der introduzierte uns bei der Audienz.

Auf dem Wege von Nagasacki nach Jedo sahen wir verschiedene sonderbare japan'sche Tiere, als Kirims, Kaitsus, Tatsdrias, Tatsmakis, und gewaltig viel Hunde, die in Japan größtenteils keine Herren haben und als Privatpersonen für sich leben. Bei einem Walde, nicht weit von Jedo, trafen wir von den grünen Fibakarris an, aus denen eine berühmte Arzenei gemacht wird, und weiter hin auf einigen Bäumen am Wege verschiedene Affen. Einer von diesen hatte einen Menschenschädel und spielte damit. Mein Vetter warf einen Stein auf den Affen, und der Schädel fiel herunter; der Unterkiefer fehlte daran, sonst war er ganz. „Steckt ihn bei," sagte mein Vetter zu mir, „wir wollen ihn begraben, wenn wir heimkommen, daß er wenigstens nun Ruhe habe; der arme Junge ist vielleicht genug in seinem Leben gehudelt worden." Das freute mich sehr. Mein Vetter ist 'n großer Liebhaber von Naturalien, und ich dachte gewiß, er würde den Schädel in seinen Muschelschrank legen wollen, und das wäre mir nicht recht gewesen. Aber so geht's mir immer, wenn ich seine Ansichten erraten will, er hat mich allemal zum Narren, und darum hab' ich ihn eben so lieb. Ich steckte also den Schädel bei, und wir gingen vollends nach Jedo. Gleich den andern Tag holte uns der Albiboghoi ab zur Audienz, wie folget.

Ich habe zuweilen das Japan'sche mit beigesetzt, damit man die gewaltige Energie dieser Sprache sehe, und sonderlich des x und der :, samt wie so überall der spiritus asper steht und nirgends ein kleines n, usw. usw.

Es könnte zwar der Zweifel aufgeworfen werden: wie ich so

geschwind Japanisch gelernt hätte. 's gibt aber bei dem ganzen Vorgang noch mehr Zweifel zu lösen, wer daran seine Lust hat. Das ist aber bei dieser Nachricht meine Absicht nicht gewesen, und ich bin überzeugt, daß um ihretwillen der Kaiser von Japan selbst, wenn ihm diese Nachricht zu Gesicht kommen sollte, mir nicht würde ungnädig werden; hab's auch nicht verdient, und so kann sie der Leser, dünkt mich, sich auch gefallen lassen. Übrigens hatte ich bei der Audienz meine rote Weste an und ein langes japan'sches Kleid, und mein Vetter trug mir die Schleppe.

Die Audienz.

Der Hofmarschall Albiboghoi. 'Lima Neli 'Haschmu 'WaNschbok.

Ich habe die Ehre, Ew. Majestät den Sieur Asmus aus Wandsbeck untertänigst zu präsentieren.

Ich machte hier eine tiefe Verbeugung vor dem Khan; er ist lang und schön und sah gegen den Albiboghoi aus wie 'n Engel.

Der Khan. 'Tame 'Haschmu.: 'Portolabi'Paehu.

Sei Er willkommen, Sieur Asmus.

In der Grundsprache nannte der Khan mich eigentlich nicht Er, sondern Sie, vermutlich weil er mich für 'n Gelehrten hielt, und wenn ich das wäre, hätte ich auch gradezu Sie übersetzt, denn 'n Gelehrter muß immer Sie heißen und nicht Er; so aber habe ich lieber Er sagen wollen, damit man nicht meine, ich wolle groß damit tun, daß mich der Kaiser von Japan Sie genannt hat.

Es ist mir angenehm, Ihn in meinem Lande zu sehn. Aber wie ist Er auf den Einfall gekommen, mir eine Romanze zu dedizieren?

Asmus. 'Mui 'PiaNeti.

Ich habe von Natur einen besonderen Respekt für die Potentaten, die weit weg sind.

Der Khan. 'Tamiba 'Temibo.

Kommt Er durch Norden oder durch Süden zu uns?

Asmus. 'TemibaNu 'Karuzu.

Wird wohl durch Süden sein, Sire, denn es ist sehr heiß gewesen.

Der Khan. 'HaifatuNeti.

Hat Er eine vergnügte Reise gehabt?

Asmus. 'Haifatusolom 'RofuNo.

Man hat allemal eine vergnügte Reise, wenn man hingeht, einen guten Fürsten und ein glückliches Volk zu sehn.

Der Khan. Hoi'Kirwimme. 'Katosta'Healobe 'Kepipi.

Ja, Künste und Wissenschaften werden hier im Lande geehrt. Ich liebe und belohne sie. Er hat sich, wie ich höre, besonders der Poesie gewidmet?

Asmus. 'Schamfusu.

Ich bit=te=Ew.=Maj.=un=ter=tä=nigst um Vergebung.

Ich ward bei dieser Frage ganz verlegen und wußte nicht was ich dem Khan antworten sollte. Sagst du Nein, dacht' ich, so könnte er die Dedikation ungnädig nehmen, und sagst du Ja, so ist's eine Reservatio mentalis, und ich hatte keine Lust auf asiatischem Grund und Boden zu faseln. Und in solchen Fällen ist's wirklich recht gut, daß es Redensarten gibt, die weder Ja noch Nein sagen.

Der Khan. 'ANoti 'Piprase. 'WaNschbok 'Heomo.

Ich habe mir Seine Romanze übersetzen lassen und sie mit Vergnügen gelesen. Das Wandsbeck muß ein angenehmer Ort sein.

Asmus. 'Heomeo.

Ganz angenehm, Sire.

Der Khan. 'Hussiput 'Pipis.

Gibt es viele Poeten in Europa? Ich sah meinen Vetter an.

Mein Vetter mir in's Ohr. Poeten genug; große und kleine, und ihr seid einer von den kleinen.

Asmus. 'Pipise 'Brame 'Miose 'Mioseti.

Poeten genug; große und kleine, und ich bin einer von den kleinen.

Der Hofmarschall. 'NipoNpi 'GaboNe 'FereNuzzi 'SchomfusiNu.

Der japan'sche Poet Gabon ist ohne Zweifel der größte von allen Poeten, denn er hat sich an den größten Gegenstand gewagt und Ew. Majestät erhabenes Lob und Dero Serails und Hofes Glanz und Herrlichkeit alleruntertänigst besungen.

Mein Vetter mir in's Ohr. Gabon heißt er, merkt Euch den Namen. Ihr könnt ihn künftiges Jahr in den Leipziger Musenalmanach schicken, oder an des sel. C. G. Jöcher's Erben.

Der Khan. 'Helmore. 'Misasi.

Was sind in Europa für Anstalten, sich in der Poesie zu perfektionieren?

Asmus. 'SchemiNa 'BoNte 'SchemiNto.

Wir haben da einen schönen Himmel und eine schöne Erde, Sire, und eine heilige Religion.

Der Khan. 'Habuse 'Pipi.

Wie hängt das mit den Poeten zusammen?

Asmus. 'Timsch.

Ich meine, eigentlich sehr nahe.

Der Khan. 'KermeiNe 'Lumpipi.

Was versteht Er denn eigentlich unter Poeten?

Asmus. 'WaruNe 'SchemiNa 'BoNte 'SchemiNto 'Hazitzit.

Helle reine Kieselsteine, an die der schöne Himmel und die schöne Erde und die heilige Religion anschlagen, daß Funken herausfliegen.

Der Khan. 'Pizotto. 'Borai 'Haquirla. 'Tim 'HaquirlirumaNo.

Er wird am besten wissen, was Er sagt. Aber wie steht's mit der Philosophie? Man sagt hier, daß die Philosophen in Europa auf allen Vieren gehen.

Asmus. 'Habu: 'Kipuffer:

In ihren Schriften vielleicht; die hab ich nicht gelesen. In natura ist mir doch eben noch keiner so begegnet. Es soll zwar vor einiger Zeit einer diesen Gang in Vorschlag gebracht haben, bei unsrer Abreise war er aber, so viel ich weiß, noch unter ihnen nicht eingeführt.

Der Khan. 'Laila 'Haquirla 'Putosi 'BumoNe 'SchemiNto.

Es ist ein gut Ding um die Philosophie! Sie klärt ein Land auf, und ist vortrefflich gegen Alfanz und Aberglauben, ganz vortrefflich. In meinem Lande steht sie oben an, neben der Religion. A propos macht man in Europa viel aus Religion?

Asmus. ʻPriprasai.

Viel und wenig, Sire, wie man's nimmt.

Der Khan. ʻRuzzi ʻHaquirli ʻBudsdoNe.

Hier machen die Philosophen den Priestern viel zu schaffen.

Der Hofmarschall. ʻAtulamai: ʻMemiNolulu:. ʻCramaiNe ʻRitozzo.

Ich muß bei dieser Gelegenheit einen alleruntertänigsten Gedanken äußern, den ich schon oft gehabt habe: Ob nämlich Ew. Majestät nicht einmal daran gehen wollen, eine neue brauchbare Religion zu machen? Die Zeiten scheinen da zu sein. Der alte Aberglauben meckert wie ein Ziegenbock im Dunkeln, und ihm scheint selbst nach Ew. Majestät erhabnen Lumières die Zeit lang zu werden.

Es lief mir eiskalt über den Leib, als ich ihn so leichtfertig von seiner Religion sprechen hörte, und ich tat heimlich einen Seufzer zu Gott, daß er ihm seinen Unverstand nicht zu rechnen wolle.

Der Khan. ʻAika ʻRumNa ʻSemNilo ʻPotokai ʻJettasch.

Wahr ist es, die alten Fabeln von dem Geschlecht der drei und sieben himmlischen Götter, die zuerst, und von den fünf Halbgöttern, die nach ihnen Japan so viele tausend Jahr regiert haben, von den zwölf Jettas oder Himmelszeichen usw. sind wirklich wider alle gesunde Vernunft.

Asmus. ʻRambafito: ʻFitosai ʻPuN::.

Es ist der Weltlauf, Sire, daß einige Leute Fabeln und Anordnungen machen, und andre Leute darüber lachen und sie wieder abschaffen. In Europa hat man aber viele Beispiele, daß die letzten nicht immer die klügsten gewesen sind. Die Mißverständnisse in der Welt kommen gewöhnlich daher, daß einer den andern nicht versteht.

Der Hofmarschall. ʻOrmito ʻJsitataki.

Ah! der Vogel Isitataki! das ist ein gar vernünftiger artiger Vogel gewesen.

Was der Khan da sagte von den drei und den sieben himmlischen Göttern, das sagte er nicht so aus seinem Kopf her; das ist wirklich die alte Tradition der Japaneser, mein Vetter hat das alles in ihrer Mythologie gefunden. Es wird aber so erzählt: der erste von diesen Göttern sei ein Sohn des Chaos gewesen, seine allersubtilste Kraft als es zuerst anfing sich zu bewegen, und hernach habe immer ein Gott den folgenden durch Hilfe der über- und unter-himmlischen Elemente auf eine verborgene Weise generiert, bis endlich der siebente, Isanami, in ein leibliches Wesen übergegangen sei, und die unter den Menschen gewöhnliche Art sein Geschlecht fortzupflanzen von dem Vogel Isitataki gelernet habe. Weiter kamen nun fünf Halbgötter usw.

Das ist freilich dunkel; ich denke aber, wenn's deutlicher hätte sein sollen, hätten's die Leute ja wohl deutlicher gesagt.

Der Khan. ʻBisiNami ʻBurro.

Aber der Isanami muß ein gar einfältiger Herr gewesen sein!

Der Hofmarschall. ʻAio ʻRoosi ʻSete.

Freilich, Roosi's Scharfsinn scheint ihm nicht beigewohnt zu haben.

Roosi ist Stifter der einen berühmten philosophischen Sekte in Japan und Sjaka der Stifter der andern. Sjaka lehrte, daß die Seele unsterblich und die Tugend der Weg zur Glückseligkeit sei in dieser und jener Welt. Roosi aber war 'n Bruder Studio; er lachte über die Tugend und über jene Welt und statuierte, daß man nichts Klügeres tun könne, als sich's in dieser recht gut schmecken lassen, und daß Leute von Verstand und Bon Ton es von je her auch so gehalten hätten. Der Narr hat auch den Stein der Weisen gesucht, damit er und seine Gesippschaft recht lange liederlich sein könnten.

Der Khan. ʻBoNoNte ʻRoosi ʻMatoddo.

In Europa kennt man vermutlich den Roosi und seine Lehre nicht? Hier findet sie allgemeinen Beifall, Sieur Asmus.

Asmus. ʻHogsutjo ʻRosoli.

Den findet sie überall, Sire, und wird ihn finden, so lange die Welt steht, denn sie leuchtet jedem gar zu natürlich ein.

Der Khan. ʻSomeNto ʻFilete ʻOschsa ʻPituNi ʻQuirlischemiNto.

Die Welt ist, wie ich höre, sich überall gleich. So wird's auch wohl in Europa an Einwendungen und Zweifeln gegen die Religion nicht fehlen?

Asmus. ʻLeschschoNg ʻBalmaNeraku ʻTif.

Herr Lessing hat noch ganz neuerlich in seinem vierten Beitrag verschiedene Zweifel eines Ungenannten bekannt gemacht, davon einige recht gelehrt und artig sind. Er hat sie aber widerlegt.

Der Khan. 'Tif.

Hat er sie widerlegt?

Asmus. 'Hairo, 'Pulote.

Nicht eben förmlich; denn er ist unparteiisch.

Der Khan. 'Butoquirle.

Herr Lessing gehört doch auf die Bank der Philosophen?

Asmus. 'Ruto 'Habussi 'Ruf.

Ich wollte aber doch raten, daß Ew. Majestät ihm lieber seinen eignen Stuhl setzten. Die gewöhnlichen Bänke passen nicht für ihn, oder vielmehr er paßt nicht für die Bänke und sitzt sie alle nieder.

Der Khan. 'Lamai Nowe.

Wie hat er's denn eigentlich bei den Zweifeln gemacht?

Asmus. ::'Xipulxo:.

Wie er's immer macht, Sire. Er meint, wer recht hat, wird wohl recht behalten; der soll's aber auch behalten und darf das freie Feld nicht scheuen! und also läßt er die Zweifel mit Ober- und Unter-Gewehr aufmarschieren: marschiert ihr dagegen! So 'n Trupp Religionszweifel ist aber wie die Klapperschlange und fällt über den ersten den besten wehrlosen Mann her; das will er nicht haben, und darum hat er gleich jedem Zweifel einen Maulkorb umgetan, oder wenn Ew. Maj. den Maulkorb etwa nicht leiden können, er hat jedwedem Zweifel 'n Felsstück mit scharfen Ecken in den Hals geworfen, daran zu nagen, bis sich irgend ein gelehrter und vernünftiger Theologe rüste. Und, sagt er, ehrlich gegen den Feind zu Werk gegangen! Und schreie niemand Viktoria, wenn er 'n alten rostigen Musquedonner einmal mit losem Kraut abgebrannt hat! Und besetze keiner ein größer Terrain als er soutenieren kann, und als der Fuß der Religion bedarf! usw.

Der Khan. 'HaleschschoNg 'Seira. 'NippoNipol.

Herr Lessing gefällt mir. Sollte er wohl Lust haben nach Japan zu gehen?

Asmus. 'OrpauNex.

Ich weiß nicht, Sire! wenigstens müßten Ew. Majestät ihm die Konditions sehr bündig und detailliert vorlegen lassen, denn er mag gern alles hell und klar mit seinen Augen sehn.

Der Khan. 'TuNepioNe: 'Bambalté.

Ich würde ihm gewiß mehr halten, als ich ihm versprochen hätte, und er vorher vermuten könnte.

Die förmliche Widerlegung der Zweifel ist also noch nicht gekommen.

Asmus. 'Sammatta, 'Fammulo.

Noch nicht, soviel ich weiß, wird aber vielleicht noch kommen, vielleicht zögert sie aber auch noch; das muß man abwarten, Sire.

Der Khan. 'Repisi.

Ihm scheint an dieser Widerlegung nicht sonderlich viel gelegen zu sein?

Asmus. 'J.

Gar nichts, Sire.

Der Khan. 'Pipetoi.

Die Poeten sind gewöhnlich Spötter und schlechte Heilige; es geht hier auch so.

Asmus. 'AruNze:: 'PolPiter 'BreNhaNum.

Das nun ist hier der Fall eben nicht. Ich sehe aber, nach Herrn Lessings elektrischen Funken, die Religion als eine Arzenei an und den Zweifler als den Doktor Peter und den Widerleger als den Doktor Paul, die beiderseits die Arzenei vor sich auf dem Tisch liegen haben und darüber streiten.

Der Khan. 'BreNzeha.

Und wozu will er die beiden Doktors brauchen?

Asmus. ::'XaPolPiter: 'RobeNu.

Wenn ich nun krank und elend neben dem Tisch und den beiden Doktors stünde und gern geholfen sein wollte, und der Doktor Paul

behielte recht, so würde ich doch nicht gesund werden, wenn ich die Arzenei nicht einnähme; und nähme ich sie ein und sie wäre gut, so würde ich gesund werden, und wenn auch der Doktor Peter recht behielte. Und also ist das Rechtbehalten nur für die Herren Auditores, das Einnehmen aber die eigentliche Sache, und ein einziger Patient, Sire, der gesund geworden wäre, würde, auch für die Herren Auditores, mehr beweisen und schaffen, als hundert Siege der Paul über die Peter.

Der Khan. 'Aibapirre.

Das ist wohl wahr; aber das Einnehmen ist so unangenehm und genant.

Asmus. 'Bugedompo, 'BaloNi.

Nun so bleibt man krank; aber das Gefühl der Gesundheit ist doch so herrlich, Sire! und eines Versuches und, sonderlich für einen Mann, des bißchen bittern Geschmacks wohl wert.

Der Khan. 'Soibe, 'Barballa.

Ich habe nichts dagegen. Aber auf etwas anders zu kommen, wie viele Weiber hat ein Mann in Europa?

Asmus. 'U.

Nur Eine, Sire.

Der Khan. 'SoNe 'Vi.

Nur Eine? Damit kommen wir nicht aus, Herr Hofmarschall.

Der Hofmarschall. 'Hami 'NoperliNo.

Ich bin glücklich, daß ich einem Herrn diene, dem ich täglich neue Proben meiner Devotion geben kann.

Asmus. 'Umbatafo 'BaboNu.

's ist auch 'n Volk in Europa, das nicht damit auskommt, aber wir halten es besser, nur Eine zu haben.

Der Khan. 'Talla 'Le 'Sulto.

Und warum denn das? Vier Kanarienvögel singen doch mehr Töne als einer.

Asmus. 'Nasul: 'Qaremo:.

Es ist uns aber nicht ums Singen allein bei den Kanarienvögeln; sie müssen uns auch den ganzen Tag auf Hand und Schultern hüpfen, uns aus dem Mund essen und aus unserm Becher trinken: Mit einem Worte, Sire, wir sehen die Weiber auch als unsre Freunde an und lieben sie von ganzem Herzen; und kann der Kaiser mehr als Eins von ganzem Herzen lieben?

Der Khan. 'Jp.

Es ist etwas darin.

Asmus. 'SpaNaNumabe:: 'Homi.

Bei den Vielweibern hat auch selten ein Mann so viele Kinder, als bei uns; und gibt es 'was Schöners und Herzlichers in der Natur als 'n Vater in einem großen Schwarm von Kindern und neben sich das Weib, das sie ihm alle geboren hat?

Mein Vetter bei sich selbst.

— ὁ μεν γαρ το γε κρεισσον και ἀρειον
'Η δϑ' ὁμοφρονεοντε νοημασιν οἰκον ἐχητον
'Ανηρ ἠδε γυνη. πολλ' ἀλγεα δυσμενεεσσι
Χαρματα δ' εὐμενετῃσι· μαλιστα δε τ' ἐκλυον αὐτοι.

Der Khan. 'Craimi 'Bugio.

Was sagen Sie dazu, Herr Hofmarschall?

Der Hofmarschall. 'Puleste 'BalsaNte 'WerwiNti.

Für den Pöbel mag's gelten; aber ein Fürst muß in allen Stücken groß und frei sein. Er ist der Gärtner in seinem Garten, und wo er eine schöne Blume sieht, wenn sie auch schon an jemandes Busen säße, da nimmt er sie mit hoher Hand und geht weiter.

Mein Vetter bei sich selbst.

God bless my soul, what does that Rascal say!

Mir ins Ohr.

Fragt doch den Herrn Hofmarschall einmal, wie er das meint?

Asmus. 'Saimia 'Pup.

Wie meinen Ihr Exzellenz das?

Der Hofmarschall. 'Saimo 'Tipo.

Wie ich's meine? — was meint Er?

Asmus. 'KeturNoba.

Ja, ob es zum Exempel auch recht ist, wie Ihr Exzellenz zu sagen belieben?

Der Hofmarschall. 'lopetiNos, 'TurNoba.

Was den Fürsten gelüstet, ist recht, und seine Neigungen sind Winke der Götter.

Asmus. 'Mui.

Die armen Untertanen also?

Der Hofmarschall. 'Amui 'Epurepez.

Was Untertanen! die braucht man, wozu sie gut sind und wozu die Götter sie gegeben haben.

Asmus. 'Saimi 'Repezzo 'Bi.

Und wozu meinen Sie, daß die Götter sie gegeben haben, ich bitte Ew. Exzellenz um Gottes willen.

Der Hofmarschall. 'Bialte 'PoluNho.

Wozu? — regiert zu werden, dem Fürsten zu Gebot zu stehen. Wozu sonst?

Mein Vetter mir ins Ohr. Sagt ihm, daß die Götter keine Hofmarschälle sind.

Asmus. 'Nepi 'Bugiosi.

Die Götter sind keine Hofmarschälle, Ihr Exzellenz.

Der Khan lachte, aber ich hätte das nicht sagen sollen. Es war doch spöttisch, und ich merkt' es dem Albiboghoi auch wohl an, daß er mir deswegen keine Pension geben würde, wie der geneigte Leser auch gleich merken wird.

Der Khan. 'BanaNe, 'Jura.

Aber, Sieur Asmus, was soll ich ihm für seine Dedikation für eine Gnadenbezeigung machen?

Der Hofmarschall. 'Ater 'Sioka 'Mavai.

Dürfte ich untertänigst vorschlagen, ob Ew. Majestät ihm nach der löblichen Gewohnheit einiger Ihrer großen Vorfahren die Gnade wollten angedeihen lassen, daß er sich in Ihrer hohen Gegenwart den Leib aufschneiden dürfe?

Asmus. 'Mavai 'Po.

Den Leib aufschneiden? ich verstehe Ew. Exzellenz nicht.

Der Hofmarschall. 'Ater 'Amave 'PioNha.

Der Kaiser will Ihm gnädigst erlauben, daß Er sich hier in seiner Gegenwart den Leib aufschneiden darf.

Asmus. 'Ama.

Was für 'n Leib, Ihr Exzellenz?

Der Hofmarschall. 'Blu'i 'maRomiNo.

Einfältiger Europäer, Seinen eignen, da unter der schönen roten Weste.

Asmus. 'Laimi 'Pi 'ZoNti 'Korkuzo.

Ich bitte Ew. Exzellenz, nehmen Sie mir das nicht ungnädig. Ich bin ein Königlich-Dänischer Untertan und will's mir gehorsamst verbeten haben.

Mein Vetter. 'Bre 'Misro 'Burru 'Bar.

Hört, Herr Hofmarschall, treibt Euern Mutwillen mit den Japanesern, wenn Ihr's nicht besser haben wollt, meinem Herrn habt Ihr nichts zu befehlen.

Asmus leise zu meinem Vetter. Vetter! Vetter! wir sind in Japan.

Mein Vetter zu mir. So sind wir ja am rechten Ort, närrischer Kerl. Die Weiber müssen sich doch zuweilen den Kaiserschnitt gefallen lassen, so werdet Ihr wohl nicht bange sein?

Mir war gar nicht wohl. Mein Leib war mir lieb, und dazu dacht' ich: was wird Frau Rebekka sagen? Der bösliche Kaiserschnitt ist wirklich sonst in Japan Mode gewesen. Der Kaiser Buretz, der im sechsten Jahrhundert regiert hat, pflegte den schwangern Frauen zur Lust mit eigner Hand den Leib aufzuschneiden; er ließ Leute lebendig oben in den höchsten Bäumen aufhängen und dann mit Pfeilen nach ihnen schießen, oder auch die Bäume unten absägen. In Siam ist 1689 ein Priester aus Pegu an einen Pfahl geschlossen und lebendig aufgeschnitten worden, und große Hunde haben ihm die Därme aus dem Leibe fressen müssen usw. Das alles ging mir im Kopf herum, und mir war, wie gesagt, gar nicht wohl.

In der Angst fühlte ich, wie man bei solchen Gelegenheiten wohl tut, auf meiner roten Weste und in allen Taschen herum und zog von ungefähr den Schädel heraus, und als ich die Augen darauf schlug, fiel mir ein, was mein Vetter von „gehudelt werden" sagte, und mir kam eine Empfindung ins Herz, die ich nicht beschreiben kann, daß ich hätte mögen um mich hauen und zu gleicher Zeit die Hände sinken lassen und bitterlich weinen. Ich trat mit dem Schädel vor den Albiboghoi:

Asmus. Wie gefällt er Ew. Exzellenz?

Der Khan. Was hat er da, Sieur Asmus?

Asmus. Es ist 'n Menschenschädel, lieber Kaiser, der Unterkiefer fehlt daran, sonst ist er ganz. Wir haben ihn auf dem Wege gefunden und wollen ihn begraben, wenn wir heimkommen, daß

er wenigstens nun Ruhe habe. Der arme Junge ist vielleicht in seinem Leben genug gehudelt worden.

Der Khan. Mir graut, wenn ich ihn ansehe.

Asmus. Mir nicht. Ich habe dem Mann in seinem Leben kein Leid getan.

Der Khan. Wer war er, Albiboghoi? und leben noch von den Seinen?

Asmus. Er war 'n Mensch, lieber Kaiser; und sein Leben und Glück in dieser Welt war Deiner Hand anvertraut. Alle Japaneser sind seine Brüder und alle Siamer und Chineser und Malaien und Moguln und wir Europäer auch. Ich sage Dir Dank im Namen der Europäer für alles Liebes und Gutes, was Du ihm getan hast. Er ist nun tot, und wenn er tugendhaft und fromm gewesen ist, hat er's nun besser als wir. Wir müssen aber alle sterben.

Der Hofmarschall. Ihro Majestät dürfen ihn nicht länger in dem Ton fortreden lassen. Die Hofetikette leidet's nicht.

Mein Vetter bei sich selbst. Damn'd Courtier!

Asmus. Ja, Du lieber Kaiser, alle Menschen sind Brüder, Gott hat sie alle gemacht, einen wie den andern, und gab ihnen diese Welt ein, daß sie sich darin bis weiter wie Brüder mit einander freuen und lieb haben und glücklich sein sollten. Sie konnten sich aber nicht vertragen und taten sich unter einander allerhand Unrecht und Herzeleid an; da wählte Gott die besten, die edelsten unter ihnen aus, die demütig, weise, gerecht, reines Herzens, gütig, sanftmütig und barmherzig waren, und verordnete sie, bei den übrigen Vaterstelle zu vertreten. Und das sind die Fürsten, Kaiser und Könige.

Der Hofmarschall. Ihro Majestät erlauben Sie ihm doch —

Der Khan. Was denn, Herr Hofmarschall?

Der Hofmarschall. Daß er sich den Leib aufschneide. Das wird ihn auch auf andere Gedanken bringen.

Der Khan. Ihr habt ja gehört, daß er keine Lust hat. Laßt mir aber zwanzig Goldbarren hereinbringen.

Sieur Asmus, Seine Philosophie gefällt mir; aber ein Fürst hat doch Recht und Macht über seine Untertanen, und sie müssen ihm gehorchen?

Asmus. Freilich müssen sie ihm gehorchen in allen Stücken, ohne Widerrede, und nicht allein den gütigen und gelinden, sondern auch den wunderlichen. Aber eben weil sie das müssen, wählt Gott gute Leute zu Fürsten, die keinem Menschen etwas zu nahe tun können.

Der Khan. Aber Zorn und die andern Leidenschaften, Sieur Asmus! Und überhaupt, wie kann ein Mensch immer wissen und tun, was recht ist?

Asmus. Ein guter Fürst fürchtet Gott und bittet von ihm Weisheit, daß er wohl regieren möge; und denn gibt ihm Gott Weisheit und salbt ihm sein Herz mit hoher himmlischer Gesinnung, und denn kann er alles und achtet keiner Mühe, vergißt sich und seine eigne Glückseligkeit ganz und gar und lebt und webt nur für sein Volk.

Der Khan. Aber was hätte man denn davon, Fürst zu sein?

Asmus. Frage die Sonne, was sie davon hat, Tag und Nacht um die Erde zu gehen. Und siehe, sie geht! fröhlich wie'n Bräutigam, und vom Aufgang bis zum Niedergang triefen ihre Fußtapfen von Segen. Der es ihr geheißen hat, wird sie auch dafür zu belohnen wissen. Stelle Dir ein weites Land vor, lieber Kaiser, wo in jeder kleinen Hütte vergnügte Leute wohnen, die ihren Fürsten lieb haben, alle Morgen 'n Abendsegen für ihn beten und gerne ihr Leben für ihn ließen — möchtest Du nicht der Fürst sein? Und das ist nur so 'n kleiner Vorlaut des Lohns. Ein guter Fürst soll und kann von Menschen nicht belohnt werden; er sitzt mit den Göttern zu Tische.

Der Khan. Sind die Fürsten alle so in Europa?

Asmus. Kaiser, ich bin zu gut, eine Lüge zu sagen; ich weiß es nicht. Die aber so sind, die haben sanften Schlaf und sind angenehm im Himmel und auf Erden.

Der Khan. Er hat wohl recht, Sieur Asmus! Es muß ein Vergnügen sein, wenn man den Untertanen recht und wohl getan und bei jedwedem, der einem begegnet, einen Dank zugute hat. So ein Schädel mag denn auch besser anzusehen sein. Ich hätte fast selbst Lust —

Asmus. Gott segne Dich, Kaiser, und walte über Dich. Du wirst Dich zum glücklichsten Mann in Deinem ganzen Reich machen, das ist gewißlich wahr! Und denk an mich, lieber Fürst, wenn Du Dich einmal so ruhig und wohlgemut in den Beinhäusern Deines Reiches hinsetzen kannst, als 'n Vater früh morgens in der Schlafkammer seiner Kinder, wenn 's kleine Gesindel noch in den Betten herum liegt und schläft.

Der Khan. Aber warum wären denn nicht alle Fürsten so und immer alle so gewesen?

Mein Vetter bei sich selbst.

— ἀλλα σφιν νεφελη πραπιδεσσι κελαινη
'Αμφιπεριπλασθεισα, βαδιζεμεν ἀνθεμοεντα
Εἰς ἀρετης λειμωνα πολυςεφανον τε μεγαιρει.

Asmus. Wer kann das sagen Sire? Weil sie's nicht wissen, weil sie's nicht können. Es hält bei jedem ehrlichen Mann schwer, klug zu werden, da unser einer doch täglich und auf mancherlei Weise seiner Sterblichkeit erinnert und so oft mit der Nase drauf gestoßen wird, — und nun dies und das, und nun die Kratzfüßer und Schmeichler. O! die haben schon manchen guten Fürsten auf ihrer Seele.

Der Khan. Wie könnte Schmeichelei so viel schaden?

Asmus. Hast Du wohl eher eine Katze gesehen? Je mehr man der den Rücken streichelt, desto höher hält sie den Schwanz.

Der Khan. Und weiter.

Asmus. In jedem Menschen ist eine solche Katze, Sire, und klein und niedrig muß der Mensch zuvor sein, sonst kann er nicht groß und gut werden. Die Schmeichler machen's umgekehrt, und es ist schwer ihnen zu entrinnen. Wir haben in Europa unter andern einen König, Canut, den Großen genannt, nicht sowohl

weil er Länder erobert, als weil er einmal seine Hofleute, die ihm schmeichelten, öffentlich und ernstlich gescholten und mit Verachtung von sich gewiesen hat. Es ist davon ein eignes Kupferstich zu haben.

Laß Dich die Schmeichler nicht verführen, lieber Kaiser, und glaube ihnen nicht. Sie sagen Dir nicht, was recht ist, sondern was Du gerne hörst, und es wäre doch schade um Deine schöne Krone, wenn Du sie je durch Unrecht entehren solltest. Sieh um Dich, und wenn Du einen Mann in Deinem Reich findest, lieber Kaiser, der Dir immer die Wahrheit sagt, auch wenn Du sie nicht gerne hörst, der ist der rechte Mann, den wähle Du Dir zu Deinem Freund und ehr ihn hoch, denn er ist's wert, und achtet und liebt Dich mehr weder sie alle.

Die Goldbarren wurden hereingebracht.

Der Khan. Da, Sieur Asmus, sind zwanzig Goldbarren, nehm' Er die zum Andenken von mir an.

Asmus. Ich danke Dir, Sire. Ich kann sie nicht fortbringen; und überdem hab' ich Goldbarren genug zu Hause.

Der Khan. Ich kann Ihn nicht unbeschenkt von mir lassen; so bitte Er sich sonst von mir eine Gnade aus. Sie betreffe, was sie wolle, bei meiner Krone! Ich will sie ihm gewähren.

Asmus. Weil der Kaiser befiehlt, so will ich gehorchen. Diese Gnade betrifft aber den Albiboghoi, und ich bitte um eins von seinen Ohren.

Der Khan. Er soll's haben.

Der Khan klingelte, daß sein Chirurgus gerufen würde.

Der Hofmarschall zu mir. 'Opupi 'Laipu 'Olemia 'Pipasi 'Piposi.

O du allerweisester Europäer! Du allergrößter Philosoph! und Poet! und Prophet! Ich bete Dich in meinem Herzen an und habe dich lange in meinem Herzen angebetet. Sei mein Freund, ich habe allerlei Kleinodien und Diamanten und schöne Mädchen und Schmaragden und Landgüter und Perlen. Komm doch und sieh es an und wähle.

Asmus. 'AruNha 'Terremehu. 'Katalba. 'Waita. 'Kirozzi.

Ich kann von Ew. Exzellenz nichts brauchen als das Ohr, und das will der Kaiser mir geben. Übrigens dauerst Du mich, Albiboghoi, weil Du so'n schlechter Mann bist, und könntest an der Stelle, wo Du stehst, so viel Gutes schaffen und könntest es selbst so gut haben! — Das eine Ohr ist nicht mehr zu retten, mache nur, daß Du das andre mit Ehren trägst.

Der Hofmarschall sehr heftig.

Quelle bête! Cependant il attrapera mon Oreille, Diable m'emporte. Diable, Diable! Mais mon Dieu, Sa Majesté Japonoise si éclairée comment a-t-elle pu accorder une grâce comme ça à un Fanfaron d'Europe!

Er konnte also Französisch und sprach's auch recht gut aus, soviel ich davon verstehe; doch kehrte er gleich zu seiner Muttersprache zurück und fuhr mit Ungestüm fort und schlug dabei die Hände übern Kopf zusammen:

'Pairuzzo 'KrapoNti.

Aber das ist unrecht, himmelschreiendes Unrecht!

Mein Vetter. 'JopetiNos 'TurNoba.

„Was den Fürsten gelüstet, ist recht, und seine Neigungen sind Winke der Götter."

Der Bediente sagte an, daß der Chirurgus da sei, und der Khan ging hinaus und hieß den Albiboghoi nachfolgen.

Der Khan im Hinausgehen. 'CapsuNo 'Aschmu.

Will Er den Kopf auch, Sieur Asmus?

Asmus. 'A 'Waita.

Nur das Ohr, Sire!

Der Albiboghoi schien von meiner Antwort mehr erbaut zu sein als von der Frage des Kaisers und folgte ihm langsam, und wie es anzusehen war, sehr ungerne nach. Wie er nun so hinausging, dauerte er mich doch fast; und wenn ich nicht geglaubt hätte 'n Gotteslohn mit dem Ohr zu verdienen, ich hätte selbst wieder dafür gebeten. Unterdes war's mir sehr lieb, daß die Operation draußen geschahe. Als sie hinaus waren, ließ mein Vetter die Schleppe fallen und trat vor mir hin: „Aber Vetter, so wahr ich Euer Famulus bin, Ihr seid viel gescheuter in Asia, als Ihr in Europa seid! Was doch das Klima tut! Übrigens habt Ihr einen Kuß bei mir zu gut. Kommt, wollen's gleich abmachen." Indem kam der Khan wieder herein und hinter ihm das abgeschnittene Ohr in einer Porzellan-Dose. Er nahm gleich Abschied und war so gnädig, mir seine Hand zu geben.

Der Khan. Leb' Er wohl, Sieur Asmus! Er läßt einen Freund in Japan zurück. Grüß' Er Herrn Lessing, — und hier ist das Ohr des Albiboghoi!

Asmus. Lebe wohl, Gott segne Dich und gebe Dir langes Leben.

Ich steckte das Ohr bei und blieb stehen und hielt noch des Khan seine Hand.

Asmus. Ich habe noch Eins auf dem Herzen, Sire. Wir haben in Nagasaki so viele Soldaten und Kanonen gesehn: wenn Du irgend umhin kannst, lieber guter Fürst, so führe nicht Krieg. Menschenblut schreiet zu Gott, und ein Eroberer hat keine Ruhe.

Und damit drückte ich ihm seine Hand, bückte mich und ging weg, und die Tränen standen mir in den Augen.

Sobald wir zurück nach Nagasaki kamen, tat ich das Ohr in Spiritus und band das Glas mit einer Blasen zu.

Gespräche, die Freiheit betreffend

Καὶ ἔτι καθ' ὑπερβολὴν ὁδὸν ὑμῖν δείκνυμι.

Erstes Gespräch.

B. Ich habe das große Los in London gewonnen, weißt du schon?

A. Das ganze große, oder das zweite?

B. Das erste für diesmal; reine 20 000 Pfund.

A. Das wollten die andern auch gewinnen, und haben alle nicht können.

B. Und ist nichts leichter als das.

A. Und was willst du nun mit dem Gelde machen?

B. Es wieder ausgeben; was sonst?

A. Und wo denn?

B. Vermutlich, wo ich es gewonnen habe. Ich werde auf den Flügeln der freien Sterlinge wohl schwerlich in einen Käficht fliegen.

A. Nun, es wird ja außer England noch Länder geben, die keine Käfichte sind.

B. Es gibt deren freilich nach oben offen; aber mit irgendeiner Seite hängt's. In England ist es nach oben und nach allen Seiten offen.

A. Mit den 20 000 etwa, aber auch ohne?

B. Auch ohne, und grade in England auch ohne. Da ist die Freiheit, wie der Himmel, über den Bettler Tom so hoch

und blau gewölbt als über den Lord Hastings. — Und meinst du, daß ich das Freiheit nenne, was für Guinees gekauft wird und für Guinees feil ist?

A. Du bist ein Freiheitsfreund! Und scheinst dabei ein dankbar Gemüt zu haben. Ich will sagen, wenn der Sterlingregen dich z. E., von Bern aus, naß gemacht hätte, so würde etwa die Schweiz mehr in Betrachtung kommen. Und unbesehends sollte man auch denken, daß dein „Gewölbe" in diesem Zauberlande, wenn nicht so blau, doch so hoch als in England gewölbt sein müsse, wenn sie nicht mit dem Kopf anstoßen sollen, denn der Fußboden ist hier viel höher.

Aber was nennst du denn eigentlich Freiheit?

B. Was alle Menschen so nennen; wenn mir niemand zu befehlen hat, wo ich tun kann, was ich will.

A. Also wo du falsche Wechsel machen kannst?

B. Das will ich nicht.

A. Freilich! Aber wenn du es wolltest, könntest du es denn in England?

B. Bei Leibe nicht.

A. So kannst du also in England nicht tun, was du willst.

B. Es versteht sich ja von selbst, daß ich nichts wollen muß, was die Gesetze verboten haben.

A. Was verbieten denn die Gesetze in England, das Böse oder das Gute?

B. Nun — freilich — das Böse.

A. Du hättest denn in England die Freiheit: das Gute zu tun. Die Freiheit aber, sollte ich denken, hättest du in andern Ländern auch.

B. Das wohl. Aber in England hat mir niemand zu befehlen als die Gesetze; kein König, kein Minister, kein Hofrat, kein Superndent, kein Konzertmeister, kein Korporal, kein Revisor, kein Küster, kein gnädiger Herr und keine gnädige Frau.

A. Ich gestehe dir gerne, wo die alle befehlen, daß da der dritte Mann genug zu gehorchen habe, und sonderlich wenn sie nicht alle nach einer Richtung befehlen sollten.

B. Wie wäre das möglich? Sind sie nicht Menschen, und gibt es Menschen, die immer nach einer Richtung wollen? Eben deswegen sind ja Gesetze erfunden worden, und eben deswegen ist es ja um die Willkür eine so schreckliche und um Gesetze eine so große und herrliche Sache.

A. Allerdings; in Ermangelung eines Bessern allerdings.

B. Wie in Ermangelung eines Bessern?

A. Die besten Gesetze können sich ja nicht selbst administrieren, sondern müssen wieder von Menschen administriert werden; und ein Mann, der immer sicher und unverrückt das Rechte wollte, ist ein Gesetz, das sich selbst administriert.

B. Ich will aber nicht für mich wollen lassen; ich will selbst opfern.

A. Gehorsam ist besser als Opfer. Nicht: Korban, lieber B.! Und wenn du selbst opfern willst, so müssen doch die andern alle auch dasselbe Recht haben. Und bei den vielen Opferern fallen mir die vielen Befehler wieder ein.

B. Wir opfern alle nach einer Richtung.

A. Aber du meinst ja selbst, daß das nicht möglich ist, daß Menschen nicht nach einer Richtung wollen können; daß eben deswegen Gesetze erfunden worden, und daß es eben deswegen um die Willkür eine so schreckliche und um Gesetze eine so herrliche Sache ist.

B. Ich sage dir ja, daß ich das Gute tun will, aber nicht wenn und weil es andre wollen, sondern ich will es wollen, und ich will es tun, weil ich es will.

A. Das klingt edel! lieber B., und du junger mutiger Mann glaubst wirklich, die Arme nach der Juno auszustrecken; und doch könnte es wohl eine Wolke sein, die dich täuscht. Du sollst das Gute freilich wollen, und ich fodre kein Nicht-Wollen, sondern ein Nicht-Wollen. Sieh, wem das Gute selbst am Herzen liegt, der ist zufrieden, wenn es nur geschieht, wenn es seinen Gang geht; und er geht gerne hinter oder neben her. Wer es aber führen will, sieh, der will nur auf dem Bock sitzen; und wenn er das nicht soll, so läßt er den Wagen stehen und geht davon. Wie es ein Sokratisches Nicht-Wissen gibt, so gibt

es auch ein Sokratisches Nicht=Wollen, und das ist die Juno selbst; und das Gegenteil davon ist dasselbe Ding, das in einem zu viel befehlen und in dem andern nicht genug gehorchen will, und gerade das Ding, was die Willkür so schrecklich macht.

B. Ich stehe für alles, wenn sie alle nur das Gute wollen.

A. Meinetwegen. Ja wenn sie wüßten, was gut ist! — Aber wie sollen sie das erfahren, denn ein jeder hat seine Vernunft und seine Meinung?

B. — Freilich, Gottes Wille müßte die Regel sein.

A. Also unter Gottes Willen willst du doch stehen, und seine Anordnung lässest du gelten?

B. Wie kannst du daran zweifeln? Es kann ja nicht anders als Unglück bringen, wenn einer davon abgeht.

A. Das glaube ich auch; und ich verteidige den einen nicht, der abgeht. Er tut sehr übel, er sei, wer er wolle. Aber denn muß sich der zweite desto fester an halten.

B. Aber, verdient das der erste, der abgeht?

A. Der abgeht, nicht; aber der, von dessen Willen er abgeht, der verdient es; und der zweite selbst. Denn wenn der zweite auch abgeht, so gehen zwei ab, und so muß, nach deiner eignen Aussage, das Unglück größer werden.

Auch hat, lieber B., das Fest=an=halten größere Folgen, als allgemein geglaubt wird.

B. Nun kurz um, ich gehe nach England; und zieh mit, du sollst auch England sehn und die St. Paulskirche.

Und gerade diese soll dich unter andern lehren, was Freiheit und Gesetze für Wirkung haben. Diese St. Paulskirche hat hier ein Privatmann bloß aus seinem Herzen gebaut.

A. Hierzulande kann man bloß aus dem Herzen nicht bauen.

B. Verstehe doch, was ich sage.

A. Dasmal verstehe ich, und ich habe großen Respekt für den Erbauer der St. Paulskirche. Übrigens hat Francke in Halle auch aus seinem Herzen gebaut und Lork in Kopenhagen und hundert andre an hundert andern Orten.

B. Wohl! Aber Freiheit ist doch ein Wecker am Herzen, und ohne

sie schläft der menschliche Wille ein wie eine alte Frau am Spinnrocken. Und ich suche ein Land, wo ich das Gute frei und lustig wollen kann und wo mich nichts hindert es zu tun.

A. Lieber B., sage doch an, wenn du funden hast. Das Land suche ich auch.

B. Nun, wie gesagt, so ziehe mit.

A. Bauen denn z. E. alle Engländer St. Paulskirchen?

B. Alle — St. Paulskirchen? — Du scheinst nicht zu wissen, was das ist: eine St. Paulskirche. Sie ist nicht so in Taschenformat, wie die Kirchlein, die bei euch als Exklamationszeichen hinter dem elenden Dorfe stehen.

A. Verstehe doch, was ich frage.

Tun denn alle Engländer Gutes? Oder noch besser, die Despoten in der Welt, tun die und haben die von jeher lauter Gutes getan?

B. Nicht lauter Gutes!

A. Aber warum nicht? Sie sind doch nicht allein über anderer Menschen Willkür und allen äußerlichen Zwang, sondern auch über die Gesetze und also nach deiner Meinung noch freier als die Engländer.

B. Sie müssen denn das Gute nicht mögen; müssen es im Grunde nicht wollen.

A. Sie haben sich doch von jeher mit dem Schein des Guten zu decken und zu zieren gesucht. Und ist es nicht ein offenbarer Widerspruch: das Gute einsehen und nicht wollen? Auch wollen es alle Menschen im Grunde.

B. Es scheint mir auch so. Aber, wenn sie es wollten, und sie nichts hindert, so würden sie es ja auch tun.

A. Das denke ich auch. Es muß sie also etwas hindern.

B. Du sagst ja den Augenblick, daß sie über anderer Menschen Willkür sind und über allen äußerlichen Zwang?

A. Also, andrer Menschen Willkür und äußerlicher Zwang hindert sie nicht.

B. Und über die Gesetze?

A. Also, die Gesetze hindern sie nicht.

B. Aber, was bleibt denn übrig, was wären denn noch für Hindernisse?

A. Die Frage ist sehr natürlich. Indes, sie mag beantwortet werden oder nicht; das ist und bleibt fest, daß Hindernisse da sein müssen. Und zwar scheinen diese Hindernisse die eigentlichen Hindernisse des Guten zu sein, weil sie das Gute wirklich hindern.

B. Ich kann mit keinem Feind fechten, der hinter dem Berge steht und den ich nicht sehe. Und, was mein Auge nicht sieht, das kränkt auch mein Herz nicht. Kurz, deine unbekannten Hindernisse wollen mir nicht ein.

A. Sie wollen dir nicht ein, sagst du? Wie, wenn sie in dir wären und dein schönes Herz wirklich kränkten! —

Zweites Gespräch.

B. Da hab' ich eben ein paar alte treffliche Köpfe gesehen, den ewigen Lacher und den ewigen Weiner.

Wer von beiden ist wohl der klügste gewesen?

A. Ich denke, sie wären beide gleich klug gewesen, und ihr Weinen und Lachen habe einerlei großen Sinn, nur daß Heraklit den bessern Ausdruck gewählt hat.

B. Und ich denke, sie hätten beide keinen guten gewählt, und keiner von ihnen sei klug gewesen. Aber sage doch an, ich höre gern andre Meinung.

A. Du weißt, was man in der Welt Glück und Unglück nennt; und wie nahe sich das gewöhnlich die Menschen nehmen, wie sie weinen oder lachen, eins ums andre, nachdem die Luft von der oder von der Seite geht. Demokrit wollte zu verstehen geben: daß es für den Menschen der Mühe nicht lohne, dieses Unglücks wegen zu weinen! und Heraklit: dieses Glücks wegen zu lachen! Und so lachte der eine, und der andre weinte, immer.

B. Und warum ziehst du den Ausdruck des Heraklit vor?

A. Weil es mir, wenn nicht wahrer, doch menschlicher dünkt: über das Glück dieser Welt zu weinen als über ihr Unglück zu lachen, und weil es mir auch wider den Wohlstand scheint, in einer Welt wie diese immer zu lachen.

B. Am Ende konnte auch Heraklit eher fertig werden.

A. Meinst du? — aber davon ist hier die Rede nicht, und darum lachten und weinten unsre Virtuosen nicht. Sondern sie scheinen über die Natur des Menschen besser berichtet gewesen zu sein, und daß er, wenn er seinen Vorteil versteht, gedeckt sein könne und weder zu lachen noch zu weinen habe.

B. Warum aber täten denn die Menschen beides so eifrig. — Doch, wo sind wir gestern stehen geblieben?

A. Nicht so gar weit von hier.

B. Ich besinne mich, du hinter dem Berge bei deinen unbekannten Hindernissen.

A. Ganz recht! Und du wolltest gestern mit deinen Augen sehen.

B. Und das will ich heute auch noch.

A. Und hast darin nicht unrecht; denn es hat von je her wenigstens ebensoviel Schaden getan, daß die Menschen zu wenig, als daß sie zu viel haben sehen wollen.

B. Kann man denn auch zu viel sehen wollen, und wie kann das schädlich sein?

A. Es gibt gewisse Dinge für einen gewissen Sinn und einen gewissen Sinn für gewisse Dinge. So siehst du z. E. körperliche Gestalten, riechst Gerüche, hörst Schall und Laut, usw. Wer nun mit einem Sinn aus der korrespondierenden Klasse herausgeht und damit Dinge sehen will, die zu einer andern Klasse gehören, der will zu viel sehen, und da kann nichts Kluges herauskommen. Als wenn du z. E. mit deinen zwei blauen Augen die Elemente und geistliche Sachen sehen wolltest; so wolltest du zu viel sehen, und wäre eben so widersinnig, als wenn du den Geruch einer Nelke hören und die Morgenröte riechen wolltest, würde auch ebenso viel daraus werden.

B. Das will ich nicht. Aber überzeugt will ich sein, ehe ich glaube. Und ich wünsche, daß die Wahrheit weiß sei; wenn sie aber schwarz ist, lasse ich sie mir nicht weiß machen.

A. Bravo! Wer sie erst weiß machen will, in dessen Händen muß sie noch nicht weiß sein. Und, beiläufig hier gesagt, diese Weißmacher tun der Wahrheit einen schlechten Dienst, und ihrethalben wird der Name Gottes gelästert unter den Heiden. Denn die Heiden distinguieren nicht immer, und wenn sie sehen, daß sie dem Sach-walter überlegen sind, so bilden sie sich ein, sie wären es auch der Sache.

B. Aber, du wolltest mir die unbekannten Hindernisse des Guten zeigen.

A. Zeigen? Gehe du selbst hin, sie zu sehen.

Doch vorher sage mir: wo, glaubst du, daß alles Gute und Wahre herkomme?

B. Von Gott und keinem andern.

A. Und Gott ist doch mehr, als alles was von ihm herkommt?

B. Natürlich.

A. Wenn es also Wesen gibt, die, ihrer Natur nach, ihre Befriedigung nur in der Wahrheit und dem Guten finden können, die können sie nirgend so vollkommen finden als in Gott?

B. Nirgend.

A. Sie werden also nichts so sehr suchen, als Gott?

B. Nichts.

A. Und nichts so unverrückt und über alles lieben?

B. Nichts.

A. — Bartolo! und lieben wir Gott so?

B. — Nicht immer.

A. Sage: nimmer. Denn der Unterschied ist nur der, daß wir in gewissen Augenblicken etwas weniger weit vom Ziel entfernt bleiben.

Nun, Gott ist in allen Augenblicken gleich liebenswürdig, wie die Sonne in allen Augenblicken die Sonne ist, und ihre Strahlen immer mit gleicher Herrlichkeit und Fülle um sich breitet.

B. Und äußerer Zwang kann es hier nicht sein, was uns hindert.

A. Nein, gottlob nicht! Dafür ist gesorgt. In Hauptsachen kann er nichts; und es gibt einen Weg: nicht ihn von uns,

sondern uns von ihm loszumachen und ihm glühende Kohlen auf sein Haupt zu streuen! Und dahin wollte ich vorhin schon.

B. Nun bitte ich dich, so sage doch: was ist das, was uns hindert?

A. Das weißt du so gut als ich. Was ist das, was unsern Augen das unendliche und wahre Gute immer gleichsam verbirgt und bedeckt und, wenn wir es auch betrachten und lieben wollen, sich immer dazwischen stellt? — Nicht wahr, das Endliche das Unwahre, das Nichtgute. Dinge, die unsrer Liebe nicht wert sind, die wir verachten, und uns ihrer nicht selten vor andern Leuten schämen; und an die wir doch wider unsern Willen hangen und halten, oder vielmehr die uns halten und uns unglücklich machen.

B. Unglücklich machen sagst du?

A. Jawohl unglücklich machen! Denn, was flösse aus dieser Quelle nicht her! Alles, groß und klein, was die Menschen hier plagt, Eitelkeit und Laune, Herrschsucht und Trotz, Geiz und Wollust und alle Schande und Laster usw. was ist es anders, als Anhänglichkeit an Dinge die nichts können und nichts sind, und die Menschen doch vom Bessern abhalten.

B. Was aber kann der Mensch dazu? Darf auch der Topf zum Töpfer sprechen: warum hast du mich so gemacht?

A. Höre, ein Topf hält, solange er kann; und denn bricht er. Und wenn er von was wüßte, so würde er von dieser seiner brechlichen Topfnatur wissen und von weiter nichts. Aber wenn wir das Böse tun, so wissen wir dabei vom Guten und wollen es.

B. Was willst du damit sagen?

A. Daß wir nicht ungeratene Töpfe sind. Sondern der ungeratene Sohn paßt besser, der das verlassene volle Haus des Vaters in Gedanken hat, und Treber mit den Säuen essen muß.

B. Du machst mich aufmerksam. Aber, noch einmal, ich bin doch nicht gefragt: ob ich, noch auf welche Art, ich existieren wollte. Wie mich die Welle des Unendlichen ans Ufer herangeworfen hat, so habe ich heran müssen, um mich da eine Zeitlang herumzutreiben.

A. Ich weiß das nicht, ich verstehe das nicht. Aber, Verlangen nach dem Guten und Widerstreben gegen das Gute in einem und demselben Dinge setzt eine Unordnung voraus, und die kann nicht von Gott sein.

B. Von wem haben wir denn unser Wesen?

A. Das haben wir von Gott. Aber, was unserm Wesen zuwider ist, das können wir nicht von Gott haben.

B. Und also meinst du, diese Anhänglichkeit gehörte nicht zu unserm Wesen?

A. Das ist die Meinung aller Völker und Menschen; wenigstens handeln sie so und haben immer so gehandelt, als wenn sie diese Meinung hätten.

Warum forscht und frägt man bei moralischen Handlungen nach den Bewegursachen und bestimmt darnach ihren Wert und Unwert? — Heißt das nicht, annehmen, daß der Mensch z. E. eine gute Handlung oft aus schlechten Ursachen tue, daß aber diese schlechten Ursachen auch fehlen können, und der Mensch allein aus dem Guten handeln kann? — Und warum wäre ein Mensch, der so handelt, von jedermann geliebt und geachtet? — Warum spricht man von „überlegt und unüberlegt handeln", und was tut der Mensch, wenn er überlegt, anders: als schlechtere Ursachen, die ihm zunächst liegen, aus dem Wege räumen und niederhauen, damit ihm die bessern zu Gesicht kommen? — So predigen ja auch wider diese Anhänglichkeit, alle Jahrhunderte hindurch, Weise und Unweise, Priester und Philosophen, und die ganze Welt ist mit Einrichtungen, Tempeln, Pagoden und Moscheen bedeckt. Ob sie nun zwar nicht immer alle wissen, was sie wollen, und nicht immer viel dabei herausgekommen ist, so supponiert das alles doch offenbar den Glauben, daß etwas herauskommen könne, und daß damit nichts Kleines gewonnen sei. — Und wie könnten Menschen anders scheinen wollen, als sie sind; wie könnten sie Furcht haben, sich grade ins Angesicht sehen zu lassen, wenn die Lineamente desselben zu ihrem Wesen gehörten? Schämt sich auch ein Tiger seiner Zähne und ein Adler seiner Klauen?

Lieber B., die Menschen tragen Ketten und sind Sklaven; aber sie sind nicht geboren es zu sein und haben die Hoffnung nicht verloren wieder frei zu werden. Und, wenn schon auf die Unterdrückung einer Anhänglichkeit ein so wohltuendes Bewußtsein folgt, was meinst du, was der Friede sein müsse, von dem man in jenem Bewußtsein nur den ersten Anbiß hat, wenn nämlich nicht mehr von Unterdrücken die Rede ist, sondern wenn die Ketten wirklich abgenommen werden! — Und da kommt das rechte England zum Vorschein, und die rechte St. Paulskirche.

Aber lebe wohl, wir kommen hier auf heiligen Grund und Boden.

Zugabe

B. Lieber A., ich muß es dir sagen! ich denke wie du und habe mich nur verstellt und dich hintergangen, damit ich deine Meinung desto besser herausholte.

A. Daß du mir überlegen bist, habe ich wohl immer gemerkt; aber daß du mich hintergangen hast, nicht. Indes schadet's nicht, und es ist mir nicht leid, denn ich weiß, daß ich nichts Unrechtes predige.

B. Deine Meinung ist denn: daß man der Wahrheit nur dadurch näher komme, daß man sich von dem Unwahren los macht? — Und einem von beiden kann man nur nachtrachten?

A. Allerdings.

B. Das Finden der Wahrheit wäre also auf die Weise, wie soll ich sagen, mehr ein Wegräumen eines *πρωτον ψευδος*, mehr eine Veränderung, als eine Entdeckung usw.

A. Allerdings.

B. Aber, so wird es doch nicht allgemein angesehen?

A. Dafür kann ich nicht.

Denen es Ernst gewesen ist, die haben es so angesehen, sie mochten übrigens noch so verschieden sein.

B. Zum Exempel?

A. Zum Exempel: Johann Huß und Spinoza.

B. Die sind mir eben recht. Denn nach Mendelssohn war Spinoza gewiß —

A. Nach? — Willst du mich wieder hintergehen?

B. Er hat doch nicht so wider die Wahrheit angestoßen, als dieser.

A. Er segelte so tief nicht, daß er anstoßen konnte. Wenn aber Spinoza mit seinem Kopf und mit seinem Ernst anstieß, so lerne daraus: daß es nicht leicht sei, die Wahrheit zu finden. Spinoza sagt aber so:

„Nachdem die Erfahrung mich gelehret hat, daß alles, wovon im Leben gewöhnlich die Rede ist, leer und eitel sei; da ich einsahe, daß alles, wofür und was ich fürchtete, weder Gutes noch Böses in sich habe, als in so weit das Gemüt davon in Bewegung gesetzt wurde, so beschloß ich endlich, zu forschen: ob es etwas gebe, das ein wahrhaftiges Gut sei, und das sich mitteile, und von dem, wenn ich allem übrigen entsagte, das Gemüt allein reaktioniert würde, ja, ob es etwas gäbe, dadurch ich, wenn ich es fände und mir verschaffte, eine immerwährende und höchste Freude in Ewigkeit genösse. Ich sage: daß ich endlich beschloß; denn beim ersten Anblick schien es mir ungeraten, um eine damals ungewisse Sache eine gewisse verlieren zu wollen. Ich sahe nämlich die Vorteile, die Ehre und Reichtümer bringen, und daß ich diese nicht weiter suchen müßte, wenn ich mit Ernst einer andern neuen Sache nachtrachten wollte; und es leuchtete mir ein: daß, wenn die höchste Glückseligkeit in diesen Dingen etwa bestehen sollte, ich solcher Glückseligkeit entbehren müsse; bestehe sie aber nicht darin, und ich trachtete nur ihnen nach, so würde ich denn auch der höchsten Glückseligkeit entbehren. Ich sann also in mir nach, ob es nicht möglich sein sollte zu meinem neuen Werk, oder wenigstens zur Gewißheit darüber zu gelangen, ohne daß meine bisherige Lebensordnung und Weise verändert würde. Das aber habe ich oft umsonst versucht. Denn wovon im Leben gewöhnlich die Rede ist, und was bei den Menschen, nach ihren Werken zu urteilen, als das höchste Gut geachtet wird, läuft auf diese drei Stücke hinaus, nämlich: Reichtum, Ehre

und Wollust. Durch diese drei Dinge wird aber das Gemüt so zerstreut, daß es auf keine Weise an ein anderes Gut denken kann. — Da ich also einsahe, daß alles dieses so sehr im Wege sei, einem neuen Vornehmen nachzugeben, ja daß es damit in einem solchen Widerspruch stehe, daß ich notwendig von einem von beiden abstehen müsse, so mußte ich entscheiden, welches von beiden mir nützlicher wäre. — Ich habe nicht ohne Ursache die Worte gebraucht: wenn ich nur ernsthaft bedenken könnte. Denn ob ich gleich dies alles im Gemüt ganz klar einsahe, so konnte ich doch deswegen nicht allen Geiz, Wollust und Ehrsucht ablegen usw.“[1])

B. Das ist merkwürdig.

A. Und sonderlich von jemand, der kein Jude sein wollte. Genes. 12, 1.

Der Priester Huß sagt so:

„Ich sage es frei vor Gott und seinem Gesalbten — so daß ich von Jugend an bis auf diesen Tag gleichsam zwischen Tür und Angel gestanden bin, und gezweifelt habe was ich erwählen sollte. Ob ich preisen sollte, was alle preisen, raten, was sie alle raten, entschuldigen, was sie alle entschuldigen, die Schrift glossieren, wie dermalen fast alle großen berühmten und mit dem Schein der Heiligkeit und Weisheit angezogene Männer sie glossieren, oder ob ich jene unfruchtbare Werke der Finsternis mannlich anklagen und bestrafen sollte. Ob ich mit dem großen Haufen ein gemächliches Leben führen und nach Ehren und Pfründen streben, oder außer dem Lager herausgehen, der lautern heiligen evangelischen Wahrheit anhangen und die Armut und Schmach Jesu Christi tragen solle. Ich sage es frei, daß ich zwischen Tür und Angel gestanden und gezweifelt habe. Darum habe ich zu Gott, dem Vater unsers Herrn Jesu Christi, treulich gebetet. Meine Bibel habe ich über mich in den Händen gegen ihn aufgehoben und mit

[1]) Siehe in Spinoza's Werken das Fragment: de Intellectus emendatione, & de via, qua optime in veram rerum cognitionem dirigitur.

Mund und Herz gerufen: O Gott, mein Herr und Meister meines Lebens usw."

B. O, laß mich mehr von dem Huß hören.

A. Was willst du von ihm hören? — Da er Lehrer einer geoffenbarten Religion war, so dünkte er sich nicht selbst klug und glaubte an eine größere Weisheit, die dem Menschen anderswoher kommen muß. „Die heilige Schrift", sagte er, „ist durch den heiligen Geist den Männern Gottes eingegeben; eben derselbige Geist muß sie auch erklären und aufschließen. Wer aus dem Geist geboren worden, der ist versetzet aus dem Tode dieser Welt und des Fleisches in ein neues geistliches göttliches und himmlisches Leben, welches verborgen ist in Gott usw."

Er hielt fest an die Bibel und scheute sich nicht und schämte sich nicht, zu lehren, was darin steht. „Christus", sagte er, „ist das Zentrum der Theologie; wer diesen kennt, den halte man für einen Gottesgelehrten."

Dabei führte er ein exemplarisches Leben, und Freund und Feind wußten nichts als Gutes von ihm zu sagen, so daß sich auch die ganze Universität zu Prag seiner gegen das Konzilium annahm.

B. Wie hat er sich bei der Exekution betragen?

A. Sehr gut. Einigen Briefen, die er aus dem Gefängnis an seine Freunde schrieb, sieht man's an, daß er, mit Ehren, wohl wieder los gewesen wäre, auch nicht alle Hoffnung dazu aufgegeben hatte. Als das aber nicht sein konnte, betrug er sich, zwar nicht wie Märtyrer, die den Himmel offen sehen, aber als ein treuer Freund und Anhänger der Wahrheit, mit großer Gelassenheit und Fassung. Und mich dünkt, dies sei schwerer als jenes.

B. Erzähle doch sein Ende, ich bitte dich darum.

A. Das wollte ich gerne tun. Aber, wir rechnen ihn zu uns, und — ich erzählte lieber, wenn ihm großmütig begegnet wäre. — Doch was kannst du dazu einige hundert Jahre nachher. Die Guten von euch haben von jeher die Prozedur des Konzilii zu

Konstanz nicht gebilliget, und wir haben an allen Seiten zu vergeben und zu vergessen.

Ich will also erzählen, wie es erzählt wird.

Sigismund war unruhig ihn verbrennen zu lassen und ließ mit ihm über einen Widerruf handeln; er aber wollte sich zu nichts verstehen. Da schickte der Kaiser noch den Tag vor der Exekution, oder den 5. Julius 1415, 4 Bischöfe und die 2 böhmischen Barons von Chlum und Duba zu ihm. Huß ward vor den Kerker zu ihnen herausgeführt, und sein treuer Freund, der edle Chlum, sagte zu ihm: „Lieber frommer Herr Magister, wir ungelehrte Laien können Euch in dieser so wichtigen Sache nicht wohl raten. Sehet derhalben selber zu, ob Ihr Euch der Mißhandlungen, die Euch vom Konzilio zugemessen werden, in Eurem Gewissen schuldig befindet. Seid Ihr schuldig, so schämt Euch ja nicht Eure Meinung zu verlassen und einer bessern Raum zu geben. Gibt Euch aber Euer Gewissen Zeugnis, daß Ihr unschuldig seid, so tut ja nicht wider Euer Gewissen. Ich will Euch auch keine Ursache oder Anlaß dazu geben; denn Ihr sollt nicht lügen vor dem Angesicht Gottes, sondern vielmehr beständig bleiben bis in den Tod bei der Wahrheit, die Ihr erkannt habt." Diese Anrede seines treuen Freundes brach ihm das Herz. Er antwortete unter einem Strom von Tränen: „Gott ist mein Zeuge, daß ich gerne weichen und widerrufen will, wenn ich etwas Unrechtes und mit der heiligen Schrift und Kirchenmeinung nicht Übereinstimmendes gelehrt oder geschrieben habe. Ich begehre nichts mehr, als daß ich aus göttlicher Schrift gründlicher und eines Bessern möge unterwiesen werden. Wenn sie das tun, bin ich bereit, alsobald zu widerrufen."

Den folgenden Tag frühe versammelte sich das ganze Konzilium in der Domkirche. Der Kaiser erschien mit den Reichsfürsten und der ganzen Ritterschaft und setzte sich auf seinen Stuhl unter einer goldenen Krone: an der einen Seite stand Kurpfalz mit dem Reichsapfel, Burggraf Friedrich von Nürnberg mit dem Schwert an der andern; und, neben den Kardi-

nälen, Erz- und Bischöfen, Prälaten, Mönchen, Doktoren usw., war eine unzählige Menge Volks beisammen. Der Erzbischof von Gnesen, Nicolaus, hielt die Messe, und nach vollendetem Amt ward Huß, der aus seinem Gefängnis im Minoritenkloster geholt war und bis dahin draußen im Vorhof hatte warten müssen, vor diese große Kirchenversammlung hereingeführt. Man stellte ihn auf einen etwas erhabnen Ort, damit er von jedermann könnte gesehen werden. Hierauf las der Bischof von Konkordien das zuvor vom Konzilio abgefaßte Dekret ab: daß niemand in der Session durch Mürmeln oder ander Getöse mit Händen oder Füßen, auch nicht Disputieren, Verteidigen usw. die Redenden stören sollte; und darauf stieg der Bischof von London auf die Kanzel und hielt eine lateinische Rede über Röm. VI, 6, und forderte darin zugleich den Kaiser auf: die Ketzereien zu zerstören und sonderlich den hier stehenden verstockten Ketzer usw. Huß lag indes auf seinen Knien und befahl sich Gott zum sterben. Darauf wurden von dem Bischof von Konkordien die aus Hußens Schriften ausgezogenen sog. Ketzer-Sätze vorgelesen. Huß wollte antworten; der Kardinal Emmerich hieß ihn aber schweigen. Huß wollte wieder reden; und man gebot den Schergen und Soldaten, ihn nicht reden zu lassen. Da hob er seine beiden Hände gen Himmel und sagte: „Ich bitte euch, um des allmächtigen Gottes willen, ihr wollet doch unbeschwert meine Antwort anhören, daß ich mich doch nur bei denen, die umherstehen, entschuldigen und ihnen den Argwohn wegen meiner vermeinten Irrtümer benehmen möge." Und als es ihm abgeschlagen ward, fiel er mit gen Himmel gerichteten Augen und Händen auf die Erde nieder.

Darnach las der Bischof von Konkordien die endliche Sentenz ab: „daß erstlich Hußens Schriften sollten verbrannt, und er, als ein öffentlicher schädlicher Ketzer und böser halsstarriger Mensch, seines priesterlichen Standes schmählich sollte entsetzet und gänzlich degradiert und entweihet werden." Der Ausspruch wurde sogleich vollzogen und mit der Degradation der Anfang gemacht.

Der Bischof von Mailand mit 6 andern Bischöfen führten Hußen zu einem Tisch, darauf Meßgewand und andre priesterliche Kleider lagen, und kleideten ihn an, und als er angekleidet war, in vollem priesterlichen Schmuck und mit dem Kelch in der Hand vermahnten ihn die Bischöfe noch einmal: er solle nicht halsstarrig bleiben, sein Leben und Ehre bedenken und von seiner Meinung abstehen. Huß sprach darauf vom Gerüst herab zu dem Volk mit großer Bewegung:

„Diese Herren Bischöfe vermahnen mich, ich solle vor euch allen bekennen, daß ich geirret habe. Wenn es nun eine solche Sache wäre, daß sie mit eines Menschen Schmach geschehen könnte, möchten sie mich leicht bereden. Nun aber stehe ich vor dem Angesicht meines Gottes, daß ich ihnen nicht willfahren kann, ich wollte denn mein eigen Gewissen verletzen und meinen Herrn im Himmel schmähen und lästern. — Sollte ich die, die ich unterwiesen und gelehret habe, itzo durch ein böses Exempel betrüben und irremachen? — Ich will's nicht tun."

„Steig herab vom Gerüst," riefen nun die Bischöfe; und als er herabgestiegen war, fingen sie an, ihn zu entweihen. Der Bischof von Mailand und der von Bisont traten herzu und nahmen ihm den Kelch mit den Worten ab: „O du — da nehmen wir den Kelch von dir, in welchem das Blut J. C. zur Erlösung geopfert wird; du bist sein nicht wert." Huß antwortete getrost und laut dagegen: „Ich aber habe meine Hoffnung und Vertrauen gesetzt auf Gott den allmächtigen Vater und meinen Herrn und Heiland Jesum Christum, um welches Namens willen ich diese Schmach leide, und glaube gewiß und beständig, daß er den Kelch des Heils nimmermehr von mir nehmen werde, sondern daß ich denselben mit seiner Hilfe noch heute in seinem Reich trinken werde." Hierauf traten die andern Bischöfe herzu, und nahmen jeder ein besonderes Stück der priesterlichen Kleidung mit obigem Fluch. Als sie mit den Kleidern fertig waren, sollte ihm die Krone, oder geschorne Platte auf dem Haupte, zerstöret werden; es entstand aber

ein Streit: ob mit einem Messer oder einer Schere. Huß sahe dabei den Kaiser an und sagte: „Es ist doch sonderbar; hart und grausam sind sie alle, aber über die Art und Weise sind sie nicht einig." Endlich und als er völlig entweiht war, setzte man ihm eine fast ellenhohe Papierkrone auf, mit gemalten Teufeln und der Umschrift usw. Erzketzer. Und nun wandten sich die Bischöfe an den Kaiser und sagten: „Das H. Konzilium zu Konstanz überantwortet itzo Johann Hußen, der in der Kirche Gottes kein Amt noch Verwaltung mehr hat, der weltlichen Gewalt und Gericht."

Der Kaiser stand auf und nahm den ihm übergebenen Huß an und sprach zum Pfalzgrafen Ludwig: „Dieweil wir, lieber Oheim und Fürst, das weltliche Schwert führen, die Übel zu strafen, so nehmt hin diesen Johann Huß und laßt ihm in unserm Namen tun, was einem Ketzer gebühret." Dieser legte seinen fürstlichen Ornat ab, nahm Hußen und führete ihn dem Vogt von Konstanz zu, und sprach zu ihm: „Auf unsers gnädigsten Herrn des Römischen Kaisers Urteil und unsern sonderlichen Befehl, nehmet diesen Magister Huß hin und verbrennet ihn als einen Ketzer." Der Vogt übergab ihn dem Nachrichter und seinen Knechten und befahl ausdrücklich: daß sie ihm seine Kleider nicht ausziehen, noch ihm Gürtel, Seckel, Geld, Messer oder was er bei sich trüge, abnehmen, sondern ihn samt allem, was er an sich habe, verbrennen sollten. Und so ward er hingeführt.

Als er auf dem Gerichtplatz ankam, kniete er nieder und betete. Von solchem Gebet ließ ihn der Pfalzgraf durch die Henker aufnehmen, und dreimal um den Holzstoß herumführen. Er nahm darauf von seinen Hütern Abschied, und nun griffen die Henker zu, und banden ihn an einen Pfahl mit fünf Stricken, über den Füßen, unter den Knien, über den Knien, mitten um den Leib, und unter den Armen und mit einer Kette um den Hals. Hiebei fiel ihm die Papierkrone ab auf die Erde, und er sahe hin nach ihr und lächelte. Der Henker setzte sie ihm aber bald wieder auf und legte rund um ihn, bis an seinen Mund, Reisig und Stroh, und die bekannte Sancta-Simplicitas-Frau raffte mit zusammen

und legte mit an. Ehe das Feuer angezündet ward, ritte der Pfalzgraf Ludwig und der Reichsmarschall von Pappenheim noch einmal an ihn heran und ermahnten ihn: er wolle noch itzo sein Heil bedenken und seine Irrtümer widerrufen. Da fing Huß mit lauter Stimme aus dem Holzhaufen an: „Ich rufe Gott zum Zeugen, daß ich das, was sie mir durch falsche Zeugen aufgebürdet, nicht gelehret oder geschrieben habe; sondern ich habe alle meine Predigten, Lehren und Schriften dahin gerichtet, daß ich die Menschen möchte von Sünden abwenden und Gott in sein Reich führen. Die Wahrheiten, die ich gelehret, geprediget, geschrieben und ausgebreitet habe, als die mit Gottes Wort übereinkommen, will ich halten und mit meinem Tode versiegeln."

Sie schlugen darauf in die Hände und ritten davon.

Als der Henker das Feuer anzündete, sang Huß ein Stück aus dem Nicaenischen Glaubensbekenntnis, und da die Lohe gegen ihn schlug, betete er laut: „Christe, du Lamm Gottes, erbarme dich mein!" und noch einmal: „Christe, du Lamm Gottes, erbarme dich mein!" Und als er zum drittenmal anfangen wollte, trieb der Wind den Rauch und die Flamme ihm gerade ins Gesicht und nahm ihm die Sprache. Er bewegte noch die Lippen und den Kopf einige Minuten und — war tot.

Friede sei mit deiner Seele, du treuer frommer Priester! Du vertrautest der Wahrheit. Und hast du sie hier nicht erkannt, so wirst du sie nun erkannt haben und nun erkennen. Denn du suchtest sie und nicht das deine.

Eine Korrespondenz mit mir selbst

Lieber Freund!

Ich habe etwas, das ich Ihm in den Schoß schütten muß, weil ich's sonst nirgend zu lassen weiß.

Sieht Er, wenn ich die Welt und das Leben, wie es darin

geführt wird, ansehe, so gehen mir alle Kinder und sonderlich meine eignen, die da hinein und da durch sollen, im Kopf herum, und ich möchte sie wohl gegen das Verderben einbalsamieren und feuerfest machen können. Wahrlich, die Leute haben nicht unrecht, die darüber in Ernst nachsinnen und in sich zu Rat gehen.

Er wird sagen, daß dem Vernehmen nach heutzutage darüber ja genug geschrieben werde; und darin hat Er auch nicht unrecht. Aber sieht Er, Schreiben ist Schreiben. Wer handeln will und kann, der hat, wenige Ausnahmen abgerechnet, nicht Zeit noch Lust zum Schreiben. Und wenn die Sachen so recht in die Feder treten, so pflegen sie aus dem Menschen heraus zu sein. Und der dagegen meint, wenn sie auf dem Papier stehen, so hätte er sie.

Auch kann auf dem Papier dies und das aussehen, als wenn's was wäre, und ist doch nur ein gewöhnlich Backwerk. Laß Er sich davon ein Exempel erzählen. Ich schenkte, wie Er weiß, der seligen Gertrud zur Hochzeit das Schwedische Koch- und Haushaltungsbuch von der Christina Warg. Einmal, als wir zusammen bei ihr waren, holte sie das Buch her und las daraus vor, unter andern, pagina mihi 383, ein Rezept zu Luftmunken. Er kann denken, was die Luftmunken bei uns allen für Sensation machten! und wie wir die Ohren spitzten! die Gertrud selbst nicht ausgenommen, die doch in dergleichen Dingen sehr bewandert war. Ja, sie hatte ihre Nücken, die selige Frau, das ist nicht zu leugnen; aber gutes Backwerk konnte sie machen. Und wie man sich nicht schwer zu einer Generosität entschließt, die in unser Talent einschlägt, so versprach sie, auf der Stelle und mit dem Buch in der Hand, uns den Abend noch mit dem neuen Gebacknen zu regalieren. Mir ist in meinem Leben kein Nachmittag so lang geworden, als der. Wir standen auf und setzten uns nieder und machten allerlei Erfindung, die Zeit zu vertreiben; aber sie wollte sich nicht vertreiben lassen und blieb wie angenagelt immer auf demselben Fleck. Endlich mußte sie doch weichen, und es ward wirklich Abend, der Tisch gedeckt, und — die Luftmunken wurden aufgetragen! Und siehe da, es war ein ganz bekanntes Ding, das

die Gertrud unter dem Namen Schneeballen hundertmal gemacht, und wir hundertmal bei ihr gegessen hatten.

Sieht Er, so kann das auf dem Papier triegen. Darum kann, versteht Er wohl von selbst, viel Gescheutes und Nützliches geschrieben werden und geschrieben sein. Meine Skrupel gehen nur wider das Schreiben und den Schreibegeist überhaupt, und Er wird finden, daß viel Wahres darin ist.

Nun sage Er mir Seine Meinung von der verbesserten Erziehung und von einer guten. Ich kann nichts anders aussinnen, als daß man selbst sein muß, was man die Kinder machen will. Sage Er mir 'was Bessers. Weiß Gott, ich will mir einen Finger abhauen, wenn Er mir 'was Probates sagen kann.

Sein Diener usw.

Asmus.

N. S. Ich kann Ihm in andern Stücken wieder dienen, wenn Er z. E. etwas von dem verbesserten Kalender wissen will. Denn das versteh' ich aus dem Grunde: wie da nämlich die Sonne Fehler über Fehler gemacht und ganze Stunden und Tage von abhänden hat kommen lassen, ohne daß es ein Mensch gemerkt hatte, bis endlich der Papst Gregorius XIII. Nachricht davon erhalten und, mit Hilfe der höchsten Reichsgerichte, alles wieder hineingeschaltet und die Ordnung hergestellt hat.

vt supra.

Antwort

Lieber Freund!

Er hat sich nicht an den unrechten Schoß gewandt; ich stütze meinen Kopf seit einiger Zeit auch nicht umsonst. Übrigens hau' Er ja den Finger nicht ab, denn ich kann Ihm nicht mehr sagen, als was Er weiß.

Grade das vom verbesserten Kalender versteh' ich auch. Aber Er hat hier in Petto behalten, oder Er versteht die Sache

doch nicht recht aus dem Grunde, wie Er sagt. Denn der Papst Gregorius XIII. hat die Ordnung weder allein noch ganz wieder hergestellt. Sieht Er, es war ein alter Schaden, und der Kardinal Julius Cäsar usw. hat schon geschaltet, und wir und unsre Kinder müssen immer noch schalten und können es doch nicht einmal in Ordnung halten. Und in Rußland, wo die höchsten Reichsgerichte nichts zu befehlen haben, sind die von abhänden gekommnen Tage noch immer nicht wieder herbeigeschafft, deswegen auch die Russen niemals so viel schreiben können, als wir.

Ja wohl konnte die selige Gertrud gutes Backwerk machen, und ich habe ihr das Kochbuch auch geschenkt, und der Nachmittag ist mir auch lang geworden, und der Schreibegeist mir ebenso verdächtig als Ihm.

Überhaupt ist alles, was Er sagt, als wenn es mir aus dem Herzen gestohlen wäre. Ich habe auch, wenn man andre gut machen will, keinen andern Rat, als daß man erst selbst gut sei.

Und, wenn man weiß, was das kostet, und denn die Welt und das Leben, das darin geführt wird, wo die Kinder hinein und durch sollen, dazu nimmt, so ergibt sich, was das Gegengewicht sein müsse. Wahrhaftig, kleine luftige Künste wollen's nicht tun. Auch wo ich Effekt gesehen habe, da liegt Religion zum Grunde, die alte nämlich, und so wird Er es auch finden. Leb Er wohl.

Sein Diener usw.

Asmus.

Über die neue Politik

Einleitung

Alle Beiträger und Herausgeber versprechen ihren Lesern die Wahrheit; ich auch. Doch muß ich aufrichtig sagen, daß ich nicht ohne Skrupel bin, ob alle Beiträger und Herausgeber, mich selbst nicht ausgenommen, auch halten können, was sie versprechen. Eigentlich kann man nur geben, was man hat, und bisweilen hat

man nicht, was man meinet zu haben. Freilich, die Wahrheit sollte immer und in allen Fällen uns leiten — aber gewöhnlich leiten wir sie; und denn meinen wir wohl sie zu haben, wir haben sie aber nicht. Indes wird das so genau nicht genommen, und der Wohlstand erfordert, daß man die Wahrheit wenigstens verspreche. Auch mag der Leser noch mit den Herausgebern zufrieden sein, wenn sie ihm nur nichts anders geben, als was sie ehrlich meinen, und es ihm für nichts mehr, als was es ist, geben, nämlich für ihre Meinung; denn alsdann kann er zusehen, Meinung gegen Meinung vergleichen und sich so Schadens erwehren.

Es gibt bekanntlich zu dieser unsrer Zeit politische Meinungen, die von denen, die man sonst hatte, abgehen; ein sogenanntes neues System, das dem alten, das bis daher, unter verschiedener Gestalt, in der Welt geachtet und geltend war, entgegen ist. Man ist mit diesem neuen System grade nicht zurückhaltend gewesen, und könnte es also immer als bekannt vorausgesetzt werden. Da es indessen von allen nicht einerlei, sondern mit Abänderungen und mit mehr und weniger Bescheidenheit oder Atrozität vorgetragen wird, so soll hier zum Überfluß einiges angeführt werden, damit ein jeder selbst mit sehe, und sich über die Hauptzüge desselben selbst mit zurechtfinde.

Nach dem alten System: sind in einem großen Hause, goldene, silberne und irdene Gefäße, etliche zu Ehren, etliche zu Unehren; nach dem neuen: sind alle Gefäße gleich, an Materie und an Form. Nach dem alten: ist der König, die Regierung, der Regent usw. Regent, und der Untertan ist Untertan; nach dem neuen: sind alle Menschen frei und haben gleiche Rechte. Nach dem alten: macht der Regent die Gesetze, und der Untertan befolgt sie; nach dem neuen: haben alle Staatsbürger zu und an der Gesetzgebung Recht und Teil. Nach dem alten: ist der Untertan aus Not Untertan, nicht allein um der Strafe sondern auch um des Gewissens willen; nach dem neuen: aus richtigen Begriffen. Nach dem alten: ist keine Obrigkeit ohne von Gott, wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet; nach dem neuen: macht sich der Mensch seine Einrichtungen selbst; alle Gewalt ist im Volke, das damit

bekleidet und davon entkleidet, wen und wie es will. Kurz, nach dem alten System: ist der König usw. ein Hirte, der seine Herde auf grüner Auen weidet, ein Vater, der seiner Kinder hütet und wacht, ein wohltätiger Genius, von höherer Hand bestellt, für sein Volk zu denken und zu wollen und mit stiller Liebe über ihm zu schweben, und das Volk, das sich seiner Rechte und des bürgerlichen Selbstdenkens und Selbstwollens begeben hat, lebt im Glauben und im Vertrauen; und das neue System scheint, die Äußerungen unserer Schriftsteller zusammengenommen, ein allgemeines reines Vernunftregiment zu sein. Die Staatsbürger tun alles selbst; die Schafe weiden sich auf der grünen Aue selbst; die Kinder wachen und hüten ihrer selbst; das Volk schwebt selbst über sich selbst; mit einem Wort: jedweder Einzelne ist im Genuß seiner Rechte und soll, als Staatsbürger, selbst denken und selbst wollen — und darum muß er nun über die Menschenrechte usw. belehrt und aufgeklärt werden u. s. w.

Es gibt eine Seite, von welcher angesehen dies neue System nicht ohne Schein ist. Das alte ist offenbar großem Mißbrauch unterworfen, und es scheint, daß diesem Mißbrauch durch das neue gewehrt und abgeholfen werde. Und überhaupt ist die Behandlungsart, wo jeder einzelne Mensch als ein Wesen, das Verstand und Willen hat, behandelt wird, wenn sie praktikabel ist, wohl edel und Ehren wert. Endlich wird: ob der Mensch als Mensch seine Rechte habe, schwerlich irgendwo bezweifelt werden — daß also hier das „Nachsinnen und Wiederkäuen und Bewegen im Herzen" keinem Menschen verargt werden kann, und ihm nicht zur Schande, sondern zur Ehre gereicht. Wenn man aber in einer so ernsthaften Sache zufährt und schon als ausgemacht annimmt, was erst ausgemacht werden sollte; wenn man gleich zum Werk schreitet und heimlich und öffentlich, in Zeitungen und Büchern, gesalzen und ungesalzen, sanft und mit Rumor, von Freiheit und Menschenrechten verkündigt und predigt, und unbedingt mit Aufklärung an dem Menschen hantiert: so ist die Prozedur etwas voreilig und tumultuarisch, und der Kanzler von Ephesus würde sagen: „Ihr Männer von Ephesus, welcher Mensch ist, der nicht wisse,

daß das Volk nicht zertreten werden soll, und daß es Menschenrechte gebe? Weil nun das unwidersprechlich ist: so sollt Ihr ja stille sein und nichts Unbedächtiges handeln — hat aber jemand zu jemand einen Anspruch: so hält man Gericht und sind Landvögte da: lasset sie sich unter einander verklagen. Wollt Ihr aber etwas anders handeln, so mag man es ausrichten in einer ordentlichen Gemeine. Denn wir stehen in der Fahr, daß wir um dieser heutigen Empörung verklaget möchten werden, und doch keine Sache vorhanden ist, damit wir uns solcher Aufruhr entschuldigen möchten."

Ich sage, die Prozedur sei etwas voreilig. Wir irren alle mannigfaltig. Es könnte doch sein, daß wir auch hier irreten: hier: wo der Irrtum so leicht zu begehen und so schwer zu vermeiden ist; wo der Bogenschütze nicht bloß vor sich zu sehen hat, sondern auch: was der Pfeil tun und anrichten werde, wenn er von seinem Bogen dahin und nicht mehr in seiner Gewalt ist; hier: wo es nicht genug ist, daß der Regenbogen in der Luft mit schönen Farben spiele, sondern wo er auch auf die Erde muß können niedergebeugt werden, ohne seine Farben zu verlieren, und wo eine ungemeine Erfahrung und eine feine Mathesis dazu gehört, die Strahlenbrechungen bei der Operation im voraus sicher zu berechnen. Denn wir sollen doch nur wollen, was am Ende und wahrhaftig wahr und gut ist, und nicht, was nur gleißet und scheint.

Das neue System nun hat großen Eingang und viele Anhänger gefunden, unter allen Klassen von Menschen, und das war zu vermuten und ist kein Wunder. Übelgesinnte Menschen konnten glauben: ihre Rechnung dabei zu finden; eitle und leichtsinnige Menschen waren von je her eitel und leichtsinnig und regieren mögen wir alle gern. Auch die Gutgesinnten waren nicht allerdings schußfrei. Ihr edler Unwille über die Schmach und Schande, die Menschen zu allen Zeiten von der Tyrannei haben erdulden müssen, konnte ihnen ins Auge treten und es so, in diesem System, was es gerne sehen wollte, Land sehen machen; sie konnten, indem sie für ihr Geschlecht einen Tag des Heils heimlich herwünschten, sich durch den Schein eines Anbruchs über-

nehmen lassen: das Heil von dieser Seite zu erwarten, und ihm mit Freudengeschrei entgegen gehen.

Und wenn das Heil wirklich da und im Anzuge wäre, wer ginge nicht gerne mit ihnen! — Ist doch des Menschen Herz in seinem Inwendigsten geneigt zu Liebe und Wohlwollen! — Wird es doch nicht befriedigt als durch eine unvermischte, ungestörte und allgemeine Glückseligkeit, wo die Wellen hoch und rund um bis an den Horizont schlagen! —

Wer aber überzeugt ist, daß von dieser Seite nur Unordnung und Unglück und kein Heil komme; und daß das alte System, mit allen seinen Gebrechen, das einzige sei, das die Menschen bürgerlich zusammenhalten und glücklich machen kann — soll der auch mitgehn und frohlocken? — Das soll er nicht! Sondern er soll, nun es einmal darüber zur Sprache gekommen ist, treu und unverhohlen dagegen sagen: was er dagegen weiß, und so gut er es weiß, es bringe ihm Dank oder Undank. Er soll sagen, was wahr ist, und was zum Frieden dienet, und was zur Besserung unter einander dienet, mit sanften freundlichen Worten. Wiewohl ihm etwas Eifer nicht zu verübeln wäre. Denn die Sache ist des Eifers wert; und die Löwin, die ihre Jungen verteidigt, pflegt nicht mit dem Schwanz zu wedeln.

Solange politische Meinungen in der oberen Atmosphäre, der Region der Gelehrten, verhandelt werden, so geht das die Leute unten auf der Erde wenig an. Wer sich eine gute Rüstung und Mut und Talent fühlt, mag hingehen und Ehre einlegen; und wer sich das nicht fühlt, kann ruhig zu Hause bleiben und den Verhandlungen zusehn. Seitdem sie aber irgendwo in die untere Region herabgekommen sind, ist die Sache ganz anders, und Maus und Mann sind interessiert. Ein jedweder, der erste der beste, springt, wie er geht, und steht hervor; nicht, weil er Recht haben oder Ehre einlegen, sondern weil er selbst zusehen und sich in einer so wichtigen Sache nichts will auf die Nase binden lassen.

Und das ist mein Fall. Ich hasse mich und meine Mitmenschen nicht, und es ist mir nicht gleich viel, ob es mir und andern wohl oder übel gehe.

Ich sehe freilich auch wohl ein, daß manches in der Welt anders sein könnte und sein sollte, und daß eine Besserung nicht unnötig wäre; nur kommt es mir vor, daß die Besserung nicht ärger als das Übel sein müsse, das man bessern will; daß man den Kopf nicht dran geben müsse, um das Ohrläpplein zu retten, und daß ein kleineres Glück, das man hat, besser sei, als ein größeres, das man erst haben soll u. s. w.

Auch kommt es mir so vor, daß die äußern Einrichtungen es allein wohl nicht gar täten. Es gibt Republiken, und doch sind dort Mißvergnügte. Also am Menschen liegt es. Dem ist nichts gut und nichts recht; der will immer etwas anders und etwas Neues; will immer bauen und bessern; ist immer nicht reich, nicht mächtig, nicht geehrt genug; und der macht gute Einrichtungen schlecht und schlechte gut. Der Mensch also muß gebessert werden und, würde ich raten, nicht von außen hinein. Dreht man doch nicht am Zeiger, daß das Werk in der Uhr recht gehe, sondern man bessert das Werk in der Uhr, daß der Zeiger recht gehen könne. Ebenso möchte ich auch beim Menschen nicht bloß am Zeiger gedreht, sondern das Inwendige gebessert haben, damit auf dem Zifferblatt sich alles von selbst mache. Ich möchte überhaupt, dünkt mich, eine Besserung, dadurch nicht einem Menschen gegen den andern, einer Partei gegen die andre, einem Volk gegen das andre, sondern dadurch allen Menschen, allen Parteien, allen Völkern geholfen würde; kurz eine Besserung, welche die Bösen gut; die Übelgesinnten wohlgesinnt; die Törichten weise; die Treulosen treu usw. und so, ohne Ausnahme, alle Menschen, Hohe und Niedrige, Fürsten und Untertanen, Freunde und Feinde, zu guten, bescheidenen, barmherzigen, großmütigen, edlen und glücklichen Menschen machte.

Das ist mein Sinn, darauf ich mich verlasse.

Und in diesem Sinn will ich nun, wie Alfred der Harfner, ausgehn und das feindliche Lager besehen.

Vorläufige Bedenklichkeiten und Zweifel gegen das neue System

Wenn uns Bewohnern dieser Erde eine neue Sonne gestellet würde, gesetzt auch, sie glänzte und funkelte mehr und besser als die alte, und es würde uns, den 20. März, wenn in den Widder getreten und ein neues Jahr wieder angefangen werden soll, frei gegeben zu wählen: zwischen der alten und neuen Sonne — sollten wir da gleich zugreifen? — Ich zweifle grade nicht, daß viele ihre Karte für die neue Sonne abgeben würden, aber ich zweifle auch nicht, daß das übereilt wäre, und daß sie wenigstens Einen Gang dieser neuen Sonne durch alle zwölf Zeichen des Tierkreises hätten abwarten sollen, um zu sehen, ob sie auch das leiste, was man von der Sonne erwartet, und was die alte so lange geleistet hat. Besser ist freilich besser; unbesehends aber ist Anhänglichkeit und Vorurteil an und für das Alte edler, als Vorurteil und Anhänglichkeit für und an das Neue. Wenn also die beiden Sonnen gleich gut sind, so muß man für die alte sein, und das von Rechts wegen. Sie hat unserm Geschlecht so lange geschienen; unsere Eltern und Großeltern haben so lange unter ihr gelebt, bei ihrem Lichte gesehen und an ihren Strahlen sich gewärmt; sie hat, wenn auch hie und da ein Gewitter generiert oder eine Ernte verbrannt worden, sie hat doch unsern Vätern und unsern Müttern so oft ihre Saaten gereift und Äpfel und Birnen gemacht usw. — Es wäre doch undankbar: den alten Freund und Wohltäter aufzugeben und sich an den neu ankommenden Funkler zu hängen.

Was die alte Sonne ist gegen die neue, das ist eine bisherige Einrichtung gegen eine andre für jedes einzelne Land und das alte System gegen das neue für die ganze Welt. Doch ist das nur, wenn beide Systeme gleich gut wären. Das scheint nun aber der Fall nicht zu sein; denn, außer dem, daß die neue Sonne nicht die alte ist, hat sie manches wider sich, das einem gleich vor ihres Tempels Tür und auf der Treppe entgegen kommt.

Als zum Exempel, so scheint es ganz natürlich, daß Einer oder Wenige Viele regieren; unnatürlich aber, daß Viele Einen regieren, am allerunnatürlichsten aber: daß Alle Alle regieren sollen. Jeder einzelne Mensch hat alle Hände voll zu tun, mit sich allein einig zu werden. Und doch sollen hier, z. B. in einem Staat von nur 100000 Menschen 100000 einzelne Menschen, außer mit sich selbst, noch mit andern 99999 einig werden.

Gleich noch eins, das uns oder wider-natürlich scheint. Nach dem alten System sind die Staatskräfte zweierlei, einige aktiv, andre passiv, Mann und Weib; nach dem neuen sind sie Mann und Weib zugleich, sind also hermaphroditischer Art. Im Physischen ist aber das erste der Gang und Griff der Natur; und das andre, gewöhnlich, der Mißgriff.

So fällt bei dem neuen System auch das sehr auf, daß von Anfang der Welt bis itzt, fünf- bis sechstausend Jahr hindurch, z. E. immer Monarchien gewesen sind, und daß nun, am Ende der sechstausend Jahre, herausgebracht wird, daß nie keine hätten sein sollen. Von jener berühmten Stadt erzählt man wohl, daß dort die Inquisiten erst gehängt werden, und daß denn ihr Prozeß instruiert wird. Aber dem ganzen menschlichen Geschlecht, von seinem Ursprung an bis jetzt, ein solches Prozedere beilegen! —

So ist ferner der allgemeine Beifall und der leichte Eingang, den das neue System findet, etwas bedenklich. Es ist mit unsrer Seele, wie mit unserm Körper. Sie hat auch eine Zunge und hat einen Magen. Der Zunge gefällt das Bittere nicht, aber dem Magen ist es heilsam und gesund; und, was den Magen verdirbt, gefällt der Zunge wohl. Es ist aber eine alte Sage, daß die Wahrheit nicht süß sei.

Auch das erregt kleinen Zweifel, daß die Verteidiger des neuen Systems selbst nicht alle recht zu trauen scheinen, und daß die Bescheidenen unter ihnen wirklich zurückhaltend sind und lieber nicht zu weit vorrücken wollen.

Doch sehr große Zweifel und Bedenklichkeiten erregt die Differenz in der innerlichen Gestalt der alt- und neu-systemischen Staatsbürger. Ein Mensch, der seine Rechte hingibt und Gott und seinem König vertraut, ist in sich ein lieber Mensch; wenn er nicht schon gut ist, so bessert ihn die Liebe; und mit ihm ist leicht

fortkommen. Diesem Menschen ist innerlich wohl, und so ist er nicht geneigt, äußerlich weh zu machen. Er ist gehorsam, willfährig, bescheiden usw., und prätendiert immer weniger als er kann.

Was aber soll man, Ausnahmen verstehen sich von selbst, von einem Menschen erwarten, der kein Vertrauen hat; der alles selbst sehen und betasten will und immer über seine Rechte brütet? Wenn der nicht auf sehr festen Füßen steht, so stößt ihn die neue Einsicht um; und, unbesehends, ist er kein guter Nachbar. Er führt natürlich immer die Liste seiner Rechte bei sich, ist ungestüm, mißtrauisch, prätendiert immer nicht weniger, als er kann, und weiß alles besser. — Und nun ein ganzer Staat von solchen Rechtsgelehrten! —

Die ältesten Könige aller alten Völker waren Götter oder Halbgötter, Söhne der Sonne und der Sterne; und uns andern werden noch die Könige und Regenten von Gott gegeben. Die Völker bedurften denn bisher, um regiert zu werden, Gottes und eines Regenten. Itzo bedarf der Mensch weder des einen noch des andern; er kann alles selbst tun und ausrichten. Diese Veränderung im Menschen ist groß und unbegreiflich! Und sie ist bewirkt worden? Durch die Entdeckung der Menschenrechte. Aber wie ist das möglich? Und wie soll das zugehn? — Rechte sind doch am Ende nur Rechte und keine Kräfte, und dazu sind diese Rechte nicht einmal neu gegeben, sondern nur entdeckt worden! — Man wird freilich sagen: die Völker bisher bedurften des alles nicht, sondern standen nur in dem Wahn, des alles zu bedürfen. Ja, aber die Menschen itzo können des alles nicht entbehren, sondern stehen nur in dem Wahn, des alles entbehren zu können.

Auch die neugemachte Entdeckung der Menschenrechte selbst hat viel Unbegreifliches, und darin man sich nicht finden kann. Gewesen sind, natürlich, diese Rechte seit Anfang der Welt; denn die ersten Menschen müssen sie doch wohl so gut gehabt haben, als die letzten. Also gewesen sind die Rechte seit Erschaffung der Welt. Und sie hätten sich so lange verborgen gehalten! Wären itzo allererst an den Tag gekommen! Und keiner von so vielen großen, weisen und weltberühmten Männern wäre darauf geraten! —

Kein Ägypter! — Kein Grieche! — Nicht Sokrates! — Nicht Plato! — Nicht Konfuzius! — Nicht Newton! — Nicht Leibniz! — Keiner! —

Zwischenbetrachtungen über die Bekanntmachung der Menschenrechte

Den 2. Oktober 1789 anerkannte und deklarierte die französische Nationalversammlung zu Versailles die folgenden Rechte des Menschen und des Bürgers, und legte sie dem Könige zur Genehmigung vor:

„1. Artikel. Alle Menschen werden geboren und bleiben gleich an Rechten. Die gesellschaftlichen Unterschiede können in nichts als in dem gemeinen Besten gegründet sein.

2. Der Zweck aller politischen Vereinigung ist die Erhaltung der natürlichen und unveräußerlichen Rechte des Menschen. Diese Rechte sind die Freiheit, das Eigentum, die Sicherheit und der Widerstand gegen die Unterdrückung.

3. Das Prinzipium aller obersten Gewalt ruhet wesentlich in der Nation. Kein Kollegium, kein einzelner Mensch kann irgendeine Autorität ausüben, die nicht ausdrücklich von daher ausfließe.

4. Die Freiheit besteht darin, daß man alles das tun kann, was einem andern nicht schadet: also hat die Ausübung der natürlichen Rechte eines jedweden Menschen keine Grenzen als diejenigen, die den andern Gliedern der Gesellschaft den Genuß der nämlichen Rechte sichern. Diese Grenzen können nicht anders als durch das Gesetz bestimmet werden.

5. Das Gesetz hat nicht das Recht, etwas anders zu verbieten, als die Handlungen, die der Gesellschaft schädlich sind. Alles, was nicht durch das Gesetz verboten ist, kann nicht verhindert werden, und niemand kann gezwungen werden das zu tun, was das Gesetz nicht befiehlt.

6. Das Gesetz ist der Ausdruck des allgemeinen Willens. Alle

die Staatsbürger haben Recht, persönlich, oder durch ihre Repräsentanten, wenn es gemacht wird, Teilzunehmen. Es muß das nämliche für alle sein, es mag beschützen oder strafen. Alle die Staatsbürger, da sie in seinen Augen gleich sind, haben gleichen Anspruch zu allen öffentlichen Würden, Stellen und Ämtern nach ihren Fähigkeiten und ohne andern Unterschied, als den ihre Tugenden und ihre Talente machen.

7. Kein Mensch kann angeklagt, arretiert, noch in der Gefangenschaft gehalten werden, als in den durch das Gesetz bestimmten Fällen, und nach den Formalitäten, die es vorgeschrieben hat. Diejenigen, welche willkürliche Befehle nachsuchen, ausfertigen, ausüben oder ausüben lassen, müssen gestraft werden; aber ein jeder Staatsbürger, der in Kraft des Gesetzes vorgefordert oder in Verwahrung genommen wird, muß augenblicklich gehorchen: er macht sich strafbar durch den Widerstand.
8. Das Gesetz muß nur unumgänglich und augenscheinlich notwendige Strafen festsetzen, und niemand kann gestraft werden, als in Kraft eines vor dem Verbrechen festgesetzten und öffentlich bekanntgemachten und gesetzmäßig angewandten Gesetzes.
9. Da ein jedweder Mensch für unschuldig gehalten wird, bis er für schuldig erklärt worden ist so muß, wenn es unumgänglich erkannt wird ihn zu arretieren, alle Härte, die nicht notwendig sein möchte, um sich seiner Person zu bemächtigen, durch das Gesetz strenge verboten sein.
10. Niemand darf wegen seiner Meinungen, selbst wegen religiöser Meinungen, beunruhigt werden, vorausgesetzt, daß ihre Publizität die durch das Gesetz festgesetzte öffentliche Ordnung nicht störe.
11. Die freie Mitteilung der Gedanken und der Meinungen ist eines von den köstlichsten Rechten des Menschen: ein jeder Staatsbürger kann also frei reden, schreiben, drucken, doch muß er, in den von dem Gesetz bestimmten Fällen, wegen dem Mißbrauch dieser Freiheit zur Verantwortung stehen.
12. Die Aufrechthaltung der Rechte des Menschen und des Bürgers macht eine öffentliche Kraft notwendig: diese Kraft ist geordnet, zum Vorteil von allen, und nicht zum besondern Nutzen derjenigen, denen sie anvertrauet ist.
13. Zur Unterhaltung der öffentlichen Kraft und zu den Unkosten der Administration ist eine allgemeine Beisteuer unvermeidlich: sie muß unter allen Bürgern gleichmäßig, nach Verhältnis ihres Vermögens, verteilt sein.
14. Alle die Staatsbürger haben das Recht, durch sich selbst oder durch ihre Repräsentanten, die Notwendigkeit der öffentlichen Kontribution auszumachen, sie freiwillig zu bewilligen, die Anwendung derselben zu inspizieren und ihre Größe, die Art sie einzusammlen und ihre Dauer zu bestimmen.
15. Die Gesellschaft hat das Recht, von einem jedweden öffentlichen Agenten über seine Administration Rechenschaft zu fodern.
16. Eine jede Gesellschaft, darin die Aufrechthaltung der Rechte nicht sicher gestellet, und die Verteilung der Macht und Gewalt nicht bestimmt ist, hat keine Konstitution.
17. Da das Eigentum ein unverletzliches und heiliges Recht ist, so kann niemand desselbigen beraubt werden, es sei denn, wenn die öffentliche Not, gesetzmäßig erwiesen, es augenscheinlich erfordert, und unter der Bedingung einer gerechten und vorläufigen Schadloshaltung."

Das da ist die Urkunde und der Kodex der Menschenrechte und =Freiheit; eine Charta Magna, dadurch dem menschlichen Geschlecht etwas gegeben sein soll, das es vorhin nicht hatte!

Ich habe dies schöne Schaugericht glänzender Wahrheiten und Worte hieher gesetzt zum Vergnügen der Leser, die es noch nicht gesehen hatten; und, weil man sich bisweilen Dinge, in der Ferne und auf Hörensagen, anders vorstellt, als sie sind, oder, weil sie bisweilen anders sind, als man sie sich vorstellt.

Es kommt in dieser Urkunde der Menschen= und Bürgerrechte eigentlich von Menschenrechten wenig vor; das Meiste betrifft den Bürger. Und, wie es überhaupt mit allgemeinen Wahrheiten und Sprüchen ist, so ist es auch mit diesen. Sie sagen alles und

sagen nichts; nehmen mit der einen Hand, was sie mit der andern geben! Sind wächserne Heilige, die nach allen Seiten gerecht sind; eine Materia prima, die noch zu Bäumen und Metall, zu Tauben und Tiger werden kann. So ist, z. E., gleich der 1. Artikel, item der 6., ohne Zweifel, gegen einen Adel und gegen einen Monarchen gemeint und soll ihnen die Tür verriegeln. — Und auf der andern Seite öffnen eben diese Artikel allen beiden die Tür wieder. Denn, wenn, nach dem 1. Artikel, in dem allgemeinen Besten adlige und monarchische Rechte gegründet wären, oder wenn, nach dem 6. Artikel, Tugenden und Talente so groß wären, daß ihnen adlige Ehrenstellen gebührten, oder daß ihnen keine als die Eine und erste Stelle im Staat genug wäre, so muß Adel und Monarch sein.

Der 2. Artikel könnte, wie er da steht, noch wohl debattiert werden. Der Zweck einer jeden politischen Verbindung kann nicht wohl eigentlich Erhaltung der natürlichen Rechte des Menschen sein, weil Verlieren oder vielmehr Einschränken nicht Erhalten ist. Natürliche Rechte des Menschen, scheint es, sind Rechte, die der Mensch als Mensch hat, und ohne alle Rücksicht und Verbindung. Tritt er in Verbindung, so behält er freilich als Mensch diese Rechte, aber er kann sie nicht in ihrem ganzen Umfange erhalten; weil alle die, mit denen er in Verbindung tritt, eben dieselben Rechte haben, und alle diese Rechte in der Ausübung nicht miteinander bestehen können. Daher auch im 4., 10., 11., 17. Artikel die Klagelieder nachkommen, und der 2. darin wieder aufgehoben wird. Als, daß ich ein an sich albernes, aber hier sehr gut erläuterndes Exempel gebe, ein jeder Mensch hat das Recht, wenn er allein auf einem Rasen liegt, die Beine auszustrecken und hinzulegen, wo und so breit er will. Will er aber, damit ihn bei Nacht der Wolf nicht störe, oder um andrer Vorteile willen, als Bürger d. i. in Gesellschaft liegen, so hat er, nach wie vor, das Recht die Beine auszustrecken und hinzulegen, wo und so breit er will. Aber die andern haben das Recht auch. Und, weil nun auf dem Rasen für alle Beine nicht Platz ist, so muß er sich zu einer andern Lage bequemen. Und das Geheimnis und die Güte der Einrichtung besteht darin:

daß für alle Beine gesorgt werde, und einige nicht zu eng und krumm und andre zu weit und grade liegen.

In einem Fall, wo, nach diesem Exempel, einer ganzen Nation die Beine bequem gelegt werden sollen; wo einem gedrückten und niedergebeugten Volk Luft gemacht werden soll, den Kopf wieder aufzuheben, sieht man nur auf die Sache und nimmt übrigens in der Freude seines Herzens alles für voll. Und so mag denn auch wohl der allgemeine Enthusiasmus für die Charta Magna mit zu erklären sein.

Der 3. Artikel ist nur wahr, wenn er wahr ist. Wenn es aber wahr ist, daß alle Oberherrschaft ursprünglich von Gott herkommt, so ruht sie nicht in der Nation. Er steht also bis weiter dahin; denn, daß die Nationalversammlung ihn bekannt gemacht hat: das kann ihn doch nicht wahr machen, und eben so wenig: daß der König ihn genehmigt hat.

Ich lasse die übrigen Sätze in Ruhe. So angesehen freuen schöne allgemeine Wahrheiten, wie zarte Blumen. Aber so leicht, wie sie entstehen, vergehen sie auch wieder; weil sie, wie gesagt, immer geben und nehmen und zwei Hände haben, dabei man sie anfassen kann. Eine Probe von solchem Geben und Nehmen sind unter andern noch der 10. und 11. Artikel. So schön darin die Denk- und Preß-Freiheit aussehen, so unsicher sind sie, und es hängt ganz von der vorbehaltenen Untersuchung über die Meinungen, im 10., und über den Mißbrauch, im 11. Artikel, ab: sie in die ärgste Preß- und Denk-Sperre zu verwandeln. Doch dafür kann niemand, und darum sind allgemeine Sprüche keine positiven Gesetze.

Alle Mitglieder der Nationalversammlung waren nicht darüber einig und stritten lange darüber: ob die Bekanntmachung der Menschenrechte notwendig sei. Und wirklich läßt sich über diese Notwendigkeit auch hin und her sehen, und sonderlich: wie allgemeine Wahrheiten, die männiglichen bekannt sind, oder bekannt sein können, die in und auf sich selbst beruhen und keines Menschen Genehmigung bedürfen, dem Könige zur Genehmigung vorgelegt werden. Wenn z. E. der König, der so viele Jahre die öffent-

liche Kraft gewesen war, und der, nachdem sie zerstört worden, über die unglücklichen Folgen bei aller Gelegenheit, selbst bei der Nationalversammlung, klagte und vorstellte; wenn der, nach dem 12. Artikel, seine Genehmigung dazu geben sollte: „daß zur Aufrechterhaltung der Rechte des Menschen eine öffentliche Kraft notwendig, und daß diese Kraft zum Vorteil von allen und nicht zum besondern Nutzen derjenigen, denen sie anvertrauet worden, angeordnet sei"; wenn der König, der die allgemeine Beisteuer so viel und so oft und leider! zu viel und zu oft eingesammlet hatte, und der nun über das Einsammeln keinen Rat weiter wußte und eben deswegen die Stände zusammenberufen hatte; wenn der, nach dem 13. Artikel, seine Genehmigung dazu geben sollte: „daß zur Unterhaltung der öffentlichen Kraft und zu den Unkosten der Administration eine allgemeine Beisteuer unvermeidlich und daß sie unter allen Bürgern gleichmäßig, nach Verhältnis ihres Vermögens, zu verteilen sei" — so mußte ihm das doch sonderbar bedünken. Oder wenn er dazu seine Genehmigung geben sollte: „daß eine Gesellschaft, darin die Aufrechthaltung der Rechte nicht sicher gestellet, und die Verteilung der Macht und Gewalt nicht bestimmt ist, keine Konstitution habe"; und: „daß alle Menschen gleich an Rechten geboren werden und bleiben usw." Der Nationalversammlung gereicht es allerdings zur Ehre: die vergessenen und verachteten Rechte der Menschen auf alle Weise in Andenken und Ansehen zu bringen; aber dem Könige konnte doch an der andern Seite die Genehmigung solcher allgemeinen Sätze überflüssig scheinen; und dazu bedenklich, weil er nicht wissen konnte, was er eigentlich darin genehmigt hatte.

Der König verweigerte auch anfangs zu dieser Bekanntmachung seine Genehmigung und gab bloß zur Antwort: „daß er sich darüber nicht erkläre; daß sie ganz gute Maximen enthalte, die bei künftigen Arbeiten zur Richtschnur dienen könnten, daß aber dergleichen Grundsätze, die so mancherlei Anwendungen und Auslegungen fähig wären, denn allererst richtig beurteilt werden könnten und sollten, wenn ihr wahrer Sinn durch die Gesetze, denen sie zur Grundlage dienen sollten, bestimmt sein würde."

Er wollte vermutlich zu verstehen geben: daß die Nationalversammlung zu groß für eine solche Arbeit wäre, und daß Philosophieren nicht Regieren sei. Und, wenn man sich den Wert und die Würde einer Nationalversammlung vorstellt, so kommt es einem auch so vor, daß es für die Stellvertreter der Nation, die bestellt waren, das dürre Land zu wässern und den Strom des Segens darüber zu bringen und auszuschütten, wirklich zu wenig war: dem Volke die hydraulischen Gesetze zu erklären und ihre Plane und Nivelliermaschinen vorzuzeigen; und daß es diesen Stellvertretern nicht weniger gut angestanden wäre: ihr großes Werk im stillen zu treiben und sich heimlich zu halten und zu verbergen, bis der Strom, hoch daher brausend, die Wohltäter verraten hätte; und daß es besser gewesen wäre: das Volk, das sie glücklich machen sollten, nicht metaphysisch, sondern physisch, an sich zu erinnern und für sich einzunehmen. Und zwar das, wenn im Lande alles, groß und klein, arm und reich, in konvenabler Stimmung gewesen wäre, sich glücklich machen zu lassen. Wenn aber in einem Lande, wie ein ehemaliger Präsident der Nationalversammlung selbst, der Herr Munier, sagt, „seit man von Versammlung der Reichsstände sprach, aller Blick auf die Zukunft gerichtet war, und ein jeder die Begebenheiten nach seinem Interesse und nach seinen Leidenschaften berechnete, und Ehrgeiz sowohl als Haß diesen Augenblick für günstig hielten; die einen während den Konvulsionen der Anarchie die höchste Gewalt an sich zu reißen hofften, und die andern einen Plan hatten: allen Unterschied der Stände aufzuheben, alles zu ebnen, alles durcheinander zu werfen, sich mit Trümmern zu umgeben und das Volk durch das Gift der Ausgelassenheit, das sie unter dem Namen Freiheit dispensieren wollten, zu berauschen"; wenn in einem Lande, wie ein anders Mitglied der Nationalversammlung, Herr Foucault, umständlich erzählt, „deutliche und bestimmte Gesetze, z. E. die Abschaffung des Lehnsystems und des Grundzinses gemißbraucht wurden: das Volk aufzuwiegeln und zu den größten Unordnungen und Gewalttätigkeiten gegen die Gutsbesitzer zu verleiten; und die Einwohner noch viel zu weit zurück waren: die Beschlüsse der Nationalver-

sammlung verstehen zu können; — und das Volk noch lange Zeit nicht imstande sein würde: den Sinn derselben zu begreifen; und nicht genug dafür gesorgt werden konnte: sie ihnen von rechtschaffenen Männern erklären zu lassen usw."; wenn das war: so war es doch von den Stellvertretern der Nation etwas gewagt: dergleichen allgemeine und unbestimmte Sätze bekannt zu machen, die ein jeder in seiner Absicht mißbrauchen und dadurch die Köpfe zu ihrem eignen Verderben verdrehen konnte.

Wer den Menschen kennt: wie ihm der Kopf so leicht verdreht wird; wie er so geneigt ist, alles in *seinem* Sinn zu verstehen, eine Handbreit zu nehmen, wo ihm ein Fingerbreit gegeben wird, und sich, wenn er nur irgend Vorwand und Feigenblatt hat, seinen Neigungen und Leidenschaften und ihren Verwüstungen hinzugeben; wie er, auf gewisse Weise dem Hahn gleich, nach dem gezogenen Kreidestrich geht; und wenn dieser Strich, der ihn hielt und an den er sich hielt, plötzlich verrückt wird, wie er denn auf einmal alle Haltung verliert und keine Schranken weiter kennt usw. — wer das weiß, der ist zwar schnell zum Wollen, langsam aber zum Tun; der bedenkt nicht bloß den Samen, den, sondern auch den Boden, darein er ihn säen will; der sitzt zuvor, mit Ernst und mit Tränen in den Augen, und überschlägt die Schwachheit der menschlichen Natur, und gehet, mit seiner Wohltat in der Hand, auf und ab, hin und wieder, vor- und rückwärts und spähet, ohne müde zu werden, bis er einen Weg und Weise erspähet habe: ihrer mit *Ehren* los zu werden! Ein solcher Wohltäter ist ein Geschenk des Himmels. Es ist leicht, sein schönes Bild zu zeichnen; aber schwer, es zu sein. Denn er muß Wohlgeschmack an dem finden, was nicht wohlschmeckt; er muß nie seine Pflicht der Popularität, sondern immer die Popularität seiner Pflicht aufopfern können; muß von der großen Gesinnung Wohlzutun nicht berauscht, sondern wahrhaftig beseelt sein. Kurz, er muß sich darauf gefaßt haben und wissen, daß Undank der Welt bester Lohn sei, und entschlossen sein, wie Moses ein geplagter Mann zu werden.

Nähere Untersuchung des neuen Systems

Angenommen, daß das *neue* System, oder ein Vernunftregiment, wirklich in der Welt auch möglich wäre, so würde man es doch keine *Regierung* nennen können, sondern allenfalls eine *Gesellschaft der praktischen Politik*, eine *Staatsbürger-Akademie* usw. In dem Wort: *Regierung* liegt uns die Idee von einer Kraft, die von der Untersuchung des Rechts verschieden ist; die einen festen unerschütterlichen Gang hat und unwiderstehlich zum Ziel schreitet. Diese Kraft geht durch alle Teile der Staatsverfassung. Sie ist wie das Herz im menschlichen Körper, und muß ungehemmt und unangetastet bleiben, solange das Leben des Körpers dauern soll. Es ist hier nicht die Frage: ob nicht gegen ihren Gang in einzelnen Fällen regelmäßige Einwendungen und Vorstellungen gemacht werden dürfen. — In welchem Lande werden die nicht gemacht: und in welchem Lande wird nicht darauf gehört? — Nur sie darf nicht angerührt, nicht gehemmt werden, ohne Rücksicht auf Recht und Unrecht, oder alles ist zu Ende. Ich will dies mit einem Exempel erläutern. Den 22. Juli 1789 ermordete, wie bekannt ist, das Volk zu Paris öffentlich und auf eine schreckliche Weise den *Foulon*. Der Marquis von la *Fayette*, dem, einstimmig und unter allgemeinem Jubel des Volks, das Generalkommando der Pariser Bürgermiliz war übertragen worden, und die Wahlherren von Paris stellten gütlich dagegen vor, und taten überaus brav, um den *Foulon* zu retten. Aber umsonst; er ward ermordet. In der *Sache* mochte das Volk vielleicht nicht unrecht haben und *Foulon* des Todes wert sein. Auch würde das von la *Fayette* vorgeschlagene Gericht ihn vielleicht zum Tode verurteilt haben. Das Volk handelte also nicht einmal gegen; es antizipierte nur. Aber das, was unverletzlich ist, war verletzt worden. Und was tat *Fayette*? — Er legte seinen Generalkommandostab nieder, weil, wie er sich sehr polis ausdrückte: „der Tag, an dem das Volk ihm das versprochene Zutrauen versagt hätte, auch der Tag sein müßte, an dem er seine Stelle aufgäbe, darin er nun weiter keinen Nutzen mehr stiften könnte."

Es muß denn eine unwiderstehliche Kraft in einer Regierung sein, und ohne die kann kein Gehorsam und kein Staat gedacht werden; wie ohne einen festen unbeweglichen Punkt, wohl eine in parabolischen und Schnecken-Gängen wild durcheinander laufende Figur, aber kein regulärer Zirkel gemacht werden kann.

Woher soll nun aber in einem Vernunftregiment diese unwiderstehliche Kraft und dieser feste unbewegliche Punkt kommen? — Die Vernunft, antwortet man, ist das eine und soll das andre geben.

Die Vernunft wollte wohl eine Kraft und unwiderstehlich sein und könnte es vielleicht auch; aber sie ist es nicht. Und wie sollte sie einen festen unbeweglichen Punkt geben können? Sie existiert ja in dem Regiment nicht außer in den Individuis, und von diesen hat ein jedes seine eigene Vernunft. Jedweder Mensch hat seine Art die Dinge anzusehen und vernünftig zu sein; und es ist eher möglich, daß alle Pfeifen in allen Orgeln von Europa unisono stimmten, als daß es alle Glieder Eines kleinen Staats täten, gesetzt auch daß sie Stimmung hielten.

Es waren immer und zu allen Zeiten viele und mancherlei Philosophien in der Welt. Ist je eine gewesen, die sich nicht in Parteien und Sekten geteilt hätte? Ist je ein philosophischer Spekulant gewesen, der nicht seine Widersacher und seine Oppositionspartei gehabt hätte? Und im philosophischen Felde haben noch alle Streiter ohngefähr einerlei Absichten; sie suchen alle die Wahrheit, und zwar möchten sie eine Wahrheit wie sie ist, und sie wollten sich alle wohl nach ihr richten. In einem Staat und im bürgerlichen Felde ist erstlich der Haufe viel größer; die Interessen sind verschieden, durch einander, und oft grade wider einander; die Neigungen und Leidenschaften sind mehr in Bewegung und Spiel; und jedweder sucht eine Wahrheit, nicht nach der er sich, sondern die sich nach ihm richte. Wenn zwei, z. E., einen Prozeß haben, so findet gewöhnlich die Vernunft jeder Partei: daß sie Recht habe; weil jede Recht haben will usw. — Und doch soll die Vernunft den festen unbeweglichen Punkt geben? — Wo nehmen wir Brot her in der Wüsten? —

Wohl wahr, spricht man; aber, gebt den Menschen nur richtige Begriffe! Aufklärung! Aufklärung! Der Mensch muß aufgeklärt werden! — Nun ja, gegen die richtigen Begriffe hat niemand etwas; auch gibt es für jeden Menschen gewisse Dinge, worüber es recht nützlich und gut ist ihn aufzuklären, das heißt, ihm zu sagen: dies und das ist so, und nicht so; dies und das taugt, oder taugt nicht; dies und das muß geschehen, oder nicht geschehen usw. Nur, wer mit dem Medusenkopf der Aufklärung die Neigungen und Leidenschaften zu versteinern denkt, der ist unrecht berichtet.

Es ist zwischen den Begriffen und dem Wollen im Menschen eine große Kluft befestigt. Das Rad des Wissens und das Rad des Willens, ob sie wohl nicht ohne Verbindung sind, fassen nicht in einander. Sie werden von verschiedenen Elementen umgetrieben und sind etwa wie eine Wind- und Wasser-Mühle. Frage den falschen Messer, den falschen Wäger einmal, ob er nicht weiß, daß man rechtes Maß und Gewicht geben muß. Wer weiß nicht, daß man nicht töten soll? Wir wissen es nicht allein, sondern es widersteht auch ein natürlicher Widerwille gegen das Töten in uns, und in der Ferne geht der Scharfrichter mit dem Schwert: — und tötet niemand? — Wer weiß nicht, daß man nicht stehlen soll? Und Galgen und Rad warnen noch über das an allen Heerstraßen: — und stiehlt niemand? — So mit allen heiligen zehn Geboten. Aber, was erwartest denn du mehr von deinen Geboten? Verstehst du es besser, als der liebe Gott? — Er konnte mit Geboten nicht zum Ziel kommen und wählte deswegen einen andern Weg. — Und du denkst mit Geboten und Aufklärung auszureichen? — — Mache doch einmal eine Probe: kläre einmal deinen Knecht oder sonst einen ersten besten auf: über den Ort, wo die Schublade mit deinen Louisdoren steht; kläre ihn auf, so viel du willst, über die Schändlichkeit der Untreue und über Pflicht und Recht; und gib acht: ob damit das heilige Grab sicher verwahrt sei, und ob nicht vielleicht dein Knecht unsichtbar und zu gleicher Zeit die Schublade leer werde. Siehe doch an: die tausend Verordnungen und mancherlei Vorstellungen, die um dich her in der Welt gegeben

und gemacht werden; siehe doch an: was du selbst in deinem kleinen Zirkel verordnest und vorstellest. — Ist es damit ausgerichtet?

Ist dir das alles aber noch nicht klar und zu weit weg, so will ich dir näher kommen. Gehe in dich und frage dich selbst. Frage aufrichtig dein eigenes Herz: ob es nicht etwas anders ist, was dich zum Wollen bewegt, als das bloße Wissen? Ob die Räder des Wissens und des Willens in dir immer mit einander, und ob sie nicht oft gegen einander gehen? Ob du nicht sogar bisweilen, wenn du das Rad des Besser-Wissens in der Ferne umgehen hörest, ob du denn nicht bisweilen mit Fleiß abwärts und aus dem Wege gehest, damit du seinen Laut nicht vernehmest? — Lieber, gestehe und leugne nicht. Du bist es nicht allein, dem es also gehet; es geht andern Leuten auch so, und den meisten geht es noch ärger. Gestehe denn aber auch, daß es eitel Traum und Täuschung sei, daß die Vernunft und Aufklärung den festen unbeweglichen Punkt geben und den Neigungen und Leidenschaften Gebiß anlegen könne! Und glaube nicht länger an eine Sache, die nicht wahr ist, und die nie hat wahr gemacht werden können, und die leider durch eine Erfahrung von 5793 Jahren widerlegt wird. Denn was anders war je die Absicht der bessern und weiseren Menschen aller Zeiten bei ihrem Tun und Treiben, als überall der Vernunft die Herrschaft über Sinne und Leidenschaften zu verschaffen? Und haben sie es tun und zustande bringen können? — — Und wahrlich, ihrer einige hatten das Ding beim rechten Ende angefangen.

Ein Staat nach dem neuen System oder ein Vernunftregiment ist denn unmöglich, weil man wohl klug, aber nicht gut machen kann; weil die Menschen nicht wollen, wie sie denken, sondern, vielmehr umgekehrt, denken, wie sie wollen, und also durch Aufklärung noch kein Gehorsam geschafft wird.

Doch wir wollen die Sache noch von einer andern Seite angreifen. Wir wollen einen Staat, nach dem höchsten Ideal des neuen Systems, in concreto annehmen; die Maschine einmal rund gehen lassen und sehen, was werden wird. Dieser Staat soll nur aus einer Million Menschen bestehen. Kein Staatsbürger

in demselben soll etwas auf Glauben und Vertrauen annehmen noch sich irgend etwas begeben, sondern den vollen Genuß seiner Vernunft und seiner Menschenrechte haben; es soll darin bloß menschlich hergehen; alles soll durch die Gesellschaft selbst bestellt und bestimmet werden; und es soll keine Einrichtung, kein Gesetz gültig sein, als was durch die Vernunft eines jeden einzelnen dieser zehnmalhunderttausend Menschen, die, nach der Bevölkerung von Deutschland gerechnet, circa einen Raum von 500 Quadratmeilen einnehmen, eingesehen, gutgefunden und genehmiget worden ist.

So viel sieht sich gleich im voraus ab, daß es eine sehr langweilige Regierung geben muß; und man will verzweifeln: ob je ein Gesetz zustande kommen werde. Doch wollen wir eins in Vorschlag bringen. Und zwar soll zuerst das Münzwesen reguliert und ein vorteilhafter Münzfuß festgesetzt werden. Alle Staatsbürger haben allerdings das Recht: in einer für den Staat so wichtigen Sache zu Rat gefragt zu werden und ihre Stimme zu geben; und sie sollen beides. Ich will nicht davon sagen, was für Zeit und Umstände dazu gehören würden, um nur bloß die Sache zur allgemeinen Wissenschaft zu bringen. Diese Schwierigkeit soll schon überwunden und der Vorschlag jedwedem einzelnen Staatsbürger insinuiert sein. Aber, nun weiß niemand von ihnen, wovon die Rede ist. Unter hunderttausend wissen etwa hundert: was ein Münzfuß; und einer: was ein vorteilhafter Münzfuß ist. Diese zehn also müssen entscheiden, wenn etwas Kluges werden soll. Und für die übrigen neunmalhundert- und -neunundneunzigtausend-neunhundertundneunzig bleibt nichts übrig, als sich ihrer Rechte über den Münzfuß zu begeben und Glauben und Vertrauen zu den zehn Münzverständigen zu haben, welche die Rechte der Gesellschaft in Münzsachen vertreten und eine Art von Münzkollegium im Lande wären.

Wo Münze ist, da wird es auch nicht an Streit und Händeln fehlen, und wir müssen denn auch eine Rechtspflege haben. Alle Staatsbürger haben freilich wieder das Recht: über eine für den Staat so wichtige Sache zu Rat gefragt zu werden und ihre Stimme zu geben; und sie sollen beides. Ich überlasse es jedwedem: ob,

wenn gleich ein jeder Mensch ein Gefühl von Recht und Unrecht hat, ob es je möglich sei, daß zehnmalhunderttausend Menschen sich über so viele Gesetze und Formalien, als eine Rechtspflege erfordert, einig werden sollten! Aber, als möglich angenommen, was unmöglich ist; angenommen: daß alle zehnmalhunderttausend Staatsbürger über alle die Dinge zu Einer Meinung und Stimme gekommen wären, daß sie alle wirklich die Gesetze gemacht hätten; so können sie alle sie doch nicht exekutieren. Und, wie sie sich auch darüber einig werden, durch Wahl oder durchs Los, über wenige oder über mehrere; so müssen sie sich doch einig werden, und es muß zu einem *Kollegio von einigen* kommen, das die Rechte der Gesellschaft in Justizsachen vertritt. Und für alle die andern Staatsbürger bleibt nichts übrig, als sich ihrer Rechte in Justizsachen zu begeben, und Glauben und Vertrauen zu dem Justizkollegio zu haben. Und die Ordnung, Ruhe und Glückseligkeit sowohl der ganzen Gesellschaft als der einzelnen Staatsbürger hängt davon ab: daß dies Kollegium in Justizsachen, wie das Münzkollegium in Münzsachen, bis weiter honoriert werde.

Und so weiter und so weiter.

Also, ohne Rechte-Vertreten und -In-Händen-Haben abseiten eines oder einiger und ohne Rechte-Begeben und Glauben und Vertrauen abseiten des ohne allen Vergleich größern Teils der Staatsbürger ist eine bürgerliche Einrichtung *platterdings* unmöglich! — — — — — — — — —

Aber, da wäre ja nebenher noch etwas anderes und etwas *sehr Unerwartetes* zum Vorschein gekommen? — Auf die Weise wäre ja das *neue* System älter als das *alte*! Auf die Weise scheint es ja: daß der Zustand des Selbstsehens und der Menschenrechte, den unsre Schriftsteller als eine neue Entdeckung, als die nach und nach gereifte Frucht der Zeiten und als den uns und unserm erleuchteten und glücklichen Jahrhundert vorbehaltenen großen Fund ansehen; daß, sage ich, dieser Zustand der älteste und erste gewesen; und daß man, weil das Ding so nicht gehen wollte und so nicht gehen konnte, auf ein anderes denken und zu dem *alten* System greifen mußte! —

Freilich, es scheint so. Der Strumpf kann allerdings wieder zum langen Faden gemacht werden; aber, der lange Faden war vor dem Strumpf.

Freilich; es scheint so, und es ist auch wohl so. Das neue System war zuerst, und von da ging man zum alten über.

Und dieser Übergang ist *nicht leicht* und *nicht unbedeutend* gewesen. Und es war *kein kleines und geringes* Werk: das Selbstdenken und Selbstwollen eines jeden einzelnen, dabei keine Ordnung und kein Glück bestehen kann, aus dem Sinn und in ein Gleis zu bringen; den Eigendünkel und natürlichen Trotz, die Halsstarrigkeit und den Übermut usw. der menschlichen Natur zu bändigen: und, statt ihrer, Gehorsam, Ehrerbietigkeit, Zurückhaltung, Zuvorkommen, Diskretion, Delikatesse und die übrigen Grazien des gesellschaftlichen Lebens zu introduzieren.

Wenn man bedenkt: was es, nachdem diese Bändigungs-Falten und -Gleise einmal gelegt und die bürgerlichen Einrichtungen schon gemacht sind, und die Menschen in dem Respekt gegen die Obrigkeit geboren und erzogen werden — was es da noch kostet und immer gekostet hat, die natürliche Unbändigkeit und das natürliche Gefühl von Menschenrechten, das jeder Mensch dunkel in sich hat und das sich in jedem Bürger- und Bauern-Tumult rührt, in Ordnung und Zaum zu halten, so läßt sich *einigermaßen* absehen: was es gekostet habe, und was dazu gehört habe, wie viele Zeit und wie viele Weisheit, was für Liebe und Geduld und wie viele harte Stöße der äußerlichen Gewalt, um diese Falten zuerst zu legen und diese wohltätigen und für die bürgerliche Glückseligkeit aller und jedes einzelnen unentbehrlichen Bande zuerst zu knüpfen. Ich sage: *einigermaßen*. Denn keine äußerliche Gewalt usw. allein hat dazu hinreichen können; und es hat noch etwas mehr dazu gehört, so viele *verschiedene* einzelne Willen zu einigen und zu lenken. Und das haben auch die alten Völker und Menschen immer geglaubt. *Livius* erzählt in seiner Nachricht von dem Ursprung des *römischen* Reichs: *Numa* habe die Furcht der Götter als eine der ersten Notwendigkeiten in dem Herzen des Volkes angesehen; und *Plutarch* sagt gradezu: „daß es eher möglich

sei, eine Stadt in der Luft, als einen Staat ohne Religion zu gründen."

Also die ersten Erfinder und Knüpfer der bürgerlichen Bande haben die Menschen nicht betrogen; sondern sie waren die Väter und Wohltäter ihres Geschlechts, und sie sind es noch bis auf diesen Tag. Und, wenn ihre Wohltat oft gemißbraucht worden ist, so ist das nicht gut und nicht der Wohltat schuld, und sie hört darum nicht auf eine Wohltat zu sein. Die Menschen können dieser Wohltat nicht entraten und können sie nicht genug erkennen, und nicht besorgt genug sein, sie zu erhalten und auf die Nachkommen fortzupflanzen.

Und nun. — Nun soll man freilich dem Menschen die Augen nicht zudrücken; nun mag man ihm freilich bescheidentlich sagen und kund tun: daß er nicht für die andern, sondern um seinetwillen da sei usw. Aber, wer ohne Rückhalt und Einschränkung „Menschenfreiheit" verkündigt und unbedingt die „Menschenrechte" predigt; der — seine Absicht sei, welche sie wolle, wer will jemand die bestreiten — aber der rüttelt an jenen wohltätigen, so weislich und mühsam geknüpften und unentbehrlichen Banden; gräbt den Eigendünkel und Selbstwillen usw. wieder aus dem Verborgenen hervor; der verstört über das im Menschen die schönen Gefühle von Liebe, Glauben und Vertrauen; nimmt ihm das Herz aus dem Leibe und macht ihn zu einer dürren selbstklugen Hirnschädel ohne Freude für sich und andre! — — Und das Beste, was der Mensch auf Erden hat; der letzte Trost, der ihm, wenn er sich von seinem Regenten gedrückt glaubt oder gedrückt ist, übrig bleibt, und der „mit einem Regenten, der nicht drücke und alles wieder gut machen werde", sein Herz beruhigt und tröstet — auch der soll ihm genommen werden!

Heißt das die Menschen lieben? — Ich bitte. Ist das bieder und gut? — Und ist es nicht biederer und besser: unbedingt Gehorsam und Ordnung und Liebe und Glauben und Vertrauen auf Gott und Menschen zu predigen? —

Aber soll denn Liebe, Glauben und Vertrauen ewig lieben, glauben und vertrauen, damit sie ewig betrogen und gemißbraucht

werden können? — Sollen denn viele sich ihrer Rechte begeben, damit einer oder einige ungestraft Gewalt und Unrecht üben können?

Das sei ferne! — Betrogene Liebe ist wie Menschenblut; sie schreiet aufwärts um Rache. Nein! Recht muß Recht sein und Recht bleiben. Ich streite nicht wider, sondern für das Volk — und wo dem Kleinen Unrecht und Gewalt geschehen soll, da begehre ich nicht zu heißen der Sohn der Tochter Pharao und will viel lieber Ungemach leiden mit meinen Brüdern.

Die Könige und Regenten sind den Menschen zum Guten gegeben und nicht zum Bösen. Sie sollen nicht unrecht, sondern recht und gleich tun und wissen, daß sie auch einen Herrn im Himmel haben. Der hat sie über die andern gesetzt um der andern willen, und daß den andern durch ihre Hand Barmherzigkeit geschehe. Und wie die Millionen oder die Tausende, die von ihnen ihr Maß häuslicher Ruhe und zeitlichen Glücks erwarten, ihnen gehorsam sein und Glauben und Vertrauen haben müssen, so müssen sie den Tausenden das Maß mit beiden Händen voll drücken und rütteln und sie glücklich machen. Und das ist noch nicht alles.

Wenn ein König in seiner Herrlichkeit mitten unter seinem Volk auf seinem Thron sitzet, so sitzet er da: um, außer dem Glück der Erde, auch das Glück des Himmels zu spenden; so sitzet er da: um, als ein heiliger Künstler, durch lauter wohltätige, lauter milde und edle, lauter große und gute Handlungen GOTT zu konterfeien und die Menschen nach IHM hungrig und durstig zu machen.

Das sollen die Könige und Regenten! Dazu sind sie berufen, und dazu sind den ersten Königen die Krone und der Zepter gegeben worden. — Und darum lieben auch wir Menschen von Natur dies Geräte und erwarten von dem, der es an sich trägt, nichts als Gutes und mögen von ihm nichts Böses hören. Wir Menschen sind Kinder, und so mußte der liebe Gott mit uns wie mit Kindern umgehen und uns heimlich und hinter unsern eignen Rücken glücklich machen. Und dazu bedurfte es Einrichtungen, und wir fühlen wohl, daß diese Einrichtungen so rein sein müssen, wie der ist, der sie gemacht hat.

Ihr Könige und Ihr Regenten! — Euer Stuhl steht in der Welt von Gottes wegen. Und wer darauf sitzt, soll groß und unüberwindlich sein, aber mit und durch Recht und Wahrheit! Die allein machen groß, und die allein sind unüberwindlich.

Beschluß

Die in einem Staate unentbehrliche Kraft ist wie das Herz im menschlichen Körper.

Daß für die physische Natur irgendwo ein großes Herz schlagen müsse, durch das und von dem sie in allen ihren Teilen Leben und Bewegung erhält, läßt sich begreifen. Eine leblose Stockholmer Uhr kann zwar wohl in Hamburg oder Osnabrück, von dem Meister, der ihr die Bewegung gab, getrennet, gehen; aber das lebendige Universum kann von seinem Herzen so wenig getrennt sein, als der menschliche Körper von dem seinigen, und es wird, wie im kleinen so im großen, wie im besondern so im allgemeinen, eine fortgehende und unaufhörende Systole und Diastole erfordert. — Wenn eben dasselbe große Herz, das für die physische Natur irgendwo schlagen muß, auch für die moralische Natur schlüge, so wüßten wir, an was wir uns hier zu halten haben, und wir hätten zu gleicher Zeit einige Auskunft über die unüberwindliche Lenkkraft des menschlichen Willens sowohl überhaupt als im Staate und über den festen unbeweglichen Punkt. Doch wie dem auch sein möge, etwas Festes muß der Mensch haben, daran er zu Anker liege, etwas, das nicht von ihm abhange, sondern davon er abhängt. Der Anker muß das Schiff halten; denn, wenn das Schiff den Anker schleppt, so wird der Kurs mißlich, und Unglück ist nicht weit.

Wenn David seinen Feind und Verfolger Saul in der Höhle, wo er in seiner Hand war, nicht tötet, sondern ihm nur einen Zipfel vom Rock abschneidet, so trieb und bewegte ihn so zu handeln nicht die natürliche Leidenschaft, sondern etwas andres. Wenn Sokrates die von seinen Schülern veranstaltete Flucht aus seinem

Gefängnis nicht annimmt, sondern lieber sterben will und stirbt, so bewegte ihn so zu handeln nicht die natürliche Neigung, sondern etwas andres. Die meisten würden das Gefängnis verlassen haben und mit dem Zipfel nicht zufrieden gewesen sein. Warum? Weil in den meisten die natürliche Neigung und Leidenschaft zum Handeln treibt und bewegt, und das andre dafür nicht zu Wort kommen kann.

Wohl sind unsre Sinne und Leidenschaften die Hörner, Zymbalen und Zinken, die den Laut und die Stimme der Wahrheit in uns zerrütten, verdunkeln und überschreien. Sie sind die hundert schweren Ketten, die uns arme Menschen fesseln und halten und uns mit Schmach bedecken. Wer sich nur von Einer losgemacht hat, ist schon ehrlicher; und so immer weiter den langen sauern Berg hinan. — Und, wer ihn ganz erstiegen hat: wer durch sein Wollen und Laufen oder durch Gottes Erbarmen so weit gekommen ist, daß alle Ketten abgefallen sind, und keine mehr an ihm klirrt, der ist wahrhaftiglich ein freier Mann — Er ist von dem Freiheitler himmelweit und wesentlich verschieden; und diese zwei verhalten sich zu einander: wie sein wollen zu sein, wie unten zu oben, wie nichts zu alles.

Der freie Mann ist los von der Erde und allem kleinen Interesse; auf ihn wirkt, von nun an, nichts, ihm gilt nichts, ihn treibt und bewegt nichts, als das Wahre und Gute. Er hat den Rock des Fleisches ausgezogen[1]), nährt sich mit der Speise der Götter und schifft auf dem Ozean der reinen Liebe.

Ein solcher hat Recht mitzusprechen und ist über die Gesetze. Aber nicht, weil die Gesetze nicht immer heilig beobachtet und gehalten werden müßten, sondern weil er inwendig anders gestellet ist, und immer und in allen Fällen überflüssig, und mehr tut, als die Gesetze fordern; weil er zwo Meilen geht mit dem, der ihn eine nötigt; weil er nicht allein nicht ehebricht, sondern kein Weib ansiehet, ihrer zu begehren in seinem Herzen; weil er nicht allein seinen Feind nicht hasset, sondern segnet, die ihm fluchen, denen wohl tut, die ihn hassen, und, wie der Vater im Himmel,

[1]) Ἀθανατος Θεος, sagt Pythagoras, ουκετι ἀνθρωπος θνητος.

die Sonne möchte aufgehen lassen über die Bösen und über die Guten.

Wenn nun ein Mann *dieser Art* eines irregehenden, Rat und Hilfe bedürfenden Volkes sich erbarmt hätte und, vom *Wahren und Guten getrieben*, den Zepter in die Hand genommen hätte — von wem hätte der seine Königschaft, sein Recht und seine Gewalt?

Es hätte freilich außer ihm noch *ein solcher* im Volke sein oder werden können. Und der wäre dem Könige gleich gewesen; aber er würde gerne sein Untertan geworden sein, weil er nur einerlei mit dem Könige gewollt hätte, und es ihm an dem genug gewesen wäre, daß nur das Gute geschehe.

Es hätte aber auch einer im Volk, der weit davon war, sich *ein solcher* dünken können. Und so groß und unbegreiflich dieser Fehlgriff ist, so hat die Erfahrung gelehrt, daß er nicht unmöglich ist weder im kleinen noch im großen, und daß es dazu nur einiger Veranlassung bedürfe. Schlagt auf die Jahrbücher des Menschengeschlechts, wo ihr wollet. Leset z. E. die Geschichte der Bewegungen, nach des guten frommen *Georg Fox* Predigt von Freiheit bei einem Teil seiner ersten Anhänger, im 17.; leset die Geschichte der *Münsterschen* Unruhen nach *Luthern*, im 16. Jahrhundert[1]); und seht: wie schwach und anmaßend die menschliche Natur ist, und wie sie immer den leichten Weg gehet.

Ich breche hier ab und erspare einem Schwachen, von der

[1]) — Deswegen verdammten sie die Kindertaufe, und da sie alle diejenigen, die zu ihrer Sekte übertraten, von neuem tauften, so bekamen sie daher den Namen der Wiedertäufer. Aber mit diesem besondern Gedanken über die Taufe, der auf den Gebrauch der Kirche zu den Zeiten der Apostel gegründet zu sein scheint und nichts enthält, was mit dem Frieden, oder der Ordnung der menschlichen Gesellschaft stritte, verbanden sie andre Meinungen, die eben so schwärmend als gefährlich waren. Sie behaupteten, unter Christen, die die Lehren des Evangelii zur Vorschrift und den Geist Gottes zum Führer hätten, sei eine Obrigkeit nicht allein nicht notwendig, sondern als ein Eingriff in ihre geistliche Freiheit unerlaubt und gesetzwidrig; der aus der Geburt, dem Range oder den Gütern entstehende Unterschied sei dem Geiste des Evangelii, der alle Menschen als gleich ansieht, zuwider und müsse deswegen abgeschafft werden; alle Christen müßten alle ihre Güter in eins zusammenwerfen und in dem Stande der Gleichheit leben, der Gliedern einer Familie anständig ist; da weder die Gesetze der Natur, noch die Vorschriften des Evangelii dem Menschen in Absicht auf die Zahl der Weiber, die er nehmen dürfte, einen Zwang anlegten, so könnte er eben die Freiheit gebrauchen, die Gott den Patriarchen gelassen hätte.

Diese Meinungen, die mit einer enthusiastischen Hitze und Kühnheit ausgebreitet und behauptet wurden, brachten in kurzem alle gewalttätigen Wirkungen hervor, die natürlicherweise daraus fließen mußten. Zween anabaptistische Propheten, Johann Matthias, ein Bäcker von Harlem, und Johann Bockold, oder Beukels, ein Schneider von Leyden, die von einem unsinnigen Eifer, Proselyten zu machen, angesteckt waren, schlugen ihren Sitz in Münster auf, einer der vornehmsten kaiserlichen freien Städte in Westfalen, die zwar unter der Souveränität ihres Bischofs stehet, aber von ihrem eigenen Senat und Burgemeistern regiert wird. Wie es keinem von diesen beiden Schwärmern an den Talenten fehlte, die zu einem solchen Unternehmen notwendig erfordert werden, nämlich an einem entschlossenen Mute, dem Schein einer großen Heiligkeit, einem kühnen Vorgeben einer göttlichen Begeisterung und einer zuversichtlichen und überredenden Sprache, so gewannen sie in kurzem viel Anhänger. Unter denselben war Rothmann, der zuerst die Reformation in Münster geprediget hatte, und Knipperdoling, ein Bürger von gutem Herkommen und beträchtlichem Ansehen. Durch den Beitritt solcher Schüler aufgemuntert, lehrten sie ihre Meinungen öffentlich und machten, nicht zufrieden mit dieser Freiheit, verschiedene, wiewohl vergebene Versuche, von der Stadt selbst Meister zu werden, um ihre Meinung unter dem Schein einer landesherrlichen Autorität einzuführen. Da sie endlich in geheim ihre Anhänger aus den benachbarten Provinzen kommen lassen, setzten sie sich unvermutet und bei Nacht in Besitz des Arsenals und des Rathauses, liefen mit bloßen Schwertern und erschröcklichem Heulen durch die Stadt und schrien eins ums andre: *tut Buße und laßt euch taufen*, und: *ziehet aus, ihr Gottlosen*. Der Magistrat, die Domherren, der Adel und die vernünftigsten Bürger, Protestanten sowohl als Katholiken, erschraken über die Drohungen und dieses Geschrei, flohen in großer Verwirrung und ließen die Stadt unter der Herrschaft eines unsinnigen Pöbels, der mehrenteils aus Ausländern bestand. Da nun nichts mehr vorhanden war, wodurch sie in Furcht oder in Schranken hätten können gehalten werden, so entwarfen sie einen neuen Plan einer Regierung, der ihren törichten Begriffen gemäß war, und ob sie gleich anfänglich für die alten Anstalten so viel Achtung bewiesen, daß sie neue Ratsherren aus ihrer eigenen Sekte erwählten und Knipperdoling und einen andern Proselyten zu Burgemeistern machten, so war dies gleichwohl anders

Schwachheit seiner Mitmenschen zu reden. Aber guter Rat ist doch immer ehrenwert, er komme vom Schwachen oder von dem Starken.

---

nichts, als ein bloßer äußerlicher Schein. Matthias war ihr einziger Regent und gab, in dem Stil und mit der Autorität eines Propheten, alle seine Befehle, und auf den Ungehorsam gegen dieselben folgte sogleich die Todesstrafe. Er machte den Anfang damit, daß er den Pöbel aufwiegelte, die Kirchen zu plündern und alle ihre Zieraten zu zerstören; darauf ließ er alle Bücher, ausgenommen die Bibel, als unnütz und gottlos, verbrennen; die Ländereien derer, die aus der Stadt entwichen waren, wurden für verfallen erklärt und sollten an Auswärtige verkauft werden; er befahl, jeder sollte, was er an Gold, Silber und Kostbarkeiten besäße, herbringen und zu seinen Füßen legen. Die Reichtümer, die durch dieses Mittel zusammengebracht wurden, legte er in eine öffentliche Schatzkammer nieder und ernannte Diakonen, die sie zu einem allgemeinen Gebrauch verwalten mußten. Da auf solche Art die Glieder seiner Republik allesamt einander vollkommen gleich gemacht waren, so befahl er, sie sollten alle gemeinschaftlich an öffentlich angerichteten Tafeln essen, und schrieb sogar die Essen vor, die ihnen jeden Tag aufgetragen werden sollten. Der Entwurf seiner Reformation war also ausgeführt; und nun ging seine erste Sorge auf die Verteidigung der Stadt. In dieser Absicht nahm er seine Maßregeln mit solcher Klugheit, daß man darin gewiß keine Spuren der Schwärmerei fand. Er errichtete ungeheure Magazins von allerlei Art; verbesserte und erweiterte die Festungswerke, und jedermann, ohne Unterschied der Person, mußte mit daran arbeiten; er errichtete aus denen, die zu Kriegsdiensten taugten, ordentliche Korps von Soldaten und bemühete sich, den Ungestüm ihrer Enthusiasterei durch eine ordentliche Disziplin furchtbarer zu machen. Er sandte Boten an die Wiedertäufer in den Niederlanden und lud sie ein, sich in Münster zu versammeln, dem er den Namen des Berges Zion gab, damit von da aus alle Nationen des Erdbodens unter ihre Herrschaft gedemütiget werden möchten. Er selbst war in Besorgung alles dessen, was zum Aufnehmen oder zur Sicherheit der Sekte notwendig schien, unermüdet. Sein eigenes Beispiel belebte seine Schüler, sich keiner Arbeit zu weigern, noch über einiges Ungemach zu murren; und da ihre enthusiastischen Leidenschaften durch eine unaufhörliche Folge von Ermahnungen, Offenbarungen und Weissagungen in einer beständigen und ruhelosen Gärung erhalten wurden, so schienen sie zur Behauptung ihrer Meinungen fertig und bereit, alles mögliche zu wagen und zu dulden. (S. Robertsons Geschichte der Regierung Kaiser Karls V. Zweite Auflage von Remer. Braunschweig 1778. Tom. II. pag. 481 usw.)

Wenn ein guter Hausvater bei Nacht Licht braucht, so hascht er's nicht draußen unter dem weiten Tausend-Sternen-Himmel und bringt es durch die Fenster herein, sondern er schlägt es mit Stahl und Stein mühsam und künstlich im Hause an und läßt es durch die Fenster hinaus leuchten.

Man kann nicht bergauf kommen, ohne bergan zu gehen. Und obwohl Steigen beschwerlich ist, so kommt man doch dem Gipfel immer näher, und mit jedem Schritt wird die Aussicht umher freier und schöner! Und oben ist *oben*.

Wie nun der Sklave es auch machen möge, sich seiner Ketten zu entledigen, so viel ist klar, daß er durch Wissen und Vernünfteln die Ketten nicht brechen werde, sondern daß er *Hand anlegen* müsse, wenn es sein Ernst ist, ihrer los zu werden.

Und das ist die Besserung, die ich in Vorschlag bringe.

Sie ist unser Tagewerk auf Erden und der *große königliche Weg zur Freiheit*, der niemand gereut.

Renkontre

Herr v. Püster. Nun, meine Herren, was sagen Sie, und wie sollte es wohl um die Kreuze werden?

Rat Mäußler. — Und es war aus mit ihnen.

Herr Myrthenzweig. Wohl, Freund! Der Himmel rötet sich und rüstet sich allgemach zum Tagwerden.

Doktor Hüthenthüt. Es ist allerdings ein sehr guter Anfang; doch besser wär's noch, die Sonne wäre schon am Himmel.

Herr v. Püster. Fürchten Sie nicht, wir kommen ins reine.

Doktor Hüthenthüt. Eigentlich sollte man wohl bei einer so guten Sache auch nicht fürchten. Aber Menschen sind Menschen; und das Eisen kann auf halbem Wege kalt werden.

Die Gebrüder Backenzahn. Ungeschmiedet nicht, dafür lassen Sie uns sorgen.

Doktor Hüthenthüt. Nur vorsichtig, vorsichtig und nichts übereilt! Chi va piano va sano.

Die Gebrüder Backenzahn. Ei was, Doktor! Sie wollen ewig evakuieren. Der Körper ist einmal genug gereinigt, und es ist Zeit, heroische Mittel zu geben.

Herr v. Püster. Bravo! Bravo! Es ist so Holzmangel.

Herr Würzer. Wenn ich recht höre, so scheinen die Herren keine große Freunde der christlichen Religion zu sein?

Herr v. Püster. Sehr große nun wohl nicht.

Die Gebrüder Backenzahn. Wir sind daran, den — zusammenzupacken und aus der Welt zu schaffen.

Würzer. Und wie bald denken Sie damit fertig zu werden?

Rat Mäußler. Das läßt sich wohl so bestimmt nicht sagen. Gut Ding will Weile haben.

Asmus. O, ich bitte für die Kreuze, lieben Herren!

Herr v. Püster. Seht doch! Und warum das?

Asmus. Es ist so eine schöne Figur, wenn's weiter nichts wäre. Und denn sind sie doch auch manchem traurigen und betrübten Menschen zum großen Trost gewesen.

Rat Mäußler. Grade das soll nicht sein. Die Menschen sollen sich damit nicht länger trösten; sie sollen nun etwas anders haben, sich zu trösten.

Asmus. Kann man sich denn trösten, womit man will? Ich habe gemeint, man muß sich trösten, womit man kann.

Würzer. Er hört ja, daß das Wohl der Welt in guten Händen ist. Die Herren wollen den Menschen die Kreuze umsetzen, und sie sollen reichlich dafür wieder haben.

Asmus. O, ich bitte für die Kreuze, lieben Herren! Sie kennen sie nicht und können sie nicht ersetzen.

Herr v. Püster. Nun, was hat Er denn so recht und eigentlich für die Kreuze?

Asmus. Das kann ich den Herren so en détail nicht sagen. Aber, ich möchte Sie fragen, was Sie dagegen haben?

Rat Mäußler. Das können wir Ihm wohl sagen, wenn Er es nur verstehen kann.

Asmus. Ich will mein Bestes tun.

Rat Mäußler. Die moralischen Schnürbrüste sind noch viel schädlicher, als die physischen.

Asmus. Das kann ich schon nicht verstehen. Ich bitte, sagen Sie mir das noch einmal.

Würzer. Versteht Er, die Welt hat sich bisher genieren und im Reifrock und Schnürbrust der Religion sitzen und Pein und Langeweile haben müssen; und sie soll nun einen lustigen Nachtag en négligé haben.

Asmus. Laß den Herrn Rat Mäußler doch.

Rat Mäußler. Ohne Figur denn: die menschliche Natur ist eine edle reiche Natur, voll allerlei schöner Neigungen und Triebe. Man hat sie bisher durch Alfanz und Aberglauben widerrechtlich gedrückt und geknickt; und sie soll nun sich selbst und ihrem eigenen Genio überlassen werden.

Würzer. Soll sich selbst überlassen werden, versteht Er, und in ihrer eigenen Brühe sieden. Die schönen Triebe sollen nun einen ganz freien ungehinderten Lauf haben und sich tummeln, wie ein Fisch im Wasser, versteht Er, und wie ein Tänzer im Ballsaal.

Asmus. Aber, wer soll den Takt schlagen?

Würzer. Vermutlich ein jeder Ballgast selbst.

Asmus. Aber, wird das nicht mancherlei Takt geben, und durch einander gehen?

Würzer. Vermutlich wohl.

Rat Mäußler. Vermutlich wohl nicht. Die Menschen haben alle einen Takt und eine Meinung in sich, wenn sie rein sind.

Asmus. Da sagen Sie ein wahres Wort, Herr Rat. Das glaube ich auch; und gerade das ist der Trost, damit ich mich bei der unglücklichen Verschiedenheit der Meinungen unter den Menschen aufrichte und tröste. Aber, sind denn alle Menschen rein, ich bitte Sie?

Würzer. Wer wird solche Fragen tun? Freilich sind sie rein, oder werden es doch auf dem Ball bald werden. Und wenn es etwa hie und da fehlen sollte, wird Herr Rat Mäußler schon nachhelfen.

Asmus. Die Sache ist zu ernsthaft, Würzer. Wie kannst du lachen?

Würzer. Sie ist mir auch nicht gleichgültig. Aber laß mich, und versuche du gute Worte. Ich lache für Geld.

Herr v. Pfeil. Ein Wort im Vertrauen, Herr Asmus. Ich bin Ihrer Meinung und glaube mit Ihnen, daß die Religion unentbehrlich sei, um den Menschen eine gewisse moralische Haltung zu geben und Ordnung und Wohlsein in der Welt zu erhalten. Es gibt Flecke, wo die Justiz und Polizei nicht hinkönnen, und da muß die Religion helfen. Und die Leute, die Religion abgeschafft wissen wollen, kennen die Welt und den Menschen nicht. Auch ist der Nutzen, den die Religion der Welt leistet, nicht geringe, sondern aller Achtung und alles Dankes wert.

Aber, glauben Sie in Ernst, daß außer dem noch etwas Wahres im Christentum sei?

Asmus. In Ernst, Herr v. Pfeil.

Über die Unsterblichkeit der Seele

I.

Wenn die Seele des Menschen unsterblich ist, Sire, so muß es davon Beweise geben, die keinen Zweifel übrig lassen. Ich kann nur vor der Tür der Wahrheit fegen.

Die Natur hier bei uns auf Erden ist in beständiger Bewegung, und ihre Gebärde ist heute nicht wie gestern und ehegestern. Alles wandelt und wogt. Doch die verschiedenen Spezies in allen 3 Reichen bleiben unbeweglich und stehen wie Firsterne in diesem wogenden Meer. Ulysses' und Tobias' Hündlein wedelten schon mit dem Schwanze; der Kürbis rankte schon vor Ninive, und das Gold ist und bleibt 19 mal schwerer als das Wasser. Weil die Natur, wie man spricht, keinen Sprung tut, so muß sie freilich durch allerhand Verwandlungen zum Ziel gehen und läßt auf dem Wege dahin verschiedene Gestalten sehen; aber wenn die Spezies, die sie im Sinne hat, vollendet ist, so geht sie nicht weiter. Sich selbst gelassen, geht sie nicht darüber hinaus und bleibt, wenn sie nicht gestört wird, nicht diesseits stehen. Ist die Spezies vollendet, so macht sie Feierabend und sorgt nur für ihre Erhaltung; und wenn sie die Individua derselben nicht erhalten kann, so substituiert sie, auf die wundervolle Art und Weise, immer andre Individua, um so der Spezies eine Art von Ewigkeit zu verschaffen.

Es gibt zwar berühmte Gelehrte, die anders meinen und der Natur einen andern Plan ausgedacht haben. Ihnen sind die Spezies nur Ruhepunkte und Stufen, wo die Natur sich, so zu sagen, besinnt und ausruht, um von da weiter und immer vom Geringern zum Bessern und Vollkommnern vorwärts zu gehen; so daß z. E. aus einer Auster ein Krokodil, aus einer Mücke ein Kolibri usw. und aus den vollkommensten Tieren endlich gar Menschen und Engel werden könnten.

Diese Meinung ist artig genug erfunden; nur das Erste und Hauptsächlichste dagegen ist, daß sie nicht wahr ist. Aus den Hühner=Eiern kommen nimmer Fasanen, sondern immer wieder Hühner hervor. Das ist die Beobachtung neuer und alter Zeiten, und die Chineser[1]) beweisen grade aus dieser Einrichtung das Dasein eines unendlichen Verstandes. Auch Noah muß die alte Meinung gehabt haben; er hätte sonst viel Mühe und Raum sparen können.

[1]) Docent, ex admirabili nexu illo rerum & propagatione, qua fit ut tam *constanter* simile producat sibi simile, evidenter probari posse, dari quodpiam Ta Teu nao i. e. Magni Capitis cerebrum quod omnia illa tam aequabili cum vicissitudine conservet ac regat & ad finem cuique consentaneum perducat.

Die Natur schreitet so wenig von einer Spezies zu einer andern und vollkommnern fort, daß sie auch, wie gesagt, dieselbe Spezies nicht ändert und vollkommner macht. Die aufeinander folgenden Individua derselben sind und bleiben sich gleich, an Gestalt, Proportion, Talent und allen Eigenschaften und Neigungen, Sitten und Weisen. Die Herbstspinne spann schon bei den Römern ihr Gewebe in der wundersamen mathematischen Form mit Peripherien, Radien und Zentro, und Aelianus bemerkt schon, daß sie bei diesem Kunstwerk den Euklides nicht nötig habe; er erzählt weiter von ihr, sie sitze in dem Zentro ihres Gewebes und laure dem Raub auf, grade wie wir sie nach tausend und mehr Jahren noch sitzen sehen. Die wunderliche Sitte des Kuckucks ist bekannt, er legt nämlich sein Ei in das Nest eines andern Vogels und fliegt denn davon und läßt den andern Vogel sein Ei ausbrüten und den jungen Kuckuck groß füttern; dies ist aber nicht etwa eine Erfindung der spätern Jahrhunderte unter den Kuckucks, sondern sie haben es schon immer so gemacht, wie eben der Aelianus erzählt. Die Krähen hassen schon die Eule im Plinius und kreischen schon das Regenwetter her im Virgil; die Schwalben kommen schon im Homer zu den Menschen ins Haus; die Ameise ist schon fleißig im Sirach, und der Pfau trägt noch die funkelnden Edelgesteine[1]), damit ihn die Juno zu des uralten Inachus Zeiten ausstaffierte. So ist es immer gewesen, und so wird es bleiben, und sicherlich war, in der langen Reihe von Elefanten, die von Anfang bis zum Ende durch die Natur hintereinander hergehen, der, der mit dem Rücken am Chaos steht, wie der, der seinen Rüssel in die Trümmer des jüngsten Tages ausstrecken wird.

Sonach wären die Spezies vielmehr als Modelle anzusehen, die der Natur im Anfang von höherer Hand aufgegeben sind, sie unverändert durchzuführen. Sie läßt es auch an ihr nicht fehlen und exekutiert diese Modelle immerhin mit dem größten Fleiß und der größten Genauigkeit. Ja, sie ist auf die unverletzte Erhaltung derselben so eifersüchtig, daß sie den Versuchen sie zu

[1]) Gemmis caudam stellantibus implet.

ändern und zu wirren ihren Segen versagt; denn es ist bekannt, daß die Maulesel und überhaupt alle Bastarde nicht weiter generieren können.

Wenn die Resultate von den verschiedenen Bewegungen der gebärenden Natur immer einerlei und dieselben sind, so sind es natürlich die Bewegungen selbst auch. Und, mit Einem Wort, in der ganzen Natur, so herrlich und bewundernswürdig ihre Operationen sind, ist alles unbeweglich und niet- und nagelfest. Alles in ihr ist einem Gesetz der Notwendigkeit unterworfen, davon sie nicht abgeht und ohne eine fremde Hand nicht abgehen kann.

Der Mensch allein macht eine Ausnahme. Der ist beweglich! Und das gestehen ihm auch die zu, die eben nicht geneigt sind, ihn unsterblich sein zu lassen. Es fällt niemand ein, von der Aufklärung der Walfische usw. zu sprechen; aber sie sprechen alle von „Erziehung des Menschengeschlechts", von seiner moralischen Bildung und Veredelung, von finstern und erleuchteten Jahrhunderten usw. Und ob sie wohl über diese Beweglichkeit und Bewegung, über diese Veredelung und Erleuchtung, nicht alle recht und einerlei berichtet zu sein scheinen, so ist doch über die Sache selbst nur Eine Stimme. Nun ein Teil vom Menschen gehört mit zu der Natur, und in so weit folgt er ihren Gesetzen. Es muß denn also in ihm zugleich noch etwas anders sein als in der ganzen Natur.

Schon auswendig übt der Mensch eine Art von Herrschaft über die Natur aus, und er scheint auch vor allen sichtbaren Geschöpfen dazu berufen zu sein. Er läßt nichts unversucht, so klein er ist, und ihm ist nichts unmöglich. Er umschiffet die ganze Welt, mißt Himmel und Erde, bändigt alle Tiere und Pflanzen, Feld und Wald, Berg und Tal, Bach und Strom und die Wogen des Meeres. Er macht in verschiedenen Operationen, z. E. den Einimpfungen und andern, die Natur mehr tun, als sie allein kann und allein je getan hätte, und disponiert also über ihr Gesetz. Es ist denn nicht allein etwas anders im Menschen als sonst in der ganzen Natur, sondern dies anders ist auch mehr als die Natur und über dieselbe.

Wenn wir nun sichtbarlich keine Erfahrung von Tod und Sterben haben, als in und an der Natur, so ist wenigstens seine Sterblichkeit durch nichts erwiesen. Und wir, die wir ihn unsterblich glauben, haben den Beweis seiner Unsterblichkeit nicht zu führen, sondern die andre Partei muß beweisen, daß er sterblich sei.

II.

Das wäre aber im Grunde wenig und nur im Zeremoniell gewonnen; und wem daran noch gelegen ist, der hat Zeit, bis es ihm näher kommt, und er den Kopf, der Sache wegen, krank und bekümmert stützen lernt.

Indes so ganz allein liegt, was bisher gewonnen ist, nicht im Zeremoniell.

Der Tod wird zwar als ein Knochen-Mann gemalt, aber er ist eigentlich kein Mann; sondern was wir Tod und Sterben in der Natur nennen, ist ein Effekt, eine Erscheinung, die an dem Dinge, das stirbt, durch andre Naturkräfte hervorgebracht wird. Soweit also der Mensch der Natur angehört, kann er freilich durch die Kräfte der Natur sterben, und sie läßt sich auch ihr Recht nicht nehmen. Aber das etwas anders im Menschen, wie sollte das durch die Kräfte der Natur sterben können? Es ist ja über die Natur und etwas anders.

Wir erfahren auch, auf mancherlei Weise, daß sie darauf keine unmittelbare Wirkung habe. Finsternis und Licht, Kälte und Wärme und Sturm, Regen und Sonnenschein und andre ihre Kräfte, wirken zwar mächtiglich auf unsre Sinne und Empfindung, aber auf das andre Etwas nicht unmittelbar. Wir können ceteris paribus im Dunkeln so gut denken als bei Licht, und einige Leute machen die Augen zu, wenn sie nachdenken wollen; im Regen so gut als bei Sonnenschein; wir können im Winter so gerecht sein als im Sommer, im Sturm das Gute so lieb haben als bei stillem Wetter. Wenn also die Natur keine Wirkung auf uns hat — denn das andre Etwas sind eigentlich wir, und das übrige von uns ist nur unser Gehäuse — wenn sie also keine unmittelbare Wirkung auf uns hat, so haben wir von ihr nichts zu fürchten.

Doch der Mensch ist noch auf eine andre und nähere Art, in und durch seinen Körper, mit der Natur verbunden und dadurch ihren übrigen Kräften mittelbar ausgesetzt. Und hier liegt die Sphinx! — und hier ist eigentlich die arena für die Kämpfer um seine Unsterblichkeit.

III.

Wir können zwar mit unsern Gedanken vom Nord- bis an den Südpol und bis an das äußerste Meer fliegen, aber das fühlen wir doch, daß die Quelle unsrer Gedanken in unserm Kopf ist; wir können zwar unsre Liebe an der Welt Ende und bis über die Sterne hin ausströmen, aber das fühlen wir doch, daß die Quelle unsrer Liebe in unserm Herzen ist. Also in unserm Körper sind wir mehr und anders, als an irgend einem andern Ort. Wir müßten denn in uns hineinblicken, um der Heimlichkeiten etwas gewahr zu werden.

Wie es aber überhaupt beim Sehen sonderlich aufs Auge und den Seher ankömmt, und ein jedweder nicht nur seinen eignen Regenbogen, sondern auch seine eigne Sonne und seinen eignen Mond sieht, so geht es auch hier, und geübte Seher sprechen von ganz andern Dingen, als die wir ungeübte sehen können. Zwar kann auch wohl in einzelnen Fällen ein anders zu sehen sein; das aber sind einzelne Fälle, und ist für sich.

Was gewöhnlich zu sehen ist, und was auch ein jedweder sehen kann, ist: daß wir in unserm Inwendigen aus zwei Kräften bestehen, die uneins sind und sich einander bestreiten — die eine hoher Natur, die von Unsterblichkeit und dem Unendlichen, von einer höchsten Vollkommenheit, Weisheit, Güte, Gerechtigkeit, Ideen und Ahndungen hat und Lust hat nach dieser Regel einherzugehen, die aufwärts strebt, Wahrheit sucht und alles ergründen will — aber unter dem Einfluß einer andern die sie überall hindert und ihr überall im Wege ist, die ihr Licht und Luft dunkelt und färbt, die ungestüm und unbändig ist, sich nicht sagen läßt und auf dem Bauche kriechen und Staub essen will.

Der Funke wird von der Asche gedrückt! — Der Mond ist im Schatten der Erde! —

Und sie stehen und schreien und klappen in den Kessel ihrer Philosophie und Moral, um ihm aus der Not zu helfen; indes er, nach ganz andern Gesetzen, bleibt oder heraus geht.

IV.

Sire, wenn es nie keine tugendhaften Menschen gegeben hätte, ich wäre erlegen und hätte verzweifelt, bei der Übergewalt des Erdschattens in unsern Herzen. — Aber diese großen Menschen haben mich gelehrt, daß die menschliche Seele unsterblich sei und unüberwindlich, wenn sie es sein will und nur den Mut hat, sich ihrer edlen Haut zu wehren.

Und diese ihre Unsterblichkeit kommt uns nun überall entgegen und an allen Ecken, wo wir nur den Zipfel aufheben und sie berühren.

Sie hat einen innerlichen Trieb, ein angebornes Verlangen, unsterblich zu sein. Dies Verlangen äußert sich freilich selten auf eine reine Art, und die Unsterblichkeit, nach der wir Menschen streben, ist die meiste Zeit sehr sterblich. Das aber ist nur ein Irrtum in der Anwendung, und das Verlangen ist nichts desto weniger da.

Allemal, wo wir einen angebornen Trieb finden, der nach einer Sache treibt, finden wir auch eine konveniente Disposition und Übereinstimmung zwischen beiden, so daß der Trieb befriedigt werden, oder eine Vereinigung geschehen kann. Wie könnte die Natur auch so irren und Triebe zu unmöglichen und widersprechenden Dingen geben? Aber die Vereinigung kann nicht allein geschehen, sondern sie soll nach der Natur der Sachen auch geschehen und würde geschehen, wenn ihr kein Hindernis im Wege wäre; und der Trieb ist im Grunde nichts anders als die Empfindung dieses Verhältnisses bei den Dingen, die Empfindung haben, und das Verhältnis selbst, bei denen, die sie nicht haben.

Im Mittelpunkt der Erde z. E. haben die Körper keine Schwere; wenn ich aber eine Kugel an einem Faden aufhänge, auf die Hand oder auf sonst etwas lege, so drückt sie in grader Linie gegen den Mittelpunkt der Erde, denn sie wird gehindert dahin zu kommen. Ein Gewächs, eine Pflanze, die in freier Luft steht, wächst und steht aufrecht; stelle ich sie aber ins Zimmer, daß also die Einflüsse der Luft und Sonne gehindert werden, sie, wie es sein sollte, von oben frei zu treffen, so beugt sie sich gegen das Fenster. Wenn ein Fisch im Wasser ist, so hat er kein Verlangen nach dem Wasser, sondern läßt sich's wohl darin sein; wirft man ihn aber aufs Land, so fühlt er, daß er nicht ist, wo er seiner Natur nach sein sollte, und springt und zappelt.

Wenn also wir Menschen ein angebornes Verlangen nach Unsterblichkeit haben, so ist klar, daß wir, in unsrer itzigen Lage, nicht sind, wo wir sein sollten. Wir zappeln auf dem Trocknen, und es muß irgendwo ein Ozean für uns sein.

V.

Und dies setzt denn die Idee: von Unsterblichkeit und einem unendlichen Wesen usw., die in uns ist, vollends außer Zweifel. Der Mensch hat offenbar diese Idee, denn alle Völker sprechen von einem Gott! Und woher hat er sie? — Die ganze Natur mit allem, was in ihr ist, kann sie ihm nicht geben.

Man sagt zwar, der Mensch habe sich aus den tausend endlichen Halmen eine unendliche Garbe zusammen gebunden, er steige auf den Begriffen endlicher Dinge, wie auf einer Leiter, zu dem Begriff des Unendlichen hinauf usw. Aber erstlich ist das gewiß, daß sich aus endlichen Halmen kein unendliches Ganze machen läßt, und was die Leiter anlangt, die, wie sie hier steht, ziemlich kurz und unsicher ist, so muß einer vorher schon wissen, wo er hinsteigen will, ehe er die Leiter ansetzt. Man zerstückele einmal den Äquator in 1000000 Teile und gebe sie jemand hin, der nie von einem Zirkel gesehen oder gehört hat, ob er wohl eine Peripherie daraus zusammenbringen sollte. Und das Gleichnis hinkt gewaltig.

Alle Bilder, die in die Sinne fallen und so in den Menschen

kommen, können ihm jene Idee nicht geben; denn was einer nicht hat, kann er auch nicht geben.

Aber, am Ende finden doch die Menschen Gott aus der Natur; die Philosophen beweisen ihn daraus, und andre Leute sehen die Sonne und Himmel und Erde an und denken: das muß ein großer Herr sein, der sie gemacht hat. Es muß also die Idee des Unendlichen durch das Endliche doch veranlaßt werden können.

Allerdings, Sire, allerdings kann der endliche sichtbare Vorhang die Menschen an einen unsichtbaren Unendlichen, der hinter ihm steht, erinnern, und gewißlich ist er dazu niedergelassen, und gebe Gott, daß er für keinen Menschen umsonst niedergelassen sei. Aber darum bleibt es ewig wahr, daß die endlichen Dinge diese Idee nicht geben können.

Wenn das Bild eines Baums, eines Jägers und andre Bilder der äußern Natur ins Wasser fallen, so veranlassen sie darin kein Bewußtsein; wenn aber dieselben Bilder in das Auge einer Ente, die auf dem Wasser sitzt, oder andern Tiers fallen, so veranlassen sie ein Bewußtsein dieser Bilder. Warum? — Das Tier hatte schon die Fähigkeit, und sie wird durch die Bilder nur bewegt und modifiziert. Die äußre Natur veranlaßt bei den Tieren die Idee des Unsterblichen, des Unendlichen nicht usw., aber beim Menschen tut sie es. Also —

Es hat neulich ein sehr scharfsinniger Philosoph[1]) gezeigt, wie nur das Bedingte eigentlich demonstriert werden könne, und wie: das Unbedingte demonstrieren wollen, grade so viel sei, als die Perle erst ins Wasser hineinwerfen, um sie dann wieder herauszufischen; und er sagt sehr recht, „daß das Unbedingte auf keine andre Weise von uns angenommen werden könnte, als es uns gegeben ist, nämlich als Tatsache — es ist.“

Ich frage nun, wie ist es uns als Tatsache gegeben? — Entweder das Unbedingte muß es unsrer Seele selbst geben, oder sie muß die Idee in sich haben. In beiden Fällen steht es um ihre Unsterblichkeit sehr wohl. Ich will aus Bescheidenheit nur den letzten Fall annehmen.

[1]) Über die Lehre des Spinoza. Neue Auflage, IV. Beilage.

Die Idee von Unsterblichkeit und dem Unendlichen usw. ist also inwendig im Menschen, und die sinnliche Welt, die sie ihm nicht geben konnte, kann sie ihm auch nicht nehmen; und da diese Idee in ihm von den Eindrücken der sinnlichen Welt nicht abhängt, so würde sie in ihm sein, wenn keine sinnliche Welt wäre, so wie sie in ihm sein könnte, ehe eine sinnliche Welt ward, und wenn keine mehr sein wird, usw.

Fangen Ew. Majestät nicht an, Land zu sehen oder vielmehr das Land aus dem Gesicht zu verlieren und der offenen See gewahr zu werden?

Eine gleiche Bewandtnis hat es mit den andern Ideen: von einer höchsten Vollkommenheit, Weisheit, Gerechtigkeit, Güte. Alle diese Ideen, die im Grunde in eins zusammenfließen, können dem Menschen durch die Eindrücke der sinnlichen Natur nicht gegeben worden sein, und doch sind sie in ihm und schlummern mehr oder weniger.

Wenn ein Weizenkorn, das zu Wurzel, Fasern, Halm, Blatt, Ähre usw. den Keim in seinem Wesen hat, wenn das Bewußtsein hätte, würde es denn nicht von Wurzel, Fasern, Halm, Blatt, Ähre usw. träumen und sich aller dieser Dinge bewußt sein, nämlich des, das in ihm ist und aus ihm werden kann?

Wenn also der Mensch Ideen und Ahndungen hat von Unsterblichkeit, Unendlichkeit, höchster Weisheit, Gerechtigkeit, Güte, muß denn nicht der Keim zu dem allen in seinem Wesen sein? —

VI.

Ein Wesen, das den Keim der Unsterblichkeit in sich hat, kann nicht sterben. Ob wir nun gleich diesen Keim nicht sehen, so können wir doch, da wir seine Wahrzeichen so offenbar im Menschen finden, an seinem Dasein nicht zweifeln. Auch er ist nicht unwahrscheinlicher als der im Weizenkorn und liegt nicht mehr im Dunkeln. Aber bei dem Weizenkorn haben wir die Erfahrung und das Faktum. Wenn damit gebührlich prozediert wird, so wird Wurzel, Halm, Ähre, und alles was in ihm ist, wirklich sichtbar und kommt zum Vorschein. Wenn wir auch solche Erfahrungen in ihrer Art hätten!

Ew. Majestät werden einsehen, wovon hier die Rede ist, und daß das nicht mehr vor der Tür sein würde. —

Doch es gibt auch vor der Tür noch Erfahrungen, die, ihres Orts, die Möglichkeit der Sache und ihre ersten Anfänge zeigen, und die drinnen alles vermuten lassen.

Erstlich haben wir die Erfahrung, daß dieser Keim durch die ärgste Mißhandlung im Menschen nicht kann vernichtet werden. Es ist freilich wahr, er kann in ihm, durch die entgegengesetzte Kraft, nicht allein geschändet, entstellt und verungestaltet, sondern auch in seiner Tätigkeit so ganz und gar gehemmet und unter die Füße getreten werden, daß auch keine Spur von seiner Herrlichkeit übrig bleibt, und man sagt mit Recht von einem Menschen, der sich seiner Sinnlichkeit und allen ihren Lüsten und Bewegungen ohne Scheu und Scham hingibt, daß er sei wie ein Vieh und ohne Gott. Aber vernichtet ist der Keim darum in ihm nicht. Denn die allerverworfensten Menschen sind oft wieder zur Besinnung gekommen, und Nebukadnezar, „der sieben Zeiten Gras aß wie Ochsen, dessen Leib unter dem Tau des Himmels gelegen und naß geworden war, bis sein Haar wuchs so groß als Adlersfedern, und seine Nägel wie Vogelsklauen wurden, hob seine Augen wieder auf gen Himmel und kam zur Vernunft und lobte den Höchsten."

Und auf der andern Seite haben wir die Erfahrung, daß durch eine bessre Behandlung dieser edle Keim mehr zum Vorschein kommt und seine Wahrzeichen sichtbarer werden. Und diese merkwürdige Erfahrung haben wir an den Tugendhaften, deren es freilich nicht viele, aber doch zu verschiedenen Zeiten hie und da einzelne gegeben hat.

Diese Menschen fühlten auch, wenn sie ihre Augen auf gen Himmel heben wollten, daß der edle Keim in ihnen beherrscht werde, und der unedle herrsche, und hätten die Sache gerne nicht abgesprochen, sondern abgeändert. Da es nun nicht in ihrer Gewalt war, gradezu den edlen auf den Thron zu setzen, so taten sie „was in unsrer Gewalt ist" und kämpften ritterlich, den unedlen herunter zu bringen. Sie verschmähten eine vergängliche Glückseligkeit, wandten ihr den Rücken und wollten sie nicht und gingen so mit verbissenen Lippen und unverrücktem Ernst dem unvergänglichen Gut nach, ohne sich umzusehen und ohne sich durch den Spott und die Weisheit der Spielleute irre machen zu lassen — und der Erfolg war frappant.

Konfuzius z. E., der unter diesen großen und ernsthaften Bemühungen grau geworden ist und das Resultat davon, von zehn zu zehn Jahren, natürlich und umständlich erzählet, sagt im vierten Jahrzehnt, daß schon in diesem Periodus seine Geisteskraft behende und sehr durchdringend[1]), und sein Herz sehr verändert und voll guter Gesinnungen gewesen sei, und fährt dann fort: „Endlich, als ich 70 Jahr alt war, hatten die langfortgesetzte Betrachtung und Selbstüberwindung das in mir ausgerichtet, daß ich gradehin tat, was mein Herz begehrte, und doch tat ich nie nichts wider die Regel des Guten und des Gerechten, welcher meine sinnliche Begierde itzo ohne Widerstreben und Unmut gehorchte"[2]).

Man stelle nun einen solchen Menschen und einen gewöhnlichen neben einander und sehe den Unterschied. Den einen treiben und reißen seine Lüste und Begierden hin, wo er nicht hin will, und zu tun, was nicht taugt; er hat nimmer Ruhe und keinen Frieden und ist wie die Woge des Meers, die in jedem Augenblick eine andre Gestalt hat und in allen Gestalten Wasser ist — und der andre ist immer, was er sein will, immer derselbe freud- und friedenvolle, und sein Herz ist einem Tempel zu vergleichen, darin eine unsichtbare Gottheit wohnt und wo die heilige Stille durch

---

[1]) — — expedita ac peracuta vis intelligendi.

[2]) Ad extremum septuagenarius longæ *meditationis, victoriæque mei ipsius* beneficio sequebar quod cor meum appetebat; nec tamen excedebam regulam seu terminos transiliebam honestatis rectæque rationis, cui jam sine luctâ molestiâve appetitus meus obtemperabat. *Confucius Sinarum Philosophus* &c. studio & opera P. Intorcetta, C. Herdrich, F. Rougemont, P. Couplet, P. P, S. J. jussu Ludovici Magni &c. e bibliotheca regia in lucem prodiit. Parisiis &c. MDCLXXXVII.

keinen Laut unterbrochen wird, als der für die Wahrheit schallt und zum Lobe der Götter.

Es ist gleich auf den ersten Anblick um und in solchen tugendhaften Menschen etwas Großes und Ewiges, sie fühlen sich unsterblich an. Aber sie sind es auch.

Wenn die Zeit nichts ist als die Folge und der Wechsel verschiedener Dinge, so sind sie schon darum weniger zeitlich. Doch es muß etwas wirklich und in sich Ewiges und Unsterbliches in ihnen sein; denn die Kraft, die in andern Menschen so allgewaltig und unwiderstehlich herrscht und so viel Unglück und Böses anrichtet, ist in ihnen gebändigt und liegt zu ihren Füßen. Und was anders als das Ewige und Unsterbliche kann das Zeitliche bändigen und bezwingen?

Wie sollte auch ein solcher sterben, und wodurch? — Diese Welt und Erde hat keine Gewalt mehr über ihn, ist für ihn, als wäre sie nicht; und sie sollte ihn noch vernichten können? Er hat sie vernichtet! Und steht auf ihrem Nacken als ein Sieger! und blickt frei nach dem Himmel empor.

Und dieser Himmel ist ihm nicht so weit weg und ferne, als andern Menschen.

Eine sinnliche Bewegung durch die andre überwinden heißt nur: ein Laster gegen ein anderes verwechseln. Es muß denn bei dem Tugendhaften anders gestaltet sein. Zwar sein Herz ist tief, und es kostet viel, ihm auf den Grund zu kommen. Das aber läßt sich bei einigem Nachsinnen absehen, daß seine Bewegungsgründe nicht in dieser Welt zu Hause sein können, daß er nach Gesetzen handelt, die aus einer andern Ordnung und unveränderlich sind. Diese Gesetze sind notwendig für uns andre Menschen auch da. Aber wir hören und sehen sie nicht oder sehen sie höchstens, als sähen wir sie nicht; der Tugendhafte aber höret ihre Stimme und hält sich an den er nicht siehet, als sähe er ihn. Er ist also in Verbindung mit der unsichtbaren Welt. Der Himmel neiget sich zu dem edlen Sieger! herab, und die Bahn zum Unendlichen fängt für ihn an zu brechen. —

Und so gerieren sich auch dergleichen Menschen. So lebte

Sokrates. Die unsichtbare Stimme, die er hörte, war ihm in Mark und Bein. Darnach handelte er, und nicht Freund noch Feind, nicht Gefängnis noch Prytaneum, kein Rat von „dreißig Tyrannen" und kein Senat von Hunderten, nicht ganz Griechenland noch die ganze Welt konnten dagegen etwas.

Und so starb er. Sein Giftbecher, als er hereingebracht ward, setzte alles in Tränen, was um ihn war; selbst der Henker weinte; Phädon verhüllte sich in seinen Mantel; und Apollodor heulte laut aus. — Er allein ist ruhig und sonnet sich bis an den letzten Atemzug in den Sonnenstrahlen der Wahrheit und einer bessern Welt. — — — Es ist nicht, als sähe man einen Menschen sterben; man glaubt einen Unsterblichen zu sehen, einen Freund und Vertrauten des Himmels und der Götter, der zu den Wohnungen des Friedens heimkehret und nur an der Schwelle den Staub abschüttelt, der sich auf ihn gesetzt hatte.

VII.

Es ist denn nichts Geringes, daß wir unsre Gedanken bis zu dem „höchsten Gut" erheben können, daß die Idee des „Unendlichen" in unserm Herzen ist und daran haften kann, wenn wir nur an höhere Wege und Mittel glauben könnten.

Es sind denn im Menschen die Ruinen eines großen heiligen Wesens; und es gibt ein Glück für ihn, das der Rost und die Motten nicht fressen, und das die Welt mit aller ihrer Herrlichkeit nicht geben und mit all ihrem Trotz nicht nehmen kann.

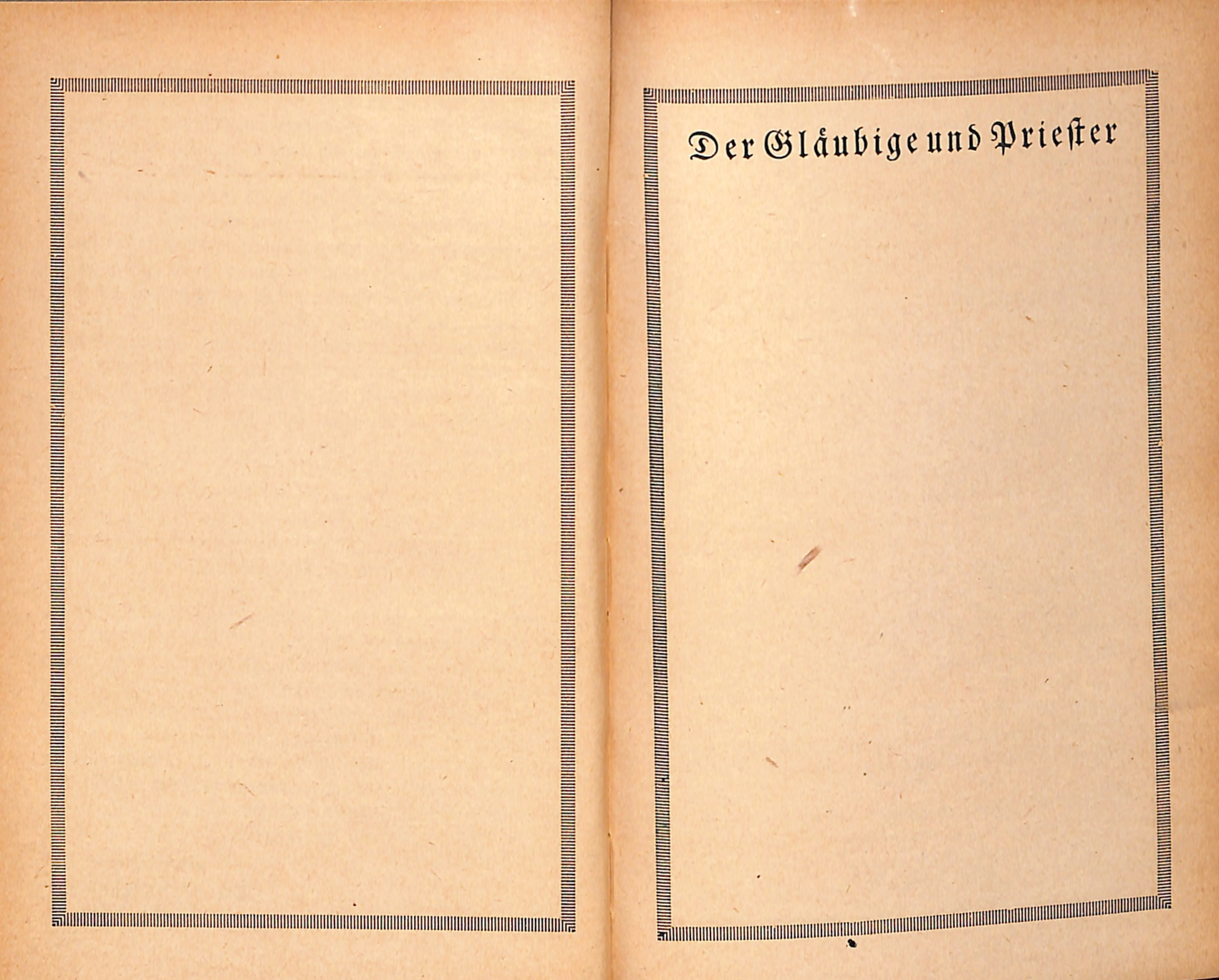
Sire, wir sind unsterblich!

— — Ich stehe hier mit Stolz neben Dir, daß wir Brüder und gleich sind! Aber ich sehe desto demütiger Deine Krone an, da Dich Gott über so große Wesen gesetzt hat, natürlich nicht sie zu mißhandeln und zu quälen, sondern sie zu lieben und für ihre kleine und große Glückseligkeit zu sorgen.

Ew. Majestät

untertäniger

Matthias Claudius.



Der Gläubige und Priester

Parentation über Anselmo,

gehalten am ersten Weihnachttage, NB. nicht in der Kirche, sondern nur im Zimmer neben dem offenen Sarge, und war niemand da als Andres

Andres, hier liegt er! Aber er hört und sieht uns nicht mehr. Anselmo ist tot, unser lieber Anselmo! Wie ist dir zu Mut, Andres?

Er pflegte, wie du weißt, die Welt 'n Krankenhospital zu nennen, darin die Menschen bis zu ihrer Genesung verpflegt werden. Er ist nun genesen und hat seinen Hospitalkittel ausgezogen. Und wir stehn neben dem Kittel und haben ihn nicht mehr und finden so einen Anselmo nicht wieder.

Wie ist dir zu Mut, Andres?

Er war so fromm und geduldig, und die Engel haben seine Seele gewiß grade in Abrahams Schoß getragen.

Sieh her! Er sieht noch aus, als da er lebte, nur hat ihn der Tod blaß gemacht. Der Tod macht blaß, Andres!

Hast du wohl eher eine Leiche in voller Verwesung gesehen?

Solange noch die Gestalt da ist, dünkt's einen, als wäre der Freund noch nicht ganz verloren. Er wohnt zwar jenseit des Wassers, daß wir nicht zu ihm können; doch wohnt er noch da, und wir können doch seinen Schornstein rauchen sehn. Aber auch das darf nicht so bleiben, eh' es wieder vorwärts gehen kann; das hat Gott so geordnet. Anselmo muß ganz weg aus unsern Augen, muß Asche und Staub werden.

Ich bin so betrübt, Andres. Wollte dich gerne trösten, aber ich kann nicht. Lehne dich an die Wand oder in eine Ecke und weine dich satt; ich will mich hier hinsetzen und 'n Kopf wider den Sarg stützen — — — — —
Es ist doch alles eitel und vergänglich, Sorge, Furcht, Hoffnung, und zuletzt der Tod! — — — — —
Die Zeit wird kommen, Andres, wo sie uns auch in Leinen wickeln und in einen Sarg legen. Laß uns tun, lieber Junge, was wir denn gerne möchten getan haben, und unser Vertrauen auf Gott setzen!

— Und nun Abschied nehmen, Andres. Wir können ihm doch nichts mehr helfen.

Ich habe hier einen Blumenstrauß, den will ich ihm noch in den Sarg legen; schenk du ihm dein kleines Silberkreuz und leg's ihm auf die Brust. Und denn wollen wir beide hintreten und ihn zu guter Letzt noch einmal ansehen.

Anselmo! Lieber Anselmo mit deinen blassen gefalteten Händen, schlafe wohl! Gott sei mit dir!! O du lieber Herzens-Anselmo!!! Gott sei mit dir!!!!

— Wir werden uns wieder sehen —

Und komm, Andres, und gutes Muts! Mußt nun recht gutes Muts sein. Unser Herr CHRISTUS ist auch heute geboren.

Was ich wohl mag

Ich mag wohl Begraben mit ansehn, wenn so ein rotgeweintes Auge noch einmal in die Gruft hinab blickt, oder einer sich so kurz umwendet und so bleich und starr sieht und nicht zum Weinen kommen kann. 's pflegt mir denn wohl selbst nicht richtig in 'n Augen zu werden, aber eigentlich bin ich doch fröhlich. Und warum sollt ich auch nicht fröhlich sein; liegt er doch nun und hat Ruhe! und ich bin darin 'n närrischer Kerl, wenn ich Weizen säen sehe, so denk' ich schon an die Stoppeln und den Erntetanz. Die Leut' fürchten sich so vor einem Toten, weiß nicht, warum. Es ist ein rührender heiliger schöner Anblick, einer Leiche ins Gesicht zu sehen; aber sie muß ohne Flitterstaat sein. Die stille blasse Todesgestalt ist ihr Schmuck, und die Spuren der Verwesung ihr Halsgeschmeide und das erste Hahnengeschrei zur Auferstehung.

Am Karfreitagmorgen

Bin die vorige Nacht unterwegen gewesen. Etwas kalt schien einem der Mond auf den Leib, sonst war er aber so hell und schön, daß ich recht meine Freude d'ran hatt' und mich an ihm nicht

konnte satt sehen. Heut' nacht vor tausend acht hundert Jahren schienst du gewiß nicht so, dacht' ich bei mir selbst; denn es war doch wohl nicht möglich, daß Menschen im Angesicht eines so freundlichen sanften Monds einem gerechten unschuldigen Mann Leid tun konnten! —

— Paraphrasis evangelii Johannis — usw. —

Ich habe von Jugend auf gern in der Bibel gelesen, für mein Leben gern. 'S stehn solche schöne Gleichniss' und Rätsel drin, und 's Herz wird einem darnach so recht frisch und mutig. Am liebsten aber les' ich im Sankt Johannes. In ihm ist so etwas ganz Wunderbares — Dämmerung und Nacht und durch sie hin der schnelle, zückende Blitz! 'n sanftes Abendgewölk und hinter dem Gewölk der große, volle Mond leibhaftig! so etwas Schwermütiges und Hohes und Ahndungsvolles, daß man's nicht satt werden kann. 'S ist mir immer beim Lesen im Johannes, als ob ich ihn beim letzten Abendmahl an der Brust seines Meisters vor mir liegen sehe, als ob sein Engel mir 's Licht hält und mir bei gewissen Stellen um den Hals fallen und ins Ohr sagen wolle. Ich versteh' lang nicht alles, was ich lese, aber oft ist's doch, als schwebt' es fern vor mir, was Johannes meinte, und auch da, wo ich in einen ganz dunkeln Ort h'nein sehe, hab' ich doch eine Vorempfindung von einem großen, herrlichen Sinn, den ich 'nmal verstehen werde, und darum greif' ich so nach jeder neuen Erklärung des Johannes. Zwar die meisten kräuseln nur an dem Abendgewölke, und der Mond hinter ihm hat gute Ruhe.

Des Herrn Verfassers Erklärung ist sehr gelehrt, dünkt mich, und ich glaube, daß man wohl zwanzig Jahr' studieren muß, eh' man so eine schreiben kann.



Briefe an Andres

Erster Brief

Du möchtest gern mehr von unserm Herrn Christus wissen. — — Andres! wer möchte das nicht?

Aber bei mir kömmst Du unrecht. Ich bin kein Freund von neuen Meinungen und halte fest am Wort. So gar hasse ich das Kopfbrechen an Religions-Geheimnissen; denn ich denke, sie sind eben darum Geheimnisse, daß wir sie nicht wissen sollen, bis es Zeit ist.

Wenn wir ihn nicht selbst sehen können, Andres, so müssen wir denen glauben, die ihn gesehen haben. Mir bleibt anders nichts übrig.

Was in der Bibel von ihm steht, alle die herrlichen Sagen und herrlichen Geschichten sind freilich nicht er, sondern nur Zeugnisse von ihm, nur Glöcklein am Leibrock; aber doch das Beste, was wir auf Erden haben, und so etwas, das einen wahrhaftig freuet und tröstet, wenn man da hört und sieht, daß der Mensch noch 'was anders und bessers werden kann, als er sich selbst gelassen ist.

Und was in der Bibel von ihm steht, das hab' ich gelesen, mehr als einmal, und nehme es, so wie es da steht, ohne zu noch ab zu tun. Willst Du also davon mit mir schreiben und sprechen, so gut ich's kann und salvo meliori judicio, von Herzen gern! Ich weiß für mich nichts Liebers und Erfreulichers als von Hilfe und Errettung, und wem's anders ist, der muß nie in Not gewesen sein, noch andre darin gesehen haben. Rufet doch ein Weib, das ihren verlornen Groschen wieder funden hat, ihren Freundinnen und Nachbarinnen und spricht: „Freuet euch mit mir, denn ich habe meinen Groschen gefunden, den ich verloren hatte." Und was ist das für eine Not, daraus man mit Geld errettet werden kann!

Besinnest Du Dich noch unsrer ersten Schiffahrt, als wir den neuen Kahn probierten und ich mitten auf dem Wasser herausfiel? — Ich hatte schon alles aufgegeben, und dachte nur daran, wie mir der Tod schmecken und was meine arme Mutter sagen würde; da sah ich Deinen ausgestreckten Arm herkommen und hakte an!

und ich seh' ihn noch immer, Andres, wenn ich nur von ungefähr Deinen Namen lese oder oft nur auf ein großes A stoße. Im Grunde war Deine Hilfe nur ein Palliativ; denn was damals ohne Dich das Wasser würde getan haben, das werden nun die andern Elemente noch tun, und Du wirst mich nicht retten. Aber ich kann doch den Arm nicht wieder vergessen! und ich glaube, daß er bei unsrer innigen Freundschaft die Hand viel mit im Spiel habe. Das ist hier einmal mit uns nicht anders: Not lehrt beten, und Hilfe und Errettung erfreut!

Und nun ein Erretter aus aller Not, von allem Übel! Ein Erlöser vom Bösen! Und nun ein Helfer, wie die Bibel den Herrn Christus darstellt, der umher ging und wohl tat und selbst nicht hatte, wo er sein Haupt hinlege; um den die Lahmen gehen, die Aussätzigen rein werden, die Tauben hören, die Toten aufstehen und den Armen das Evangelium geprediget wird; dem Wind und Meer gehorsam sind, und der die Kindlein zu sich kommen ließ und sie herzte und segnete; der bei Gott und Gott war und wohl hätte mögen Freude haben, der aber an die Elenden im Gefängnis gedachte und verkleidet in die Uniform des Elendes zu ihnen kam, um sie mit seinem Blut frei zu machen; der keine Mühe und keine Schmach achtete und geduldig war bis zum Tode am Kreuz, daß er sein Werk vollende; — der in die Welt kam, die Welt selig zu machen, und der darin geschlagen und gemartert ward und mit einer Dornen-Krone wieder hinausging! —

Andres, hast Du je 'was Ähnliches gehört, und fallen Dir nicht die Hände am Leibe nieder? Es ist freilich ein Geheimnis, und wir begreifen es nicht; aber die Sache kömmt von Gott und aus dem Himmel, denn sie trägt das Siegel des Himmels und trieft von Barmherzigkeit Gottes....

Man könnte sich für die bloße Idee wohl brandmarken und rädern lassen, und wem es einfallen kann, zu spotten und zu lachen, der muß verrückt sein. Wer das Herz auf der rechten Stelle hat, der liegt im Staube und jubelt und betet an.

Sprich und schreibe also davon mit mir, Du mein herzlieber

Andres, wie und was Du willst, und ich will Dir keine Antwort schuldig bleiben.

Dein usw.

Postskript

Es gibt einige Leute, Andres, die alles bekehren wollen und mit der Bibel in der Hand hinter jeden hochfahrenden Geist und Taugenichts herlaufen. Das soll aber nicht sein und ist ärgerlich anzusehen, wo auch der Fehler stecke. Die Lehre Christi, die nicht Einer wert ist zu hören, mag allerdings allen Menschen gepredigt werden; aber sie soll nicht weggeworfen werden, und wer's nicht besser haben will, der mag's bleiben lassen.

Unser Herr Christus spricht auch gar anders über die Jüngerschaft. „Wer ist unter euch, der einen Turm bauen will und sitzet nicht zuvor und überschlägt die Kosten, ob er's habe hinauszuführen? auf daß nicht, wo er nur den Grund gelegt hat und kann's nicht hinausführen, alle die es sehen, fahen an seiner zu spotten und sagen: dieser Mensch hub an zu bauen und kann's nicht hinausführen. — Also auch ein jeglicher unter euch, der nicht absaget allem, das er hat, kann nicht mein Jünger sein." Und in seiner Instruktion an seine ausgehenden Apostel: „Wo ihr aber in eine Stadt oder Markt gehet: da erkundiget euch, ob jemand drinnen sei, der es wert ist; und bei demselben bleibet, bis ihr von dannen ziehet — und wo euch jemand nicht annehmen wird, noch eure Rede hören: so gehet heraus von demselbigen Haus oder Stadt und schüttelt den Staub von euren Füßen."

Und nun erwarte ich Deine weiteren Befehle.

Zweiter Brief

Also, ich soll Dir zum Anfang die Geschichte vom Zinsgroschen erklären! — Daß ich Dir etwas erklären soll, dünkt mich eben so, als wenn ich abends vom Lehnstuhl vor meinem seligen Vater predigen mußte. Indes ich bin zu Deinem Dienst.

Aber Andres, Du machst es mit Deinen Texten wie auf der Hochzeit zu Cana in Galiläa, wo zuerst der geringere Wein gegeben ward. Die Pharisäer fahren hier freilich sehr übel; was ist aber da eben für große Freude daran? — Im Grunde müssen sie einen doch dauern. Und Christus und die Welt-Weisheit sind nicht Partie egal; man weiß vorher, daß sie immer den kürzern ziehen muß. Die Art freilich, wie unser Herr Christus sie den kürzern ziehen läßt, die ist überköstlich und macht alles gut; und so will ich nur gleich anfangen, und weil Du die Geschichte doch so lieb hast, etwas weitläuftiger sein, als sonst wohl nötig wäre.

„Da gingen die Pharisäer hin und hielten einen Rat, wie sie ihn fingen in seiner Rede."

In diesem Rat ward ein Projekt beliebt: ihn sagen zu machen, daß dem Kaiser der Zins nicht gebühre. Eigentlich waren die Pharisäer wider den Kaiser, hatten ihm auch keinen Eid schwören wollen; aber der König der Wahrheit war ihnen noch mehr zuwider, weil sie bei dem noch mehr zu verlieren hatten. Und so schickten sie sich in die Zeit und machten Allianz mit dem Kaiser, um sich durch den geringern Feind den größern vom Halse zu schaffen. Christus sollte sagen: es sei nicht recht, daß man dem Kaiser Zins gebe, und denn war er verloren, meinten sie, und scheinen sie auf die prompte Justiz in Kameral-Sachen gerechnet zu haben.

Aber wie macht man ihn das sagen? — Die schlauen Füchse kannten sich und wußten, daß eine Wanne mit Wasser eher überfließt, wenn sie in Bewegung gesetzt ist. Deswegen beschlossen sie weiter: ihm durch verstelltes Lob und Anerkennung seiner Kompetenz das Herz vorher groß zu machen, seine Wahrhaftigkeit, seinen graden Sinn und sein Nichtachten der Person vor dem Volk zu loben, damit er geneigt würde, gleich davon eine Probe gegen den Kaiser zu geben.

Das alles war hier nun freilich nicht angebracht; aber sie verstunden das nicht besser, und so sandten sie denn ihre Jünger und sprachen:

„Meister, wir wissen, daß du wahrhaftig bist und lehrest den Weg Gottes recht, und du fragest nach niemand; denn du achtest nicht das Ansehen der Person. Darum sage uns, was dünket dich? Ist's recht, daß man dem Kaiser Zins gebe oder nicht?"

Und Herodis Diener mußten gleich mitgehen, damit es bei dem Zeugenverhör desto weniger Weitläuftigkeit gäbe, oder als gute Freunde, die den Sieg mit ansehen und ausbreiten helfen sollten. Ja! oder Nein! — und in beiden Fällen siegten die Pharisäer. Denn sollte Christus den Zins gut heißen und also dem Hauptprojekt ausweichen, so verdarb er's beim Volk, das den Zins ungern bezahlte und von seinem Messias Befreiung von allem fremden Joch erwartete.

Die Sache war sehr klug angelegt und wäre ceteris paribus gewiß zehn- gegen einmal durchgegangen. Hier, wie gesagt, ging's nicht.

„Da nun Jesus merkete ihre Schalkheit, sprach er: ihr Heuchler, was versuchet ihr mich?"

Das war der freimütige gerade Sinn usw., den sie aus Schalkheit gelobt hatten, wahrhaftig; aber anders, als sie erwarteten.

Mathematisch gewiß waren wohl die Pharisäer des guten Ausgangs nicht, denn sonst wären sie selbst gekommen und hätten nicht ihre Jünger geschickt; indes hatten sie doch ohne Zweifel gute Erwartungen, und sie haben ohne Zweifel den deputierten Jüngern in einem nicht geringen Ton von ihrer klugen Anlage und Erfindung gesprochen, und diese hatten gewiß ihre heimliche Freude: daß Christus von dem allen nichts wisse und ihrem ehrbaren Gesicht nicht ansehen werde, was hinter ihrer Frage stecke. Und Du kannst denken, wie sie erschrocken sind, als unser Herr Christus anfing zu sprechen und, seiner Gewohnheit nach, nicht dem Gesicht, sondern dem Herzen antwortete.

„Da nun Jesus merkete ihre Schalkheit, sprach er: ihr Heuchler, was versuchet ihr mich?"

„Weiset mir die Zinsmünze. Und sie reichten ihm einen Groschen dar. Und er sprach zu ihnen: wes ist das Bild und die Überschrift? Sie sprachen zu ihm: des Kaisers. Da sprach er zu ihnen: so gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist."

Andres, was ist doch für Sinn in allem, das aus seinem Munde kömmt! Es vermahnt mich damit so, wie mit den Schachteln, wo immer eine in der andern steht. Seine Antwort kann wohl

so ausgelegt werden: ihr habt die Hoheit und den Schutz des Kaisers anerkannt und sein Geld in euren Taschen, so müßt ihr auch tun, was das mit sich bringt! Und ich wüßte nicht, was der größte Staatsmann anders hätte sagen können. Aber Christus war mehr als Staatsmann.

„Wes ist das Bild und die Überschrift?"

Er sprach hier zu Pharisäern, die auf Moses Stuhl saßen, die zwar weder für sich noch für andere aufschließen konnten, aber doch die Schlüssel der Erkenntnis an einem großen Haken an der Seite trugen und sich mit dem Buchstaben des Gesetzes, als die einzigen wahren Ausleger desselben, brüsteten. Christus verwies ihnen bei einer anderen Gelegenheit diesen ihren blinden Stolz: daß sie meinten, das ewige Leben in der Schrift zu haben, und nicht wüßten, wo sie es suchen sollten. Hier 'was Ähnliches. So große Ausleger des Moses mußten ja die Lehre von dem Ebenbilde verstehen, und wo das hingehört, denn es war seine Hauptlehre. Wie konnten sie denn fragen, ob der Zinsgroschen dem Kaiser gehöre, da sein Bild darauf stand? — Gott hatte den Menschen gemacht, ein Bild, das ihm gleich sei; der Kaiser hatte auch sein Bild machen lassen, und das war von Silber und stand auf der Zinsmünze. — Moses und die Propheten hatten Israel den Weg gelehret, sich vor fremdem Joch und Zinsmünze zu bewahren, nämlich wenn sie an Gott, ihrem Urbilde, von ganzem Herzen hingen und keine andren Götter hätten neben ihm usw. —

„Wes ist das Bild und die Überschrift?"

Fühlst Du nicht den feinen Sinn? — Es war 'n Zipfel ihnen vom Rock abgeschnitten! 'n Pfeil aus ihrem eigenen Zeughause ihnen gewiesen! aber auch nur gewiesen.

Über das Ebenbild Gottes hatten die Eiferer für die Religion nichts zu fragen, wohl aber über das silberne Ebenbild des Kaisers. — Die Zinsmünze und das Geben oder Nichtgeben derselben war im Grunde eine kleine und unbedeutende Angelegenheit, die über ihre Glückseligkeit nichts entschied. — Überhaupt war die ganze Frage über das Recht und Unrecht der Zinsmünze eine sehr alberne Frage, und grade so viel, als wenn ein Ehebrecher fragen wollte:

ob es recht sei, die auf den Ehebruch gesetzte Strafe zu bezahlen. — Du siehst, wie die Pharisäer eigentlich standen, und was von allen Seiten für Anlaß und Raum zu bitterer Antwort war, und Gott weiß, daß sie hier nicht unverdient gegeben wäre. Aber er war zu gut bitter zu sein. Auch war er nicht gekommen, das letzte Wort zu behalten und über die Künste der Pharisäer und Welt-Weisen zu triumphieren, sondern die Künstler selig zu machen; und das treiben alle seine Handlungen und Reden.

Er sagte:

„So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist." . . . .
. . . .

Wie unser Herr Christus, so waren auch seine Handlungen und Reden. In sich: Gnade und Wahrheit und ewigs Gut, und auswendig: armes Fleisch und Blut und Knechtsgestalt.

Wenn er des Jairi gestorbnes Töchterlein vom Tode auferwecken will, spricht er: „Das Mägdlein schläft," und nimmt sie, als ob sie wirklich nur schliefe, bei der Hand und ruft: „Mägdlein stehe auf!" und ihr Geist kam wieder, usw.

Wenn er von der über alle Maße hohen Seligkeit seiner wahren Nachfolger sprechen will, sagt er: „Wer mein Wort hält, der wird inne werden, ob meine Lehre von Gott sei." So auch hier:

„Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist."

Wie klein von außen! Und doch enthalten die Worte nichts Geringers für sie als einen und den einzigen Rat: aus aller ihrer Not zu kommen; denn außer der Herstellung des Ebenbildes Gottes in ihnen war alles übrige löcherichte Brunnen.

Aber nun noch inniger und Mann an Mann.

So wenig die Pharisäer es auch glaubten und wußten, so waren sie doch blind und elend und brauchten Hülfe. Darum hofften sie auch, wiewohl mit Unverstand, auf einen Messias und lehrten das Volk auf ihn hoffen. Der vor ihnen stand und mit ihnen redete, war der große Heiland, der diese Hilfe brachte

und sie und alle verirrten Schafe vom Hause Israel in seine Arme sammeln wollte! Ihn verkennen sie und wollen ihn mit Fragen über das Ebenbild des Kaisers überlisten und in Unglück bringen. Und er . . . vergibt ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun; und er weist sie hin auf Hilfe, die ihnen so nahe war, und öffnet die Arme.

„Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist."

Das heißt antworten! — Selig ist der Leib, der Dich getragen hat, und die Brüste, die Du gesogen hast!

Und wir haben noch unsre verkehrten Begriffe vom Gelde, vom Menschen und dem Reiche Gottes. Was meinst Du, wenn wir das alles mit andern Augen ansehen könnten? Da würden wir erst seine Antwort verstehen und die Fülle von Gnade und Wahrheit, die in ihr ist.

Sieh, Andres, so geht er mit den Pharisäern um. Willst Du aber sehen, wie sie selbst mit sich umgehen, so lies unter andern die Geschichte von dem Blindgebornen, Johannis 9, vom 10. bis 34. V. inclusive. Ich weiß wohl, die Bibel liegt immer nicht weit von Dir; sie könnte doch aber grade einmal in der andern Kammer liegen; und so will herschreiben:

„Da sprachen sie zu ihm: Wie sind deine Augen aufgetan?

Er antwortete und sprach: Der Mensch, der Jesus heißt, machte einen Kot und schmierte meine Augen und sprach: Gehe hin zu dem Teiche Siloha und wasche dich. Ich ging hin und wusch mich und ward sehend.

Da sprachen sie zu ihm: Wo ist derselbige? Er sprach: Ich weiß nicht.

Da führeten sie ihn zu den Pharisäern, der weiland blind war.

Es war aber Sabbat, da Jesus den Kot machte, und seine Augen öffnete.

Da fragten sie ihn abermal, auch die Pharisäer, wie er wäre sehend geworden? Er aber sprach zu ihnen: Kot legte er mir auf die Augen, und ich wusch mich und bin nun sehend.

Da sprachen etliche der Pharisäer: Der Mensch ist nicht von

Gott, dieweil er den Sabbat nicht hält. Die andern aber sprachen: Wie kann ein sündiger Mensch solche Zeichen tun? Und es ward eine Zwietracht unter ihnen.

Sie sprachen wieder zu dem Blinden: Was sagest du von ihm, daß er hat deine Augen aufgetan? Er aber sprach: Er ist ein Prophet.

Die Jüden gläubten nicht von ihm, daß er blind gewesen und sehend worden wäre, bis daß sie riefen den Eltern des, der sehend war worden.

Fragten sie und sprachen: Ist das Euer Sohn, welchen Ihr saget, er sei blind geboren? Wie ist er denn nun sehend?

Seine Eltern antworteten ihnen und sprachen: Wir wissen, daß dieser Sohn unser ist, und daß er blind geboren ist.

Wie er aber nun sehend ist, wissen wir nicht; oder wer ihm hat seine Augen aufgetan, wissen wir auch nicht. Er ist alt genug, fraget ihn; lasset ihn selbst für sich reden.

Solches sagten seine Eltern, denn sie furchten sich vor den Jüden: Denn die Jüden hatten sich schon vereinigt, so jemand ihn für Christum bekennete, daß derselbige in den Bann getan würde.

Darum sprachen seine Eltern: Er ist alt genug, fraget ihn.

Da riefen sie zum andernmal dem Menschen, der blind gewesen war, und sprachen zu ihm: Gib Gott die Ehre: Wir wissen, daß dieser Mensch ein Sünder ist.

Er antwortete und sprach: Ist er ein Sünder, das weiß ich nicht; eines weiß ich wohl, daß ich blind war und bin nun sehend.

Da sprachen sie wieder zu ihm: Was tät er Dir? Wie tät er Deine Augen auf?

Er antwortete ihnen: Ich hab's Euch jetzt gesaget; habt Ihr's nicht gehöret? Was wollet Ihr's abermal hören? Wollet Ihr auch seine Jünger werden?

Da fluchten sie ihm und sprachen: Du bist sein Jünger; wir aber sind Moses Jünger.

Wir wissen, daß Gott mit Mose geredet hat; diesen aber wissen wir nicht, von wannen er ist.

Der Mensch antwortete und sprach zu ihnen: Das ist ein

wunderlich Ding, daß Ihr nicht wisset, von wannen er sei; und er hat meine Augen aufgetan.

Wir wissen aber, daß Gott die Sünder nicht höret, sondern so jemand gottesfürchtig ist und tut seinen Willen, den höret er.

Von der Welt an ist's nicht erhöret, daß jemand einem gebornen Blinden die Augen aufgetan habe.

Wäre dieser nicht von Gott, er könnte nichts tun.

Sie antworteten und sprachen zu ihm: Du bist ganz in Sünden geboren und lehrest uns? Und stießen ihn hinaus."

Nicht wahr, ärger konnten sie sich doch nicht prostituieren? Und es fehlt nur noch, daß sie eine Kommission von Naturkündigern und Ärzten niedergesetzt hätten: das Faktum zu untersuchen und darüber ihr Bedenken einzugeben.

Ich setze kein Wort zum Text hinzu; und, die Wahrheit zu sagen, es dünkt mir das als die beste Methode, wenn man nichts hinzusetzt, denn man verdirbt doch nur daran.

Dein usw.

Dritter Brief

Du frägst: welche Geschichten mir die herrlichsten dünken? Alle, Andres, alle! ... ein jedes Wort, das aus seinem Munde gegangen ist, eine jede Bewegung seiner Hand ... seine Schuhriemen sind mir heilig. Und wer kann sich was wollen dünken lassen?

Wenn er sagt: „Friede sei mit Euch!" so haben wir unser ganzes Leben zu tun und werden es wohl im Himmel erst verstehen lernen, was das einzige Wort Friede in seinem Munde heiße.

Andres, Du kannst denken, daß alles, was ihn angehet und was er gesagt und getan hat, viel Sinn und Bedeutung habe; und daß wir zu klein sind, über die Herrlichkeit der Geschichten zu richten.

Indes machen sie doch, wie sie da stehen, auf unser Herz verschiednen Eindruck; und da, muß ich sagen, freuen mich die am meisten, wo er vom ewigen Leben spricht und von einem Tröster, den er senden will; wo er den Blinden die Augen auftut; wo er die Seinen liebt bis ans Ende und mit ihnen das Abendmahl hält, und wo er Tod und Teufel meistert.

Denk einmal, Andres, wenn der Teufel, der so mächtig ist und der nur Freude daran hat, zu quälen und alles um sich her elend zu machen, wenn der freie Hand und niemand über sich hätte, was würde aus der Welt und uns armen Menschen werden! Muß es einen denn nicht freuen, wenn man sieht, daß er einen Übermann hat, und daß grade der sein Übermann ist, der da half und gesund und selig machte alle, die zu ihm kamen, und des Barmherzigkeit kein Ende hat? Und der Tod! Er ist doch schrecklich, Andres, und der Wurm am Zaun krümmt sich vor ihm, denn er nimmt uns alles. Wenn Du nun siehst, daß unser Herr Christus zu Nain einen Toten erweckt, den sie zu Grabe trugen, und zu Bethanien einen, der schon vier Tage in Grabe gelegen war usw., wenn Du ihn nun von Hütten des Friedens sprechen hörest, wo wir unsern Anselmo wieder sehen sollen, und wo die guten und frommen Menschen aller Zeiten und Völker sollen versammlet werden; wenn Du ihn nun sagen hörst, daß, wer an ihn glaubt, nicht sterben soll, ob er gleich stürbe, — freut Dich das nicht, Andres? und wünschest Du nicht von Herzen, an ihn zu glauben? Aber, „der Glaube ist nicht jedermanns Ding," und er steht nicht so zu Gebot, Andres. Die Apostel selbst, die um ihn waren und die gesehen und gehört hatten, sprachen zu dem Herrn: „stärke uns den Glauben." — Ich sehe an dem Cananäischen Weiblein und andern Exempeln: daß man wenig wissen kann und großen Glauben haben, und an den Pharisäern usw., daß man viel wissen kann und doch nicht glauben. — Christus sagte zu den Pharisäern: „wie könnet ihr glauben, die Ihr Ehre von einander nehmet"; und Paulus spricht von „Menschen von zerrütteten Sinnen, untüchtig zum Glauben" usw.

Daher sehe ich die Geschichten, wo vom Glauben die Rede ist, fleißig an und merke auf den Sinn solcher Leute, um daraus zu lernen: nicht, was ich noch wissen muß, um glauben zu können, sondern was ich noch vergessen, mir aus dem Sinn schlagen und von mir abtun muß, damit der Glaube recht an mich haften könne.

Dein usw.

Vierter Brief

Freilich gibt es Leute, Andres, die den Teufel leugnen; die, wie Doktor Luther sagt, „keine Sünde, kein Fleisch, keinen Teufel, keine Welt, keinen Tod, keine Fahr, keine Hölle haben, das ist, der keines glauben, ob sie wohl bis über die Ohren darin stecken."

Die ganze Religion und Natur supponieren einen Teufel; Christus wird vom Teufel versucht; treibt Teufel aus, und seine Apostel sagen: daß er gekommen sei, die Werke des Teufels zu zerstören. — Und nun tritt einer auf und meint: es sei kein Teufel! — Das bedarf doch wohl keiner Antwort.

Weiter sagst Du von den Wundergaben und dem heiligen Geist, und daß die aufgehört hätten, weil sie, nachdem das Christentum gegründet sei, nicht mehr nötig wären! —

Das von den Wundergaben versteh' ich nicht, und Du mußt Dich an die Theologen wenden. Aber in die Gründung des Christentums und die Unnötigkeit des heiligen Geistes kann ich mich nicht finden. Mich dünkt: der heilige Geist ist immer nötig, und wenn der fehlt, fehlt alles. In Summa, ich glaube einfältig mit der christlichen Kirche: daß ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesum Christum meinen Herrn glauben oder zu ihm kommen kann; daß der heilige Geist zur Besserung jedes einzelnen Menschen unentbehrlich sei; und daß es ohne ihn keine Besserung, kein Leben und keine Seligkeit gebe.

Ohne ihn, Andres, sind wir ja wieder uns selbst gelassen. Und von da gingen wir aus, daß wir uns selbst gelassen nichts können, wir mögen sein Juden oder Heiden, oder wer wir wollen; denn in Christo gilt nicht „Beschneidung noch Vorhaut", nicht Bischofsmütze noch Doktorhut, nicht Zwingli noch Luther, sondern eine „neue Kreatur", wie St. Paulus saget.

Die Wiedergeburt ist, wie Johannis am 3. zu sehen ist, ein Geheimnis, und die Meister in Israel kannten sie nicht alle, auch nicht einmal von Hörensagen.

Dein usw.

Fünfter Brief

Sein Reich ist nicht von dieser Welt! — Darum haßten ihn die Juden und verfolgten und töteten ihn ...

Laß uns nicht verdammen, Andres!

Es ist himmelschreiend, was sie getan haben, und davon ist nicht die Rede.

Aber unser Herr Christus gibt keinem das Recht, den ersten Stein aufzuheben, als der rein ist. Und wer ist rein? —

Wir sollen nicht lieb haben die Welt, und was in der Welt ist; wir sollen unser eigen Leben hassen und verlieren, und es soll geistlich bei uns gerichtet sein. —

Nicht verdammen, Andres!

Es ist sehr recht und wahr von Dir geschrieben, Andres, daß man ihn so innig lieben und so mit ganzem Herzen an ihm hangen kann, weil er so durchaus und über alles gut ist; auch ist das sehr recht und wahr, daß einen die Menschen-Gestalt an ihm so wunderbar freuet. Aber, daß Du so gerne im gelobten Lande sein möchtest! —

Es dünkt einen freilich so, Andres, als wäre von den Wegen, die er gewandelt, von den Bergen, darauf er mit seinen Jüngern gesessen ist, noch der Segen nicht wieder genommen; als werde man auf dem Ölberge noch Spuren seines Nachtlagers, auf dem Tabor noch Strahlen seiner Verklärung finden; als stehe, wo er die Stadt ansahe und über sie weinte, wo er niederkniete und betete, wo er das heilige Abendmahl einsetzte, wo er gekreuziget und gestorben ist, noch immer ein Kreis Engel und gelüste in das Geheimnis hineinzuschauen und bewache den Ort; kurz, als sei er uns im gelobten Lande näher. Wir wissen aber, daß er einmal auf Erden erschienen ist sichtbar, damit alle Menschen wüßten, daß er sei und wes sie sich zu ihm zu versehen haben; und daß er unsichtbar allenthalben ist. Und wo er ist, Andres, ist das gelobte Land.

Wie gesagt, solche Empfindungen, so lieblich und lobenswert sie sind, können zu weit führen, und sie sind nicht die Sache.

Uns und unserm verderbten Willen aufrichtig entsagen und

seinen Willen tun, das ist die Sache; und es ist in keinem andern Heil.

Gott sei mir Dir, mein lieber Andres, und besuche mich bald.

Sechster Brief

Guten Tag, lieber Andres, und fröhliche Ostern.

Es ist mir sehr lieb, daß Du mich über Johannes den Täufer zu Hilfe rufst. Nicht zwar, weil ich eben sonderlich helfen kann; sondern weil ich so gerne von ihm spreche und sprechen höre.

Du schreibst, daß er Dir so groß vorkömmt, und Du kannst Dir doch nicht recht sagen, warum. Das ist recht gut, Andres. Man weiß oft grade denn am meisten, wenn man nicht recht sagen kann, warum.

Daß nun Johannes der Täufer uns groß vorkömmt, ist kein Wunder. Seine ganze Geschichte von der Stunde des Räucherns an bis an das „Haupt auf einer Schüssel" ist sehr sonderbar; und es ist uns im Sinn, was von sicherer Hand von ihm gesagt ist. Und die Stelle sonderlich, wo er steht, trägt zu seiner Glorie bei. Denn je mehr Zusammenhang mit Christus und je näher um und an Ihn, desto größer. Nun hängen freilich alle wahren Weisen und Männer Gottes seit der Welt Anfang mit Christus zusammen, wie die Ströme und Flüsse mit dem Meer. Petrus und Paulus sagen das mit klaren Worten, und die große Unterredung auf dem heiligen Berge „über den Ausgang zu Jerusalem" gibt es wohl zu verstehen. Aber Johannes der Täufer steht in der sichtbaren Welt zunächst und unmittelbar vor Ihm und zieht also natürlich zunächst den Blick auf sich. Also groß vorkommen muß er. Die Außen- und Umwerke, wenn ich so sagen darf, fallen sehr in die Augen. Seine innerliche eigne Größe aber fällt nicht sehr in die Augen, und deswegen will es mit dem Warum nicht fort. Sie ist aber darum nicht weniger groß.

Schon das mit dem König Herodes, daß er den nicht sich selbst von dem nahen Heil ausschließen und verkommen lassen wollte und lieber seinen Hals daran wagte, schon das spricht für ihn. Es ist eine leichte und schlechte Kunst, Andres, den Königen und

Fürsten zu trotzen und ihrem verkehrten Willen, wenn sie einen haben, einen andern verkehrten Willen entgegen zu setzen. Aber, wenn ein Mann, der sich besserer Dinge und des göttlichen Willens bewußt ist, wenn der nicht das Seine, sondern das des Königs sucht und ihn auf seinem Thron und mitten unter seinen Gewaltigen straft und schilt, wenn er so unglücklich ist Übels zu tun — das ist ein ander Ding.

Du weißt, was Johannes der Täufer für Vorteil davon gehabt, und wie er sich des nicht geweigert hat. Dies nun aber will ich ihm so hoch nicht anrechnen. Ich kann es nicht so groß und schwer finden, daß er und alle die Leute, die das Glück gehabt haben, Christus näher zu kennen, daß sie sich für Ihn haben köpfen und sengen und brennen lassen können. Das könnte man für Ihn wohl hinterm Berge tun, und wenn man nur die Evangelisten gelesen hat. Aber, daß Johannes der Täufer auf ebnem Wege so treu sein; daß er so durch die Menschen hingehen und sich nichts als die gute Sache treiben lassen; daß er die Wahrheit immer so über alles achten und so fest im Auge behalten; daß er so demütig sein und unter allen Umständen bleiben konnte usw.; kurz, daß er so klein war, und daß die menschliche Natur sich in ihm gar nicht rührte — das ist schwer! Andres. Das ist groß!

Und von dieser Seite kann man die Gestalt Johannes' des Täufers nicht lange und andächtig genug ansehen, in allem, was die Schrift von ihm sagt.

Er sollte vor dem Herrn hergehen, daß er seinen Weg bereite. Mehr sollte und mehr konnte er freilich nicht. Wer Sonnenstrahlen machen will, der ist ein Quacksalber und kennt weder sich noch die Sonne; wer aber die Berge und Hügel, die ihr im Wege stehen, abträgt und erniedrigt, der treibt ein wahres Werk und ein sehr großes. Aber er faßt auch ein heißes Eisen an, denn er wird Vater und Mutter und seine eignen Hausgenossen wider sich erregen, wenn er Gott zum Freunde haben will. Es ist kein Heil außer dem Heil, und die Götzenbilder müssen umgestoßen und weggetan werden. Andres, schlage an Dein Herz! Da steckt das Geheimnis, und da muß, das nichts ist, etwas werden, und zunichte

werden, was etwas ist. Denn die Wahrheit hat alles, und es fehlt ihr nichts als eine Herberge, als Platz und Raum für ihre Herrlichkeit.

Aber wir wollten die Gestalt des Vorgängers der Wahrheit ansehen.

Als die Nachricht von ihm, als dem Boten des Heils, aus der Wüsten nach Jerusalem und der Gegend umher gelangte, gingen sie hinaus: brillante Dinge und einen Mann in weichen Kleidern zu sehen. Du kannst denken, daß Johannes wohl gewußt habe, wie sie ihn erwarteten und lieber gehabt hätten. — Aber er stand da in seinem Rock von Kamelhaaren und predigte Buße.

Das Volk war in dem Wahn und dachten alle in ihren Herzen von Johannes, ob er vielleicht Christus wäre; er war wirklich Elias und wohl mehr als ein Prophet. Und als die Deputierten von Jerusalem, Priester und Leviten, zu ihm kamen und ihn fragten: wer bist Du? — „bekannte und leugnete er nicht, und er bekannte: ich bin nicht Christus. Bist Du Elias? — und er sprach: ich bin's nicht. Bist Du ein Prophet? — und er antwortete: Nein!" usw.

Die Stadt Jerusalem ging zu ihm hinaus, und das ganze jüdische Land und alle Länder am Jordan und ließen sich taufen von ihm im Jordan und bekannten ihre Sünden. Und nun kamen vollends die Lichter und Angesehene im Volk, viele Pharisäer und Sadduzäer, öffentlich dazu. — „Und als er sie kommen sah, sprach er zu ihnen: Ihr Ottergezüchte, wer hat denn Euch geweiset, daß Ihr dem zukünftigen Zorn entrinnen werdet? Sehet zu, tut rechtschaffene Früchte der Buße" usw.

Die um ihn standen, sahen ihn an und hielten ihn für einen Mann vom Himmel, der alles wisse und in Händen habe; hielten seine Predigt für lauter himmlische Gesichte und Offenbarung und seine Taufe für eine Geistes- und Wunder-Taufe. — Und er sagte: „Ein Mensch kann nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel. Wer von der Erde ist, der ist von der Erde und redet von der Erde. Wer vom Himmel kommt, der

ist über alle. Ich taufe mit Wasser; aber nach mir kömmt einer, der wird Euch mit Feuer und dem heiligen Geist taufen, des ich nicht wert bin, daß ich seine Schuhriemen auflöse." —

Lebe wohl, Du lieber Andres, usw.

Siebenter Brief

Du möchtest gern den Sinn der unterirdischen Unternehmungen in der Mythologie der alten Völker wissen, und warum doch die großen heroischen Menschen, die feurigen Sucher und Liebhaber der Wahrheit, in die Unterwelt herunter gestiegen sind. —

Ich denke, Andres, weil sie, was sie suchten, hier oben nicht haben finden können. Wer hier sein Gnüge findet, der muß mit unvollkommner, sichtbarer, veränderlicher und vergänglicher Natur genug haben. Wenn also eine vollkommne, unsichtbare, unveränderliche und unvergängliche Natur der Freund war, den ihre Seele liebte, so mußten sie ihn anderswo suchen gehen. Seine Fußtapfen fanden sie in dem Sichtbaren und Vergänglichen wohl, aber ihn fanden sie da nicht.

Doch, warum grade unter der Erde die Veredlung sein selbst suchen? —

Wird doch nichts in der Luft gesäet! Samen und Tierarten legen in der Erde die Schale ab, ehe sie ihre neue Gestalt und Existenz erhalten. Gehen doch auch die Menschen leiblich in die Erde, ihren Staub abzuschütteln und der Wahrheit näher zu kommen. Vielleicht, daß daher ein Bild genommen ist; oder, weil das Weizenkorn, ehe es Frucht bringet, zuvor ersterben und also einen Schritt rückwärts, herunter, tun muß; oder, weil die Weisen sich fügen wollten in die Ideen der Welt, die dort Schätze vermutet und sucht; oder, weil der ihrige da gefunden wird, wo es Mühe kostet hinzukommen, und wo nicht ein jeder von Hause aus hinsehen kann. Vielleicht ist's auch noch anders, Andres, ich weiß nicht; aber, mich dünkt, wenn wir hätten erfinden sollen, wir hätten auch die Schwärmer in der Luft und die wahren ernsthaften Liebhaber unter der Erde suchen lassen.

Offenbar muß man von Erde und Himmel und von allem,

was sichtbar ist, die Augen wegwenden, wenn man das Unsichtbare finden will. Nicht, daß Himmel und Erde nicht schön und des Ansehens wert wären. Sie sind wohl schön und sind da, um angesehen zu werden. Sie sollen unsre Kräfte in Bewegung setzen, durch ihre Schöne an einen, der noch schöner ist, erinnern und uns das Herz nach ihm verwunden. Aber, wenn sie das getan haben, denn haben sie das ihrige getan, und weiter können sie uns nicht helfen.

Der Mensch ist reicher als sie und hat, was sie nicht geben können. Alles, was er um sich her Leben haben sieht, stirbt; und er weiß von Unsterblichkeit. Er sieht in der sichtbaren Natur nichts als Zeit-liches und Ört-liches; und er weiß von einem Ewigen und Unendlichen. Er sieht nur Mannigfaltigkeit, lauter Zerstreutes und Zerstückeltes; und doch will er immer Einen, unter Eins fassen, aus Einem herleiten usw.

Wie und woher könnten ihm solche heterogene und bewundernswürdige Dinge kommen, wenn sie nicht aus ihm selbst kämen und in ihm nicht etwas Heterogenes und Bewundernswürdiges wäre.

Selbst die Weisheit und Ordnung, die der Mensch in der sichtbaren Natur findet, legt er mehr in sie hinein, als er sie aus ihr heraus nimmt. Denn er könnte ihrer ja nicht gewahr werden, wenn er sie nicht auf etwas, das er in ihm hat, beziehen könnte, so wie man ohne Maß nicht messen kann. Himmel und Erde sind für ihn nur eine Bestätigung von einem Wissen, des er sich in sich bewußt ist, und das ihm die Kühnheit und den Mut gibt: alles zu meistern und aus sich zu rektifizieren. Und mitten in der Herrlichkeit der Schöpfung ist und fühlt er sich größer, als alles, was ihn umgibt; und sehnt sich nach etwas anderm.

Andres, der Mensch trägt in seiner Brust den Keim der Vollkommenheit und findet außer ihr keine Ruhe. Und darum jagt er ihren Bildern und Konterfeis in dem sichtbaren und unsichtbaren Spiegel so rastlos nach und hängt sich so freudig und begierig an sie an, um durch sie zu genesen. Aber Bilder sind Bilder. Sie können, wenn sie getroffen sind, sehr angenehm überraschen

und täuschen, aber nimmermehr befriedigen. Befriedigen kann nur das Wesen selbst, nur freies Licht und Leben — und das kann ihm niemand geben, als der es hat.

Gott befohlen, Andres.

Dein usw.

Aus: „Von und Mit"

Welchem Ihr Euch begebet zu Knechten in Gehorsam, des Knechte seid Ihr, sagt Paulus; *Οὐδεις ἐλευθερος ἑαυτο μη κρατων*, sagt Pythagoras beim Stobäus. U. s. w.

Dieser fremde Einfluß auf den Willen des Menschen von Dingen, die tief unter ihm und sein nicht wert sind, dies „radikale Böse in der menschlichen Natur", diese Anhänglichkeit und Knechtschaft, dieser Mechanismus in einem Wesen, das die Freiheit von fern reucht und zur Herrschaft wichert, dieser Flecken in der Sonne, diese Kette um die Flügel des Engels — ist die große Angelegenheit des ganzen Geschlechts und das Crèvecœur jedes rechtlichen Mannes. Und: die Aussicht und Hoffnung, dieser schmählichen Kette los, das Mittel, recht frei zu werden — ist das größte und höchste unter dem Himmel, das in des Menschen Verstand, ist das fröhlichste und seligste, das in sein Herz kommen kann, nach welcher Seligkeit auch gesuchet und geforschet haben die Propheten und alle wahren Weisen von der Welt her.

Und dies Mittel ist das ursprüngliche und eigentliche Geheimnis der Religion. — Nicht Zweckvorstellung — nicht Gottesverehrung, die findet sich dann von selbst und will nicht ausbleiben.

Von diesem Geheimnis nun weiß die bloße Vernunft nicht und kann es nicht begreifen.

„Die Religion innerhalb den Grenzen der bloßen Vernunft, vorgestellt von Immanuel Kant." S. 49. „Wie es nun möglich sei, daß ein natürlicherweise böser Mensch sich selbst zum guten Menschen mache, das übersteigt alle unsre Begriffe;"

S. 7. „Der erste subjektive Grund der Annehmung moralischer Maximen ist unerforschlich."

S. 61. „Die Tiefe des Herzens (der subjektive erste Grund seiner Maximen) in ihm selbst unerforschlich."

„Kritik der praktischen Vernunft usw." S. 128. „Wie ein Gesetz für sich und unmittelbar Bestimmungsgrund des Willens sein könne, das ist ein für die menschliche Vernunft unauflösliches Problem und mit dem einerlei, wie ein freier Wille möglich sei." U. s. w.

Was die menschliche Vernunft hier selbst von sich und ihrer Unzulänglichkeit und Unwissenheit gesteht, das bestätigt und beweist sie auch durch die Art und Weise, wie sie Besserung bewirken will, und durch die Mittel, die sie dazu vorschlägt, als die zwar, an sich, sehr respektabel und nützlich und, in Ermangelung eines Bessern, sehr annehmlich und dankenswert, aber nur Palliative sind, und kein Rat.

Wenn Kant z. E., der vor andern mit Scharfsinn, feiner Gewandtheit und oft Erhabenheit über die moralischen Angelegenheiten spricht, wenn der den Leser (Pr. V. 154) „mit der Pflicht, die nichts Beliebtes, was Einschmeichelung bei sich führt, in sich faßt, sondern Unterwerfung verlangt und bloß ein Gesetz aufstellt — vor dem alle Neigungen verstummen, wenn sie gleich im Geheim ihm entgegen wirken," und mit der „Heiligkeit, Größe und Majestät des moralischen Gesetzes" bekannt gemacht; wenn er ihn (R. 38) vom „Herausbringen des faulen Flecks unserer Gattung, der den Keim des Guten hindert, sich, wie er sonst wohl tun würde, zu entwickeln", und davon (Pr. V. 144 usw.) daß „der Mensch sich ohne alles Interesse bloß durchs Gesetz", „nicht allein dem Gesetz gemäß, sondern um des Gesetzes willen", „bestimme usw.", unterhalten und belehrt hat, und der warm und auf Rat und Weg und Mittel zu so großen herrlichen Dingen lüstern gewordene Leser nun Herz und Ohren offen hält, so ist die Rede: von „Maximen" und „Aufnehmen des moralischen Gesetzes in seine Maximen"; von „Umkehren des obersten Grundes böser Maximen durch eine einzige unwandelbare Entschließung" (R. 54 usw.); von „Regemachen des Gefühls der Erhabenheit seiner moralischen Bestimmung" (59); von „Darstellung der Menschheit

in ihrer moralischen Vollkommenheit, als Beispiel der Nachfolge für jedermann" (112) usw. So „gibt es (R. 115) schlechterdings kein Heil für die Menschen, als in innigster Aufnehmung echter sittlicher Grundsätze in ihre Gesinnung"; so ist (Pr. V. 139) „Achtung fürs moralische Gesetz die einzige und zugleich unbezweifelte moralische Triebfeder, usw. Summa: Du sollst keine andere Götter haben neben dem moralischen Gesetz; sollst das moralische Gesetz über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen.

Ja, das wußten wir lange. Das hat uns Moses schon vor drei- bis viertausend Jahren gesagt. Aber:

> Vom Fleisch will nicht heraus der Geist,
> Vom G'setz erfodert allermeist.

Was den Maximen unmöglich ist, sintemal sie durch das Fleisch geschwächt werden, das war's, was wir wissen wollten, und das ist's, was die bloße Vernunft uns nicht sagt und nicht sagen kann, weil sie es nicht weiß.

Wenn's hoch kommt, so sieht sie, nach der Bibel, noch wohl ein, wovon eigentlich die Rede ist und was dazu erfordert wird; so weiß sie noch: daß (R. 53) „Tugend nach und nach und durch allmähliche Reformen seines Verhaltens erworben werden könne"; daß aber das (R. 54), „daß jemand nicht bloß ein gesetzlich, sondern ein moralisch guter Mensch werde, welcher, wenn er etwas als Pflicht erkennt, keiner andern Triebfeder weiter bedarf als dieser Vorstellung der Pflicht selbst": daß das nicht durch allmähliche Reform, solange die Grundlage der Maximen unlauter bleibt, bewirkt werden kann, sondern durch eine Revolution in der Gesinnung im Menschen (einen Übergang zur Maxime der Heiligkeit derselben) bewirkt werden muß, und daß „er ein neuer Mensch nur durch eine Art von Wiedergeburt, gleich als durch eine neue Schöpfung und Änderung des Herzens werden kann."

Das ist aber auch das Letzte, was sie weiß und gleichsam der Grenz-Hügel, von dem sie, wie Moses, ins gelobte Land hinein sieht. Aber selbst kann sie nicht hinein.

Statt nun, daß sie hier demütig stehen bleiben und ihre Stirn

auf die Erde legen sollte, fängt sie an, zu klügeln und allerhand Bedenklichkeiten, Einwendungen und Zweifel zu machen, und meint am Ende, daß sie nicht hinein kann, daß gar kein Weg hineingehe.

There was never yet fair Woman, but she made mouths in a glass.

Das sollte sie aber nicht tun, ihrer eigenen Ehre wegen. Denn, wenn sie einmal selbst gestanden hat, daß sie von der Möglichkeit eines freien Willens und dem Wege dazu nichts verstehe und sagen könne, so sollte sie auch davon nichts verstehen und sagen wollen. Auch ist es gar zu klar, was es mit diesen Zweifeln und Einwendungen auf sich haben könne, und wie gleichgültig es für die Religion und für den Glauben an sie sei, ob sie gemacht oder nicht gemacht, beantwortet oder nicht beantwortet werden.

Man sollte doch fast denken, daß etwas, das der Philosoph nicht weiß, darum noch gewußt werden könne. „Every reader", sagt Hume, „may not trust so far to his own penetration as to conclude, because an argument escapes his enquiry, that therefore it does not really exist." Und hier ist der Fall noch etwas anders, als zwischen reader und reader.

Die Vernunft kann über die Neben- und Außen-Werke der Religion, über religiöse After- und Trug-Gemächte usw. urteilen, recht oder unrecht; sie kann Menschen, die es nicht besser wissen, durch Einwendungen und Zweifel und durch ein Schattenspiel der Religion an ihrer Wand irre machen; aber die Religion selbst, ihr Wesen und Geheimnis, kann sie nicht treffen.

Das liegt ja nicht innerhalb den Grenzen der bloßen Vernunft und bleibt, bei allem, was diese sagen und tun kann, unverletzt und unbeweglich liegen wie Myrons Kuh, oder besser, wie die Sonne hinter der Wolke, die durch die gegen sie abgeschossenen Pfeile nicht beleidigt wird und großmütig fortfährt auf den Schützen zu scheinen.

O du großmütige Sonne hinter der Wolke — du scheinest im Verborgenen. Der Mensch siehet dich nicht und kennet dich nicht. Aber die Sage von dir ist je und je unter den Menschen gewesen: und aller Menschen Herz begehret dein und sehnet sich nach dir. —

„Der Instinkt", sagt Kant (R. 20), „ist ein gefühltes Bedürfnis etwas zu tun oder zu genießen, wovon man noch keinen Begriff hat." — Der Instinkt ist denn selbst zugleich ein Beweis, daß es einen solchen Genuß gibt. Es muß also doch wohl für den Instinkt der bessern Natur, für den alleredelsten Instinkt, auch einen Genuß geben, gesetzt auch, daß nicht alle Menschen einen Begriff davon hätten oder zu einem Begriff darüber kämen. —

Die sichtbare Welt ist der Spiegel, darin wir die unsichtbare Welt sehen sollen. Nun finden und sehen wir, daß Gott für alle Keime der körperlichen Natur gesorgt und zu ihrer Entwickelung Veranstaltungen gemacht hat. — Und er hätte den Keim, der ihm vor allen der liebste, der ihm nahe verwandt und seines Geschlechts ist, den Keim zum Guten, der in des Menschen Brust wohnt, vergessen und Waise gelassen? —

Ist eine neue Schöpfung unmöglicher als die erste, die wir doch nicht leugnen können? —

Wohl ist diese „neue Schöpfung", diese „Herzensänderung", diese „Revolution in den Gesinnungen im Menschen", dieser „Übergang zur Heiligkeit derselben", diese „Wiedergeburt", diese Auferstehung eines neuen Lebens aus dem Tode — etwas Übergroßes, *θαυμαστον τι*. Aber:

περι θεων μηδεν θαυμαστον ἀπιστει μηδε περι θειων δογματων

sagten die Pythagoräer.

„Wenn von den Göttern und göttlicher Lehre die Rede ist, soll dir, wie übergroß es auch laute, nichts zu groß und unglaublich dünken."

Denn, wie der Himmel über die Erde, sind ihre Gedanken, und ihre Fülle ist wie die Fülle des Meers. Tritt ans Ufer und siehe hin auf seine Höhe. — Das Wasser wird ihm nicht fehlen, wenn deine Rosse trinken.

Es ist zugleich hieraus klar, wie wenig die Leute ihre Sache und ihren Vorteil kennen, die ihre Religion von allem Geheimnisvollen befreien und reinigen wollen. Freilich, „alles, auch das Erhabenste, verkleinert sich unter den Händen der Menschen", und

so wollte das Geheimnis der Religion unter ihren Händen auch wohl verkleinert und vergrößert, verstümmelt, verstellt und verkannt, und der Herkules viel oft an Händen und Füßen gelähmt und untüchtig gemacht werden, Schlangen zu erdrücken und bis ans Ende der Welt zu gehen. Indes ist die Wahrheit immer gerne verdeckt und im Dunkel gewesen — ac si, wie Baco sagt, divina Majestas innoxio illo et benevolo puerorum ludo delectaretur, qui ideo se abscondunt ut inveniantur — und, wenn in einer Religion überhaupt Wahrheit wohnt, so wohnt sie in ihren verhüllten Punkten und Rätseln. Wenn also die Menschen ohne Unterschied aufräumen, applanieren oder über Bord werfen, anstatt daß sie suchen sollten, durch innerliche Tätigkeit, durch Hungern und Dürsten nach der Wahrheit und durch Geduld in guten Werken und Gesinnungen aufzulösen, so handeln sie nicht klug und wider sich selbst.

Eben so unklug ist es auch, wenn einige Künstler ihre Religion verbessern wollen. Die Wahrheit bedarf keiner Verbesserung.

Wie gesagt, die Neben- und Außen-Werke, oder wenn es Religionen gibt, die nur Außen-Werke sind, das kann die Vernunft wohl verbessern, aber weiter nicht. Wie soll sie verbessern, wovon sie nicht weiß und was sie nicht begreift? Religion ist nicht Ideen-Krämerei, sondern Sache, eine Kraft Gottes, selig zu machen, die sie ergreifen können. Moral führt freilich zur Religion, aber kurz und gut, wie Armut und Bedürfnis vor die Tür des reichen Mannes führt. — Sokrates sagt beim Plato: es sei nicht leicht zu erklären, wie die Menschen gut würden. Doch vermute er: daß die guten Menschen auf eben die Art würden, wie die göttlichen Seher, nämlich *ὀτε φυσει ὀτε τεχνῃ ἀλλ' ἐπιπνοιᾳ ἐκ των θεων*. Man könnte dies auch umkehren und sagen: die Menschen würden Seher, auf eben die Art, wie sie gut werden. Die verschiedenen Kräfte, in einem Wesen, wie ein Geist ist, hangen zusammen und machen Eins, und keine kann berührt und verändert werden ohne die andre. Wie influiert nicht schon der Wille des Menschen, nach den kleinen alltäglichen Verschiedenheiten und Nuancen, auf seinen Verstand? Es ist also abzusehen, daß eine

Revolution in den Gesinnungen des Menschen nicht möglich sei, ohne eine Revolution in seinen denkenden Kräften, und daß, wenn jene zur Heiligkeit übergehen, diese nicht zurückbleiben können. Von einer solchen etwanigen Veränderung scheint zu einigen alten Philosophen ein halbes Wort gekommen zu sein. Sie sprechen von einer trockenen Seele, von einem trockenen Licht, das nämlich von dem feuchten Nebel und den Dünsten des heterogenen Einflusses befreiet und gereinigt worden, und sprechen von dieser Verbesserung in einem solchen Ton, daß niemand die Logik und derlei Mittel in Verdacht haben kann, als ob die daran schuld gewesen wären oder jemals sein könnten.

Kurz, die Wahrheit verbessert. Und wer sie hat, des ganzes Geschäft ist, sie zu nutzen und sie heilig zu halten und für ihre Erhaltung zu sorgen.

So machte es auch Aeneas. Als die Trojaner ihre eigne Mauern eingerissen und selbst die Griechen hereingeführt hatten, und die ganze Stadt in Flammen stand, sagte er zum Anchises:

> Tu genitor, cape SACRA manu, patriosque PENATES.
> Me, bello e tanto digressum et caede recenti,
> Attrectare nefas; donec me flumine vivo
> Abluero.

Und trug so die Heiligtümer in den Händen des Vaters auf dem Rücken aus dem Feuer heraus nach dem alten Tempel und Cypressenbaum vor der Stadt, dahin er seine Genossen beschieden hatte.

— The observation of human blindness and weakness is the result of all Philosophy, sagt Hume.

Zu deutsch: „Das Gewahrwerden der menschlichen Blindheit und Schwachheit ist das Resultat aller Philosophie." Dies Resultat nun kann doch selbst die Religion nicht wohl sein, von der sie reden. Und schwerlich kann sie auch bloß daraus oder damit gemacht werden.

Wer die Vernunft kennt, verachtet sie nicht. Sie ist ein Strahl Gottes, und nur das radikale Böse hat ihr die himmelblauen

Augen verderbt. Aber, es schwebt noch um den blinden Tiresias etwas Großes und Ahndungsvolles, und sie hat, wie der König Lear, auch wenn sie irre redet, noch die Königsmiene und einen Glanz an der Stirne.

Wir sind vom königlichen Geschlecht, und wir können und sollen Könige werden. Nur, sie wollen uns weis machen, wir wären schon, was wir sein sollen und wären es durch Talisman' und Formeln geworden. Und das ist lächerlich und nicht wahr und nicht ehrlich.

Was soll uns leidiger Trost und Großtun, wenn man darbt und vor Hunger nicht schlafen kann.

> — of comfort no man speak:
> Let's talk of graves, of worms, and epitaphs —
> For heav'ns sake let us sit upon the ground,
> And tell sad stories of death of kings: —
> Cover your heads, and mock not flesh and blood
> With solemn rev'rence: throw away respect,
> Tradition, form, and ceremonious duty,
> For you have but mistook me all this while:
> I live on bread like you, feel want like you,
> Taste grief, need friends, like you: subjected thus,
> How can you say to me, I am a KING?

Das Einzige, was übrig bleibt, ist Herstellung durch eine höhere Hand. Die, oder gar keine. Denn die bloße Vernunft ist die bloße Vernunft. Sie weiß nicht mehr, als sie weiß, und kann nicht mehr, als sie kann; und sie soll sich mehr wissen machen, als sie weiß, und soll sich mehr können machen, als sie kann. Die Blindheit soll Gesicht und die Schwäche Stärke machen, und das ist gleich so närrisch und unmöglich, als daß einer sich selbst soll über den Kopf springen können.

Voilà, sagte der alte naive und verständige Skeptiker Montaigne zu dem Spruch des Seneca: „daß nämlich der Mensch eine res contempta sei, nisi supra humana se erexerit".

Voilà, sagt er, un bon mot et un util désir: mais pareillement absurde. Car de faire la poignée plus grande que le poing, la brassée plus grande que le bras, et d'espérer enjamber plus que

de l'estendue de nos jambes; cela est impossible et monstrueux; ny que l'homme se monte au dessus de soy et de l'humanité: car il ne peut voir que de ses yeux, ny saisir que de ses prises. Il s'eslevera si Dieu luy preste extraordinairement la main: Il s'eslevera abandonnant et renonçant à ses propres moyens, et se laissant hausser et souslever par les moyens purement célestes. C'est à nostre foy Chrestienne, non à sa Vertu Stoïque, de prétendre à cette divine et miraculeuse métamorphose.

Diese „moyens purement célestes", die dem Tugendhaften in dem schwersten und edelsten Kampfe unsichtbar zur Seite stehen und ihm, wenn er treu kämpft, in der letzten heißesten Stunde erscheinen und lohnen wollen, sind, an und in sich, so etwas Erhabenes, Heiliges und Teures, daß man denken sollte: die bloße Sage davon würde, wie ein in der Nacht aufgehendes erfreulich Gestirn, alle gutgesinnten Menschen erregen und sammeln, sich, unter seinem Schein, einander die Hände zu geben und sich einander Mut zu machen. Streben nach der Herrschaft des Geistes, Verleugnung, Kampf gegen sich selbst, Tugend usw. ist doch zu allen Zeiten und bei allen Völkern als die wahrhaftige Größe des Menschen angesehen und geachtet worden. — Und sie, in ihrer Unwissenheit und Unsicherheit, trüben und dunkeln dies milde und wohltätige Gestirn, das allein vielleicht manchen edlen Kämpfer nur noch unverzagt und aufrecht erhalten konnte, durch ihre blöden Zweifel und sind so vielleicht schuld, daß er, nahe am Ziel, umwendet und die Hände sinken läßt. Aber, wer des schuld ist, er sei, wer er wolle, und heiße Heinz oder Kunz, der soll wissen, daß er nicht wohl getan und sich an der Seele seines Bruders vergriffen habe.

Es schickt sich schlecht für vernünftige Leute, in Dingen von solchem Einfluß und Belang leichtsinnig zu fahren, und es wäre wohl gescheuter, daß man, anstatt über die „moyens purement célestes" mit eiteln Meinungen zu faseln, daß man statt dessen, durch Ernst und Ausdauern im Kampf gegen das Böse außer und in uns, über ihre Existenz oder Nichtexistenz zur Gewißheit zu kommen suchte.

Über den allgemeinen Eifer der Menschen für Religion und religiöse Handlungen

Alle Völker, wie wir in Asien gesehen haben und in allen Weltteilen sehen können, haben und hatten je und je eine große Vorliebe, Anhänglichkeit, Achtung, Andacht, Ehrfurcht usw. für die Religion, ein jedes für die seine. Diese Ehrfurcht ist gewöhnlich blind, doch gehört das nicht notwendig zu ihrer Natur; das aber gehört dazu, daß sie ihren Gegenstand als etwas Höheres, außer ihrem Bereich und Begriffen Liegendes, ansieht. — Was sollte es mit dieser allgemeinen Ehrfurcht wohl eigentlich für eine Bewandtnis haben? Woher ist sie und wie ist sie in die Menschen und Völker gekommen?

Abwärts, oder: wie diese Ehrfurcht, wenn sie einmal unter den Menschen gäng und gebe geworden und eingeführt war, auf die folgenden Geschlechter fort gehe? ist die Antwort so schwer nicht. Der Vater und der Herr hatten und bezeigten diese Ehrfurcht, so wird sie der Sohn und der Knecht auch wohl haben und bezeigen. Bergab läuft das Wasser leicht und findet von selbst seinen Weg; aber bergauf kommt man endlich auf einen Punkt, welcher der höchste ist, und da kann das Wasser nicht gelaufen kommen, sondern muß entspringen. Eben so kommt man aufwärts bei unsrer Frage auch endlich an einen Mann, der die religiose Ehrfurcht hatte, ohne das Beispiel eines Vaters oder eines Herrn vor sich zu haben; — und wie kam sie dem?

„Wie alle Ehrfurcht kam," wird die Philosophie antworten. „Die Menschen haben immer nützlichen Erfindungen Aufmerksamkeit und Achtung bewiesen, wie hätten sie denn bei der nützlichsten von allen eine Ausnahme machen sollen?"

Mag wohl sein; aber so und damit läßt sich unsre Frage noch nicht abspeisen. Die Achtung für eine nützliche Erfindung und die Anhänglichkeit und Ehrfurcht für die Religion sind etwas verschiedener Art und Natur, und die Fälle sind selten, wo sich ein ganzes Geschlecht oder ein ganzes Volk für einen Sextanten oder Dollondschen Tubus hätte sengen und brennen oder gar ausrotten

lassen. Auch müßte der Nutzen der Erfindung sehr nach Sinn und sehr in die Augen fallend sein, wenn die Achtung nur einigermaßen allgemein werden sollte.

„Ja, die Menschen sind von Natur abergläubisch, und nichts blendet und rührt sie so leicht und so tief, als Religion und religiöse Handlungen, Opfern und dergleichen."

Freilich müssen die Menschen wohl eine Disposition haben, von Religion und religiösen Handlungen gerührt zu werden, denn die Tiere werden nicht davon gerührt; sie mögen wohl gar in sich, ohne daß sie es selbst recht verstehen oder wissen, die Notwendigkeit und Möglichkeit von beiden fühlen. Aber von Aberglauben dürfen wir hier noch nicht reden. — Denn liefe das Wasser ja schon; und wir fragen: wie es zum Laufen gekommen sei.

Es ist eine tiefere Frage, als mancher wohl denkt, wie der erste Opferer zu der Idee des Opferns gekommen; und es möchte sich bei einer nähern Untersuchung und Beherzigung vielleicht ergeben, daß es überhaupt keine menschliche Erfindung sei. Aber wir wollen es der Philosophie einmal zugeben, um desto handgreiflicher zu sehen, ob ein durch die ganze Welt eingeführter und sechstausend Jahre bestehender Gebrauch und ob die allgemeine Ehrfurcht, die wir noch nach sechstausend Jahren bei allen Völkern dafür antreffen, sich aus einem solchen menschlichen Einfalle, Erfindung und Grille herleiten und erklären lasse.

Es soll also ein Mensch, bloß aus sich selbst, auf die Idee des Opferns verfallen, und zwar wollen wir ihn auf eine ganz billige und honette Art darauf verfallen lassen. Wir nehmen an, daß ein Mann mit einem warmen und dankbaren Herzen zwischen den Rippen, der nie eine Wohltat annehmen und genießen konnte und nicht annahm und genoß, ohne vorher den Wohltäter aufgesucht und ihm die Hand gedrückt zu haben — daß der, unter dem Sternhimmel oder in seinem Blumengarten, neben seiner Wiege oder zwischen seinen Saaten, kurz bei dem Anblick der unzähligen Wohltaten Himmels und der Erden, sich nach dem Wohltäter umgesehen, und als er keinen finden konnte und die Wohltaten immer neu zuströmten, einmal übergeflossen sei und mit seinem Herzen nicht

zu bleiben gewußt habe; wir nehmen an, daß er, um sich in dieser Verlegenheit zu helfen und seines Dankes los zu werden, einen sonderlichen Einfall gehabt, dem unbekannten Wohltäter, der doch am Ende irgendwo sein mußte, einen Altar gebaut und ihm, sehe er's oder sehe er's nicht, sein bestes Lamm darauf gelegt oder darauf verbrannt habe. Was wird nun daraus werden? — Nicht viel.

Sein Sohn und einige empfindsame Nachbarn würden etwa dies Opfern recht artig gefunden, und es alle, gleich und die ersten Wochen, nachgemacht haben, wie die Leute zu einer gewissen Zeit die empfindsamen Reisen artig fanden und sich alle eine Yorikſche Dose anschafften; aber es würde nicht lange gewährt haben, so wäre dies Opfern alt geworden und, wie die Dose, bei ihnen wieder aus der Mode gekommen. Die andern undankbaren oder unempfindsamen Zeitgenossen aber hätten den Mann gar nicht verstanden und über ihn und seinen Altar gelacht; und, Zehn gegen Eins, er selbst wäre des Dinges müde geworden, oder er hätte anders müssen gebaut sein als andre Menschen. Man gratuliert wohl seinem Wohltäter auf frischer Tat zum Geburtstag, Namenstag und zu Neujahr usw.; aber nach und nach kommen die Briefe sparsamer, und allendlich bleiben sie gar aus.

Und von Mitteilen, Einprägen und Ingangbringen religiöser Andacht und Ehrfurcht bei den Zeitgenossen ist hier keine Ahndung und gar die Rede nicht. Für wen hätten sie diese Ehrfurcht auch haben sollen? Für den, der opferte? — Der war ja ihresgleichen, der seine Empfindung auf seine Art ausdrückte, und er tat nichts, als was sie alle nachtun konnten, soviel sie Lust hatten. Für den, dem geopfert ward? — Aber, wenn sie von dem auch einen Begriff hatten, so wußten sie ja nicht und konnten auf keine Weise wissen, aus keinem Umstand schließen, daß der bei diesem Altar und Opfer mehr gegenwärtig sei, als an einem jeden andern Ort. Und der Opferer selbst wußte es eben so wenig und konnte es eben so wenig wissen.

Was nun bei diesem Opfer gilt, das gilt bei allen menschlichen Erfindungen, die nur ein Ausdruck der Empfindung und Gesinnung

sind; und gilt in dem Maße mehr, als die ausgedrückte Gesinnung edler, d. i. gegen den Strom und wider und zur Bändigung der sinnlichen Triebe und Leidenschaften der Menschen gemeint ist. Denn die Menschen, die mit diesen Trieben und Leidenschaften behaftet sind, werden, wenn sie sonst keine andern Ursachen und Veranlassung haben, sich auf dergleichen wohl nicht einlassen und noch viel weniger mit Eifer und Ehrfurcht dafür erfüllt werden.

Auf die Weise bringen wir den Altar in der Welt nicht zum Stehen, und auf die Weise können wir von der allgemeinen Ehrfurcht keine Rede und Antwort geben. Wenn also diese Ehrfurcht allgemein in der Welt ist — und das ist sie ja —, und wenn der Altar in der Welt fest stehet — und das tut er ja —, so muß es mit dem Ursprung der einen und des andern eine andere Bewandtnis haben. Und es bleibt wohl nichts übrig, als daß bei dem Gottesdienst, der diese Andacht und Ehrfurcht mitteilte und einprägte, etwas Außerordentliches und über das Wissen und Können derer, denen er sie mitteilte und einprägte, Erhabenes stattgefunden habe. Sie mußten etwas gewahr werden, das sie nicht begreifen und nur ehrerbietig fürchten und anbeten konnten und ihren Kindern und Nachkommen als unbegreiflich und anbetungswürdig erzählten und überlieferten.

„Aber," erwidert die Philosophie, „wenn man das auch zugeben wollte, nun so war dies Unbegreifliche Betrug und der Opferer ein Betrüger, der den Zuschauern Ehrfurcht einjagen wollte, um sie zu seinen Absichten zu mißbrauchen."

Allerdings konnte das sein. Das ist, überhaupt und an sich, nicht allein möglich, sondern es ist auch leider mehr als zu oft wirklich gewesen. Dieser Betrüger konnte auch noch dazu der erste Betrüger sein; aber der erste Opferer konnte er nicht sein, auch wußte er ja auch schon von einem Gottesdienst und von einer Ehrfurcht, die dadurch eingeprägt werden konnte. Der Mißbrauch, sollte man denken, setzt den rechten Gebrauch voraus, der Aberglauben den Glauben, die Abweichung von der Regel die Regel usw.

Das Wahre und Gute ist notwendig das erste, und das Böse und die Lüge kann nur das zweite sein. Der erste Opferer mußte schon geopfert und nicht betrogen haben, und denn konnte der Betrüger erst kommen und betrügen wollen.

Zwei Parabeln

Es war eine Zeit, wo die Menschen sich mit dem, was die Natur brachte, behelfen und von Eicheln und anderer harter und schlechter Kost leben mußten. Da kam ein Mann, mit Namen Osiris, von ferne her und sprach zu ihnen: „Es gibt eine bessere Kost für den Menschen und eine Kunst, sie immer reichlich zu schaffen; und ich komme, Euch das Geheimnis zu lehren." Und er lehrete sie das Geheimnis und richtete einen Acker vor ihren Augen zu und sagte: „Seht, das müßt Ihr tun! Und das übrige tun die Einflüsse des Himmels!" Die Saat ging auf und wuchs und brachte Frucht, und die Menschen waren des sehr verwundert und erfreuet und baueten den Acker fleißig und mit großem Nutzen. In der Folge fanden einige von ihnen den Bau zu simpel, und sie mochten die Beschwerlichkeiten der freien Luft und Jahrzeiten nicht ertragen. Kommt, sprachen sie, laßt uns den Acker regelrecht und nach der Kunst mit Wand und Mauern einfassen und ein Gewölbe darüber machen und denn darunter mit Anstand und mit aller Bequemlichkeit den Ackerbau betreiben; die Einflüsse des Himmels werden so nötig nicht sein, und überdem sieht sie kein Mensch. Aber, sagten andere, Osiris ließ den Himmel offen und sagte: „Das müßt Ihr tun! Und das übrige tun die Einflüsse des Himmels!" Das tat er nur, antworteten sie, den Ackerbau in Gang zu bringen; auch kann man noch den Himmel an dem Gewölbe malen. Sie faßten darauf ihren Acker regelrecht und nach der Kunst mit Wand und Mauern ein, machten ein Gewölbe darüber und malten den Himmel daran. — Und die Saat wollte nicht wachsen! Und sie bauten und pflügten und düngten und ackerten hin und her. — Und die Saat wollte nicht wachsen! Und sie ackerten hin und her.

Und viele von denen, die umher standen und ihnen zusahen, spotteten über sie! Und am Ende auch über den Osiris und sein Geheimnis.

Es war einmal ein Edler, des Freunde und Angehörige durch ihren Leichtsinn um ihre Freiheit gekommen und in fremdem Lande in eine harte Gefangenschaft geraten waren. Er konnte sie in solcher Not nicht wissen und beschloß, sie zu befreien.

Das Gefängnis war fest verwahrt und von inwendig verschlossen, und niemand hatte den Schlüssel.

Als der Edle sich ihn, nach vieler Zeit und Mühe, zu verschaffen gewußt hatte, band er dem Kerkermeister Hände und Füße und reichte den Gefangenen den Schlüssel durchs Gitter, daß sie aufschlössen und mit ihm heimkehrten. Die aber setzten sich hin, den Schlüssel zu besehen und darüber zu ratschlagen. Es ward ihnen gesagt: der Schlüssel sei zum Aufschließen, und die Zeit sei kurz. Sie aber blieben dabei, zu besehen und zu ratschlagen; und einige fingen an, an dem Schlüssel zu meistern und daran ab- und zuzutun.

Und als er nun so nicht mehr passen wollte, waren sie verlegen und wußten nicht, wie sie ihm tun sollten. Die andern aber hatten's ihren Spott und sagten: der Schlüssel sei kein Schlüssel, und man brauche auch keinen.

Brief an Andres

Der Mensch kann glauben, aber er kann nicht glauben, was er will. Sein Glauben hängt an Ursachen, die von seinem Wissen und Willen verschieden und nicht allerdings in seiner Gewalt sind. Man kann, wie das Cananäische Weib, wenig wissen und großen Glauben haben und, wie die Pharisäer, viel wissen und doch nicht glauben, usw.

Davon schrieb ich Dir, vor einiger Zeit, einen Brief und schloß ihn so: „Darum sehe ich die Geschichten, wo vom Glauben die Rede ist, fleißig an und merke auf den Sinn solcher Leute, um daraus zu lernen: nicht was ich noch wissen muß, um glauben zu können; sondern was ich noch vergessen, mir aus dem Sinn schlagen und von mir abtun muß, damit der Glaube recht an mich haften könne." — — Und nun willst Du, daß ich Dir auch schreibe: wie ich die Geschichten angesehen, und was ich an dem Sinn solcher Leute gemerkt habe.

Lieber Andres, Du hast gewiß schon selbst angesehen und gemerkt; und auf Deiner Einfalt ruhet ein Segen, der andern Orts fehlt. Indes wir schlagen uns einander nichts ab, und so will ich an ein Paar Geschichten Probe geben.

Zuerst von dem Hauptmann zu Kapernaum, der eigentlich ein Heide war und „solchen Glauben hatte, als in Israel nicht funden worden."

Dieser Hauptmann lag nun zwar in einer Gegend in Quartier, wo unser Herr Christus seine meisten Wunder getan hat; aber die Anhänger und Erzähler und Ausbreiter dieser Wunder waren aus dem geringen Volk. — „Glaubt auch irgend ein Oberster und Pharisäer an ihn? Sondern das Volk, das nichts vom Gesetz weiß, ist verflucht." — Daraus denn anzunehmen ist, was die Honoratiores von Christus und von denen, die ihm nachliefen, dachten, oder wenigstens ihrer Ehre gemäß hielten, zu sagen.

Und er, der Hauptmann, war Offizier in einer Armee, welche alle großen Reiche in Afrika, Europa und Asien überwältigt und, was sich widersetzte und nicht beugen wollte, zu Boden geworfen hatte.

Nun kann dies freilich von verschiedenen Seiten angesehen werden; aber man weiß, von welcher Seite es der Mensch ansieht, und daß es sehr natürlich ist, sich des zu überheben, sonderlich bei und unter einem Volk, das sein Ansehen in der Welt verloren hatte und mit seiner alten väterlichen Sitte und Religion den aufgeklärten und hochfahrenden Römern, vom Landpfleger an bis zu dem geringsten Troßbuben, zum Gespött und Gelächter diente.

Es war denn gar nicht in dem Charakter eines solchen Römers, bei einem Juden, dem Wundermann des geringen Volks, Hilfe und Rat zu suchen. Wenn seine Feldärzte keinen Rat wußten, so war kein Rat in der Welt, und der arme gichtbrüchige Knecht konnte verzagen und sterben. Er taugte so im Felde nicht mehr.

Wäre nun der Hauptmann zu Kapernaum ein so gesinnter

Hauptmann gewesen, so hätte er nicht geglaubt und nicht glauben können.

Wie lauten denn bei ihm die Worte? — „Ich bin ein Mensch; dazu der Obrigkeit untertan." — Er verachtete die Überwundenen nicht, er „hatte das Volk der Juden lieb"; hatte ihnen sogar, nach dem Lukas, ihre Schule erbauet. Und als sein Knecht zu Hause lag und gichtbrüchig war und „große Qual hatte", konnte er ihn ohne Hilfe nicht lassen und schämte sich nicht, sie, wo sie war, zu suchen; ging selbst zu dem jüdischen Wundertäter in den Flecken vor allen Leuten und erkannte ihn an und bat ihn um Hilfe — und bekümmerte sich nicht darum, was die Honoratiores und die anderen Offiziers dazu sagen und denken würden: „Herr, mein Knecht lieget zu Hause und ist gichtbrüchig und hat große Qual."

Vermutlich dachte er, Christus würde, wie mehrmals geschehen war, durch ein Allmachtswort auf der Stelle helfen und ihm sagen: gehe hin, Dein Knecht lebet. Und das war alles, was er dem Wundertäter zumuten und von ihm annehmen konnte. Als aber Christus zu ihm sprach: „ich will kommen und ihn gesund machen" — das verdiente er nicht, das war zu viel für einen Mann wie er: „Herr, ich bin nicht wert, daß Du unter mein Dach gehest, sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund."

Man sieht hier keine Spur, daß dieser Hauptmann sondre Einsicht und Wissenschaft hatte, mehr als andre; aber er hatte nicht, was andern im Wege ist.

Stolz, Selbstsucht und Eigendünkel sind dem Glauben zuwider; er kann nicht hinein, weil das Faß schon voll ist. Wer sich selbst erhöhet, sagt die heilige Schrift, der wird erniedriget werden; wer aber sich selbst erniedriget, der wird erhöhet werden.

Daselbe, wie nämlich ein demütiger, nach Gott dürstender Sinn dem Glauben offen stehe und ihn an sich ziehe, lehret und prediget noch handgreiflicher die schöne Geschichte, Akt. 10, von dem Hauptmann Kornelius, die wir uns aufsparen wollen, wenn ich zu Dir komme.

Und daselbe bestätiget auch die Geschichte des Cananäischen Weibes.

Ihre „Tochter war vom Teufel übel geplaget", und als unser Herr Christus in die Gegend Tyri und Sidon kam, ging sie aus derselbigen Grenze und schrie ihm nach und sprach: „Ach Herr, Du Sohn Davids, erbarme Dich mein," und hörte nicht auf, hinter ihm her zu schreien.

— „Und er antwortete ihr kein Wort." —

Schon das hätte ihr hart scheinen können. Sie hatte von Christus gehört, daß er helfen könne und oft geholfen hatte; sie war ihm voll Hoffnung und Vertrauen über die Grenze nachgegangen und hatte ihn herzlich gebeten — und was sie bat, war nichts Unbilliges usw.

Manche Mutter wäre hier vielleicht irre und kalt geworden; aber das Cananäische Weib wird nicht irre und kalt. Sie bleibt fest und unbeweglich in ihrem Glauben: er kann helfen, und er wird helfen.

Bisher hatte sie ihm nur von ferne nachgeschrien; nun kam sie und fiel vor ihm nieder und sprach: „Herr, hilf mir!"

— „Herr, hilf mir!" — Man kann diesen Schrei eines zerrissenen Mutterherzens nicht ungerührt und ohne Teilnahme hören und erwartet aus dem holdseligen Munde Christi ein gütiges und erfreuliches Wort für sie.

Aber er antwortete und sprach: „Es ist nicht fein, daß man den Kindern das Brot nehme und werfe es für die Hunde."

Wer je in Not und Verlegenheit war und in der Angst an jemand, zu dem er Vertrauen hatte, eine Bitte wagte und abschlägige Antwort erhielt, der weiß, wie eine solche Antwort tut, wenn sie auch mit Glimpf und guter Wendung gegeben wird.

Wenn man aber, bei der Gelegenheit, noch Unangenehmes und Hartes hören muß, das schmerzt und verwundet tief und hört sich nicht gelassen an. Hält man auch äußerlich die Empfindlichkeit zurück, so fühlt man sich doch in sich unwillig, niedergeschlagen und beleidigt. Auch der natürlich gutgesinnte Mensch kann nicht anders. Die Natur nimmt übel.

Bei dem Cananäischen Weibe nichts von alle dem. Ihr Herz ist gediegen und fix, und die flüchtige Natur und Empfindlichkeit ist abe.

Sie hört den Mann Gottes, den sie so herzlich gebeten hatte, die harten Worte aussprechen und wird nicht beleidigt. Sie hatte geglaubt, daß ein solcher Mann für alle Menschen sei, und daß alle, die in Not sind und Hilfe brauchen, gleiches Recht an und zu ihm hätten. Nun das aber nicht ist, nun sie hört, daß die Juden die Kinder sind, und ihnen das Brot gehört, tritt sie gleich zurück. Sie kann denn kein Brot verlangen, verlangt auch kein Brot.

„Aber doch essen die Hündlein von den Brosamen, die von ihrer Herren Tische fallen." —

Da antwortete Jesus und sprach: „O Weib, Dein Glaube ist groß; Dir geschehe, wie Du willst."

Und, Andres, es geschieht gewiß einem jedweden, wie er will, wenn er so gesinnt ist, und wenn er so glaubt.

„Wer zweifelt," sagt Jacobus, „der ist gleich, wie die Meereswoge, die vom Winde getrieben und gewebet wird. Solcher Mensch denke nicht, daß er etwas von dem Herrn empfangen werde."

Ein solcher war Petrus. Der vertraute gleich den Worten Christi und glaubte und „ging auf dem Wasser, daß er zu Jesu käme." Als er aber den starken Wind sahe, erschrak er und hub an zu sinken. Jesus aber ergriff ihn und sprach zu ihm: „O Du Kleingläubiger, warum zweifeltest Du?"

Du wunderst Dich, Andres, daß solche Erfahrungen so selten sind, und daß so wenig Glauben in der Welt ist! — Du besinnst Dich nicht, sonst würdest Du Dich nicht wundern.

Christus sagte, was nicht oft genug wiederholet werden kann, zu den Pharisäern: „Wie könnet ihr glauben, die ihr Ehre von einander nehmet, und die Ehre, die von Gott allein ist, suchet ihr nicht."

Wenn man das bedenkt und dann aufrichtig in seinen eignen Busen greifet und um sich her das Wesen und Treiben unter Gelehrten und Ungelehrten ansieht; wenn man bedenkt, wie, nach dem Beispiel der Hauptmänner von Kapernaum und Cäsarien und des Cananäischen Weibes, der Mensch gesinnt sein muß, um glauben zu können, so weiß man, woran man ist, und wundert sich nicht mehr.

Auch kann hin und wieder etwas der Art geschehen, ohne daß es bekannt wird. Denn der Glaube ist nicht laut. Er spricht bei sich selbst: „möchte ich nur sein Kleid anrühren usw." und „tritt von hinten zu ihm." Und, wenn er gesund worden ist, so ist ihm das heilig, und er mag es sich selbst kaum gestehen. —

Was Du über die ersten Christen, die von dem Nero, um ihres Bekenntnisses willen, gemartert und getötet wurden, und über uns, wenn wir in jenen Zeiten gelebt hätten usw., am Ende Deines Briefes schreibst, Andres, das hat mich recht gerührt. — Du lieber, herziger, bescheidener Andres!

Aber Du irrest Dich über Dich selbst. Deine Ergebung, Dein Beten für den Nero und Deinen Widerwillen gegen alle Selbstgewalt, wenn sie auch in Deiner Macht wäre, gebe ich Dir gerne zu. Aber Deine Zaghaftigkeit, wenn die Reihe an Dich gekommen wäre, kann ich Dir nicht zugeben.

Freilich man denkt nicht immer gleich und ist einem an Ort und Stelle anders zu Mut als auf seiner Stuben; und darum muß man auch nicht in jenen Zeiten gelebt haben wollen. Aber, wenn wir damals gelebt hätten, Du wärest nicht gelaufen, das weiß ich; und Du hättest Dein Leben nicht teuer geachtet.

Wer über diese Welt hinaussieht und sich der andern bewußt ist, der vergilt nicht Böses mit Bösem und trotzt nicht; aber er fürchtet auch nicht und erschrickt nicht. — Können sie doch nur den Leib töten und mögen die Seele nicht töten! Und was ist denn der Leib und das Leben, wenn von Christus die Rede ist.

Nein Andres, Du wärest nicht gelaufen. Du hättest vor dem Nero das gute Bekenntnis unverhohlen bezeuget und Deinen Kopf hingehalten.

Und wenn ich den hätte fallen sehen, — ich stehe für nichts; wer wird sich vermessen. Aber, mich dünkt, ich hätte mein Halstuch gelöst und dem Nero gesagt: hast Du denn nur einen Segen, Tyrann; segne mich doch auch.

Ade, lieber Andres, und schreibe bald wieder.

Eine Korrespondenz zwischen mir und meinem Vetter,

angehend die Orthodoxie und Religionsverbesserungen.

Hochgelahrter,

Hochzuehrender Herr Vetter!

Ich habe seit einiger Zeit so viel von biblischer und vernünftiger Religion, von orthodoxen und philosophischen Theologen usw. gehört, daß mir alles im Kopf rund um geht, und ich nicht mehr weiß, wer recht und unrecht hat. Die Religion aus der Vernunft verbessern, kömmt mir freilich eben so vor, als wenn ich die Sonne nach meiner alten hölzernen Hausuhr stellen wollte; aber auf der andern Seite dünkt mir auch die Philosophie 'n gut Ding und vieles wahr, was den Orthodoxen vorgeworfen wird. Der Herr Vetter tut mir einen wahren Gefallen, wenn Er mir die Sach' auseinander setzt. Sonderlich ob die Philosophie ein Besen sei, den Unrat aus dem Tempel auszukehren; und ob ich meinen Hut tiefer vor einem orthodoxen oder philosophischen Herrn Pastor abnehmen muß. Der ich die Ehre habe, mit besonderem Estim zu verharren,

Meines Hochgelahrten

Hochzuehrenden Herrn Vetters

gehorsamer Diener und Vetter

Asmus.

Antwort

Lieber Vetter,

Die Philosophie ist gut, und die Leute haben unrecht, die ihr so gar Hohn sprechen; aber Offenbarung verhält sich nicht zu Philosophie wie viel und wenig, sondern wie Himmel und Erde, oben und unten! Ich kann's Ihm nicht besser begreiflich machen, als mit der Seekarte, die Er von dem Teich hinter seines sel. Vaters Garten gemacht hatte. Er pflegte gern auf dem Teich zu schiffen, Vetter, und hatte sich deswegen auf seine eigne Hand eine Karte

von allen Tiefen und Untiefen des Teichs gemacht, und darnach schiffte er nun herum, und's ging recht gut. Wenn nun aber ein Wirbelwind oder die Königin von Otahite oder eine Wasserhose Ihn mit seinem Kahn und mit seiner Karte aufgenommen und mitten auf dem Ozean wieder niedergesetzt hätte, Vetter, und Er wollte nun auch nach seiner Karte schiffen, das ginge nicht. Der Fehler ist nicht an der Karte, für den Teich war sie gut; aber der Teich ist nicht der Ozean, sieht Er. Hier müßte Er sich eine andere Karte machen, die aber freilich ziemlich in Blanko bleiben würde, weil die Sandbänke hier sehr tief liegen. Und, Vetter, schifft hier nur immer grade zu; auf'n Meerwunder mögt Ihr stoßen, auf den Grund stoßt Ihr nicht.

Hieraus mögt Ihr nun selbst urteilen, wie weit die Philosophie ein Besen sei, die Spinnweben aus dem Tempel auszufegen. Sie kann auf gewisse Weise 'n solcher Besen sein, ja; mögt sie auch einen Hasenfuß nennen, den Staub von den heiligen Statuen damit abzukehren. Wer aber damit an den Statuen selbst bildhauen und schnitzen will, seht, der verlangt mehr von dem Hasenfuß als er kann, und das ist höchst lächerlich und ärgerlich anzusehen. Paulus, der vieles in der Welt versucht hatte, der auch 'n Sadduzäer und Fort Esprit gewesen und hernach eines andern war belehrt worden, bei allem seinem Enthusiasmus für das neue System, doch aber in seinem Brief an die Römer die Dialektik noch so gut treibt und versteht als einer: dieser alte erfahrne Mann sagt und bringt darauf seine alten Tage in viel Arbeit und Fährlichkeit zu und läßt sich fünfmal vierzig Streiche weniger eins darauf geben, „daß der Friede Gottes höher sei denn alle Vernunft!" — und so 'n Gelbschnabel will räsonieren.

Daß das Christentum alle Höhen erniedrigen, alle eigne Gestalt und Schöne, nicht wie die Tugend mäßigen und ins Gleis bringen, sondern wie die Verwesung gar dahinnehmen soll, auf daß ein Neues daraus werde: das will freilich der Vernunft nicht ein; das soll es aber auch nicht, wenn's nur wahr ist. Wenn dem Abraham befohlen ward, aus seinem Vaterlande und von seiner Freundschaft und aus seines Vaters Hause auszugehen in ein Land,

das ihm erst gezeigt werden sollte — meinst Du nicht, daß sich sein natürlich Gefühl dagegen gesträubt habe, und daß die Vernunft allerhand gegründete Bedenklichkeiten und stattliche Zweifel dagegen hätte vorzubringen gehabt. *Abraham* aber glaubte aufs Wort und zog aus. Und es ist und war kein anderer Weg; denn aus *Haran* konnte er das *gelobte Land* nicht sehen, und *Niebuhrs Reisebeschreibung* war damals noch nicht heraus. Hätte sich *Abraham* mit seiner Vernunft in Wortwechsel abgegeben, so wäre er sicherlich in seinem *Vaterlande* und bei seiner *Freundschaft* geblieben und hätte sich's wohl sein lassen. *Das gelobte Land* hätte nichts dabei verloren, aber er wäre nicht hineingekommen. Seht, Vetter, so ist's, und so steht's in der Bibel.

Da also die heiligen Statuen durch die Vernunft nicht wieder hergestellt werden können, so ist's patriotisch, in einem hohen Sinn des Worts, die alte Form unverletzt zu erhalten und sich für ein Tüttel des Gesetzes tot schlagen zu lassen. Und wenn das ein *orthodoxer* Herr Pastor heißt, so könnt Ihr für so einen den Hut nicht tief genug abnehmen. Sie heißen aber sonst noch was orthodox.

Nun lebt wohl, lieber Vetter, und wünscht Frieden, laßt Euch übrigens aber den Streit und das Feldgeschrei kein Haar nicht krümmen und braucht die Religion klüger als sie. — Da steht mir *Potiphars* Weib vor Augen! Du kennst doch die *Potiphar*? Diese *sanguinische* und *rheumatische* Person packte den Mantel, und *Joseph* flohe davon. Über das Point saillant, über den Geist der Religion kann nicht gestritten werden, weil den, nach der Schrift, niemand kennt, als der ihn empfähet, und denn nicht mehr Zeit zu zweifeln und zu streiten ist.

In Summa, Vetter, die Wahrheit ist ein Riese, der am Wege liegt und schläft; die vorüber gehen, sehn seine Riesengestalt wohl, aber ihn können sie nicht sehen und legen den Finger ihrer Eitelkeit vergebens an ihre Nase der Vernunft. Wenn er den Schleier wegtut, wirst Du sein Antlitz sehen. Bis dahin muß unser Trost sein, daß er unter dem Schleier ist, und gehe Du ehrerbietig und mit Zittern vorüber und klügle nicht, lieber Vetter, usw.

Eine Korrespondenz zwischen mir und meinem Vetter

Hochgelahrter,

Hochzuehrender Herr Vetter,

Es wird dem Herrn Vetter bekannt sein, daß in den neuen Zeiten die alten Kirchenlieder verändert werden. Nun bin ich überzeugt, daß die Obrigkeit für die Untertanen nicht leicht besser sorgen und ihnen nicht leicht etwas Bessers geben kann als ein gutes Gesangbuch. Denn über kräftige Kirchenlieder geht nichts; es ist 'n Segen darin, und sie sind in Wahrheit Flügel, darauf man sich in die Höhe heben und eine Zeitlang über dem Jammertal schweben kann. Auch mögen wohl viele Lieder nicht so sein, als sie sein sollten usw., das ist alles wahr. Aber ich weiß nicht, ob's an dem Verbessern oder an den Verbesserern liegt; genug, ich kann mir nicht helfen, daß es mich um einige alte Lieder nicht dauren und leid sein sollte. Das Kleid macht, dünkt mich, den Mann nicht; und wenn der Mann gut ist, so ist alles gut. Ob da ein Knopf unrecht sitzt, oder eine Naht schief genäht ist, darauf kommt am Ende wenig an; und wer sieht darnach? Man ist einmal daran gewöhnt, und oft steckt's grade darin und muß so sein.

So ein „*Befiehl Du Deine Wege*" z. E., das man in der Jugend, in Fällen, wo es nicht so war, wie's sein sollte, oft und andächtig mit der Mutter gesungen hat, ist wie ein alter Freund im Hause, dem man vertraut und bei dem man in ähnlichen Fällen Rat und Trost sucht. Wenn man den nun, anders montiert, und im modernen Rock wiedersieht, so traut man ihm nicht, und man ist nicht sicher: ob der alte Freund noch darin ist — und ich sehne mich denn immer nach dem falschen Knopf und der schiefen Naht.

Und da pfleg' ich wohl bisweilen in der Kirche, wenn die Gemeine nach der Verordnung singt, still zu schweigen und im Herzen die alte Weise zu halten; und da wollte ich nun gerne von dem Herrn Vetter wissen und vernehmen: „ob das auch gegen den Respekt ist, den ich der Obrigkeit schuldig bin, und ob ich das mit gutem Gewissen tun kann; samt, wenn ich ganz allein und für mich bin: ob ich denn nur rein heraus singen darf?"

Ich hasse allen Ungehorsam von Herzen, soviel Aufhebens auch von einigen davon gemacht wird. Der ich die Ehre habe, mit besonderm Estim zu verharren

Hochgelahrter

Hochzuehrender Herr Vetter,

Dero

ergebenster Diener

Asmus.

Antwort

Die öffentliche Ordnung müßt Ihr nicht stören, Vetter; im Herzen könnt Ihr singen, wie ihr wollt. Denn übers Herz hat die Obrigkeit nichts zu befehlen. Und die Grad-Nähter noch weniger.

Sein Diener usw.

Über das Gebet an meinen Freund Andres

Es ist sonderbar, daß Du von mir eine Weisung übers Gebet verlangst; und Du verstehst's gewiß viel besser als ich. Du kannst so in Dir sein und auswendig so verstört und albern aussehen, daß der Priester Eli, wenn er Dein Pastor loci wäre, Dich leicht in bösen Ruf bringen könnte. Und das sind gute Anzeigen, Andres. Denn wenn das Wasser sich in Staubregen zersplittert, kann es keine Mühle treiben, und wo Klang und Rumor an Tür und Fenstern ist, passiert im Hause nicht viel.

Daß einer beim Beten die Augen verdreht usw., find' ich eben nicht nötig, und halte ich's besser: natürlich! Indes muß man einen darum nicht lästern, wenn er nicht heuchelt; doch daß einer groß und breit beim Gebet tut, das muß man lästern, dünkt mich, und ist nicht auszustehen. Man darf Mut und Zuversicht haben, aber nicht eingebildet und selbstklug sein; denn weiß einer sich selbst zu raten und zu helfen, so ist ja das Kürzeste, daß er sich selbst hilft.

Das Händefalten ist eine feine äußerliche Zucht und sieht so aus, als wenn sich einer auf Gnade und Ungnade ergibt und 's Gewehr streckt usw. Aber das innerliche heimliche Hinhängen, Wellenschlagen und Wünschen des Herzens, das ist nach meiner Meinung beim Gebet die Hauptsache, und darum kann ich nicht begreifen, was die Leute meinen, die nichts von Beten wissen wollen. Ist eben so viel, als wenn sie sagten, man solle nichts wünschen, oder man solle keinen Bart und keine Ohren haben. Das müßte ja 'n hölzerner Bube sein, der seinen Vater niemals etwas zu bitten hätte und erst 'n halben Tag deliberierte, ob er's zu der Extremität wollte kommen lassen oder nicht. Wenn der Wunsch inwendig in Dir Dich nahe angeht, Andres, und warmer Komplexion ist; so wird er nicht lange anfragen, er wird Dich übermannen wie 'n starker gewappneter Mann, wird sich kurz und gut mit einigen Lumpen von Worten behängen und am Himmel anklopfen.

Aber das ist eine andre Frage, was und wie wir beten sollen. Kennt jemand das Wesen dieser Welt, und trachtet er ungeheuchelt nur nach dem, was besser ist, denn hat's mit dem Gebet seine gewiesenen Wege. Aber des Menschen Herz ist eitel und töricht von Mutterleibe an. Wir wissen nicht, was uns gut ist, Andres, und unser liebster Wunsch hat uns oft betrogen! Und also muß man nicht auf seinem Stück stehen, sondern blöde und diskret sein und dem lieber alles mit anheim stellen, der's besser weiß als wir.

Ob nun das Gebet einer bewegten Seele etwas vermag und wirken kann, oder ob der Nexus Rerum dergleichen nicht gestattet, wie einige Herren Gelehrten meinen, darüber lasse ich mich in keinen Streit ein. Ich hab' allen Respekt vor dem Nexus Rerum, kann aber doch nicht umhin, dabei an Simson zu denken, der den Nexus der Torflügel unbeschädigt ließ und bekanntlich das ganze Tor auf den Berg trug. Und kurz, Andres, ich glaube, daß der Regen wohl kömmt, wenn es dürre ist, und daß der Hirsch nicht umsonst nach frischem Wasser schreie, wenn einer nur recht betet und recht gesinnt ist.

Das „Vater Unser“ ist ein für allemal das beste Gebet, denn

Du weißt, wer's gemacht hat. Aber kein Mensch auf Gottes Erdboden kann's so nachbeten, wie der's gemeint hat; wir krüppeln es nur von ferne, einer noch immer armseliger als der andere. Das schad't aber nichts, Andres, wenn wir's nur gut meinen; der liebe Gott muß so immer das Beste tun, und der weiß, wie's sein soll. Weil Du's verlangst, will ich Dir aufrichtig sagen, wie ich's mit dem „Vater Unser" mache. Ich denke aber, 's ist so nur sehr armselig gemacht, und ich möchte mich gerne eines Bessern belehren lassen.

Sieh, wenn ich's beten will, so denk' ich erst an meinen seligen Vater, wie der so gut war und mir so gerne geben mochte. Und denn stell' ich mir die ganze Welt als meines Vaters Haus vor; und alle Menschen in Europa, Asia, Afrika und Amerika sind denn in meinen Gedanken meine Brüder und Schwestern; und Gott sitzt im Himmel auf einem goldnen Stuhl und hat seine rechte Hand übers Meer und bis ans Ende der Welt ausgestreckt und seine Linke voll Heil und Gutes, und die Bergspitzen umher rauchen — und denn fang' ich an:

Vater Unser, der du bist im Himmel.
Geheiliget werde dein Name.

Das versteh' ich nun schon nicht. Die Juden sollen besondre Heimlichkeiten von dem Namen Gottes gewußt haben. Das lasse ich aber gut sein und wünsche nur, daß das Andenken an Gott und eine jede Spur, daraus wir ihn erkennen können, mir und allen Menschen über alles groß und heilig sein möge.

Zu uns komme dein Reich.

Hiebei denk' ich an mich selbst, wie's in mir hin und her treibt und bald dies bald das regiert, und daß das alles Herzquälen ist und ich dabei auf keinen grünen Zweig komme. Und dann denk' ich, wie gut es für mich wäre, wenn doch Gott all Fehd' ein Ende machen und mich selbst regieren wollte.

Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden.

Hiebei stell' ich mir den Himmel mit den heiligen Engeln vor, die mit Freuden seinen Willen tun, und keine Qual rühret sie an,

und sie wissen sich vor Liebe und Seligkeit nicht zu retten und frohlocken Tag und Nacht; und denn denk' ich: wenn es doch also auch auf Erden wäre!

Unser täglich Brot gib uns heute.

'n jeder weiß, was täglich Brot heißt, und daß man essen muß solange man in der Welt ist, und daß es auch gut schmeckt. Daran denk' ich denn. Auch fallen mir wohl meine Kinder ein, wie die so gerne essen mögen und so flugs und fröhlich bei der Schüssel sind. Und denn bet' ich, daß der liebe Gott uns doch etwas wolle zu essen geben.

Und vergib uns unsre Schuld, als wir vergeben unsern Schuldigern.

Es tut weh, wenn man beleidigt wird, und die Rache ist dem Menschen süß. Das kömmt mir auch so vor, und ich hätte wohl Lust dazu. Da tritt mir aber der Schalksknecht aus dem Evangelio unter die Augen: und mir entfällt das Herz, und ich nehm's mir vor, daß ich meinem Mitknecht vergeben und ihm kein Wort von den hundert Groschen sagen will.

Und führe uns nicht in Versuchung.

Hier denk' ich an allerhand Exempel, wo Leute unter den und jenen Umständen vom Guten abgewichen und gefallen sind, und daß es mir nicht besser gehen würde.

Sondern erlöse uns von dem Übel.

Mir sind hier noch die Versuchungen im Sinn, und daß der Mensch so leicht verführt werden und von der ebnen Bahn abkommen kann. Zugleich denk' ich aber auch an alle Mühe des Lebens, an Schwindsucht und Alter, an Kindesnot, Kaltenbrand und Wahnsinn und das tausendfältige Elend und Herzeleid, das in der Welt ist und die armen Menschen martert und quält, und ist niemand, der helfen kann. Und Du wirst finden, Andres! wenn die Tränen nicht vorher gekommen sind, hier kommen sie gewiß, und man kann sich so herzlich heraus sehnen, und in sich so betrübt und niedergeschlagen werden, als ob gar keine Hilfe

wäre. Denn muß man sich aber wieder Mut machen, die Hand auf den Mund legen und wie im Triumph fortfahren:

Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Macht und die Herrlichkeit in Ewigkeit, Amen.

Vom Gewissen

In Briefen an Andres

Erster Brief

Ja, wohl lieber Andres, ist mir Deine Korrespondenz über das Gewissen willkommen. Ich wechsle gern Wort mit Dir, und am liebsten über Dinge, die Freund und Feind angehen.

Schreibe nur oft und viel, und ich will Dir antworten, so gut ich kann.

Wenn wir auch über diese Materie nicht viel Neues schreiben und antworten können; so kommt doch das Alte, was wir und alle Menschen davon wissen, bei der Gelegenheit in Umlauf und Bewegung. Und das kann für uns nicht ohne Nutzen abgehen.

Natürlich werden bei dieser Korrespondenz Fälle vorkommen, wo nicht gehehlt werden kann, und des Herzens Grund an Tag muß. Doch Du kennst bei mir schon Hausgelegenheit, und ich will mich nicht schämen, Dich die zerbrochenen Töpfe wieder sehen zu lassen.

Ich erwarte denn Deine Briefe.

Zweiter Brief

Freilich gehört wohl das Wort Gewissen in die Klasse der Worte, von denen unser Freund Pascal sagt, daß ein jeder ihre Bedeutung von Natur wisse und durch Erklärung auch nicht mehr davon erfahren könne. Indes kann doch eins und anders zur Erklärung versucht werden.

Alles Gewissen ist Bewußtsein; aber alles Bewußtsein ist noch nicht Gewissen. Es gibt kein Gewissen ohne den Baum des

Erkenntnis Gutes und Böses. So kann man von einem Engel des Himmels nicht sagen, daß er Gewissen habe; denn er kennt nur Ein Gesetz, das Gesetz des Guten. Selbst von Gott kann man es nicht sagen. Gott kennt zwar das Böse; aber es besteht nicht vor ihm, und er hat eine Wagenburg um sich her, dadurch es in Schranken gehalten, und alle Gemeinschaft mit ihm abgeschnitten wird.

Nur der Mensch hat zwei Gesetze in sich, eins, wie Paulus sagt, „im Gemüt" und eins „in den Gliedern"; das eine: der inwendige Mensch, oder das verständige Gesetz, das in sich unbeweglich ist und „Lust hat an dem Unbeweglichen, dem Unsichtbaren, dem Unvergänglichen"; und das andre: das sinnliche Gesetz, das in sich beweglich ist und dem Beweglichen, dem Sichtbaren, dem Vergänglichen anhangt und „nichts vernimmt vom Geiste Gottes".

Wie Feuer und Wasser, solange sie in ihrer Natur bleiben, unverträglich sind; so sind es diese zwei Gesetze im Menschen. Und darum ist der Mensch, vom Weibe geboren, innerlich im Streit, und ist kein Friede in seinen Gebeinen; denn er soll Herr sein des sinnlichen Gesetzes, und nicht Knecht; und er weiß, wie ihm zu Mute ist.

Das Bewußtsein dieser Knechtschaft ist böses Gewissen überhaupt. Gutes Gewissen ist Bewußtsein dieser Nicht-Knechtschaft und liegt in der Mitte zwischen bösem Gewissen und der Freiheit, oder der Herstellung des Menschen.

Doch dies alles sind nur Worte, und der Mensch fühlt am besten, was Gewissen ist. Wenn er es nicht fühlt, desto schlimmer für ihn. Zu seiner Zeit hat das Gewissen notwendig in ihm gestammelt, und war es in seiner Gewalt, ihm die Zunge zu lösen oder zu lähmen. Denn wenn ein Mensch auf die Bewegungen seiner bessern Natur nicht achtet, oder wenn er der geringern die volle Gewalt läßt, so spricht das Gewissen nach und nach leiser und schweigt endlich gar. Doch schweigt es nur und wacht einmal plötzlich und schrecklich wieder auf.

Im Herbst ist die Witterung unruhig, im Winter ist sie ruhiger,

wann nämlich und weil nun die Kälte einmal die Oberhand über die Wärme erhalten hat. Aber die Wärme ist keinesweges vernichtet; sie schläft nur und stößt, wenn sie plötzlich von der Sonne geweckt wird, die Kälte desto gewaltsamer von sich. Der Bösewicht kann seinem Schicksal nicht entgehen. Das Gewissen hängt an seinem Wesen und folgt ihm aus einer Welt in die andre. Und bis es erwacht, ahndet und nagt ihn immer was ihm bevorsteht.

Cromwell und seine Gefährten schäkerten über den Königsmord und machten einander, beim Unterschreiben des Todesurteils, schwarze Bärte. Aber ihn ahndete doch in der Folge nichts Gutes: er schlief zuletzt keine zwei Nächte hinter einander in demselben Bette und Zimmer; und wir sind nicht dabei gewesen, als ihm jenseits widerfuhr, was ihm diesseits ahndete.

Die heilige Schrift lehrt und bestätigt auch das plötzliche und schreckliche Erwachen eines bösen Gewissens. Aber wie sie überhaupt unterrichtet, nicht sowohl durch Lehrsätze, als durch Geschichte und Fakta, die kräftiger wirken und mehr zu Herzen gehen, so auch hier. Nimm nur gleich, was sie vom Judas, dem Verräter, erzählt, als ihm über das, was er getan hatte, die Augen aufgingen. Er lief in der Angst seines Herzens umher, suchte Trost im Tempel, gestand und bekannte den Hohenpriestern und Ältesten, daß er unschuldig Blut verraten habe, brachte ihnen die Silberlinge wieder und warf sie, als die Buben sie nicht annehmen wollten, von sich hin in den Tempel, um ihrer nur los zu sein, ob ihm das vielleicht Linderung schaffen könnte. Aber es schaffte ihm keine, und er verließ den Tempel eben so trostlos wieder und ging wieder hin, wo er hergekommen war. — Und als er nirgends Trost fand und sich nicht länger ertragen konnte, griff er zum Strick und erhenkte sich.

Und er ist mitten entzwei geborsten, und alle seine Eingeweide ausgeschüttet; ob vielleicht die nun in ihm eingeschlossene Angst ihm den Leib gesprengt hat, oder eine andre und gewöhnliche Ursache. Denn die Evangelisten erzählen in ihrer Geschichte diesen Vorgang nicht, und Petrus führt ihn nur kurz und beiläufig an.

Dritter Brief

Du hast recht, Andres, die Frage: wie ein gutes Gewissen möglich sei, ist so leicht nicht beantwortet; und je länger man darüber nachdenkt, desto schwerer und schwieriger wird das Antworten.

Mancher spricht von einem guten Gewissen, wenn er sich keiner Schand- und Freveltat bewußt ist. Aber das gute Gewissen hängt nicht sowohl mit einzelnen Handlungen, als mit der ganzen inwendigen Gestalt und Verfassung des Menschen zusammen.

Adam war zum Bild Gottes erschaffen, und sein Gesetz war: Gott anzuhangen und ihn über alles zu fürchten, zu lieben und zu vertrauen. Als er seine Freiheit mißbrauchte und etwas anderm mehr anhing und vertraute, ward er dem sinnlichen Gesetz unterworfen. — Und „er zeugte Söhne und Töchter, die seinem Bilde ähnlich waren."

In dieser Verfassung des Menschen aber, wo er nämlich dem sinnlichen Gesetz unterworfen und untertan ist, in dieser Verfassung ist ein jeder Akt, in Gedanken, Worten und Werken, dem bessern Gesetz in ihm zuwider und entgegen und macht also böses Gewissen. Wie ist denn ein gutes möglich, und wie kann es bei ihm statthaben?

Vierter Brief

Allerdings! „Es ist nichts Verdammliches an denen, die nicht nach dem Fleisch wandeln, sondern nach dem Geist."

Aber so wandeln nur und so können nur die wandeln, die, wie Paulus sagt, „der lebendige Geist in Christo Jesu frei gemacht hat von dem Gesetze der Sünde und des Todes," die also wirklich hergestellt sind.

Dahin kann der Mensch kommen; und dazu ist er auf Erden. —

Aber dahin kommen wenige! — — —

Die Menschen bekümmern sich nicht immer um das bessere Gesetz, und auch die sich darum bekümmern, und sich angelegen sein lassen, durch den Geist des Fleisches Geschäfte zu töten, auch die sind nicht los von dem Gesetz der Sünde und des Todes, und sind nicht geistlich gesinnt.

Man glaubt wohl in gewissen Augenblicken, geistlich gesinnt zu sein und nur das Unsichtbare lieb zu haben; aber die Täuschung währt nicht lange, und man wird bald wieder inne, daß man eigentlich das Sichtbare und Zeitliche meine.

Wie denn Rat zu einem guten Gewissen? — Andres, für die Gesunden und Starken ist kein Rat, denn die Gerechtigkeit Gottes ist unerbittlich. Aber für die Kranken.

Moses, nachdem er „Himmel und Erde über das Volk zu Zeugen gerufen und ihnen geweissaget hatte, wie sie, wenn sie des Herrn vergäßen, unter die Völker zerstreuet werden, ein geringer Pöbel unter den Heiden sein und den Göttern dienen würden, die Menschen-Händewerk sind, Holz und Stein, die weder sehen noch hören," fährt so fort: „Wenn du aber daselbst den Herrn, deinen Gott, suchen wirst, so wirst du ihn finden, wo du ihn wirst von ganzem Herzen und von ganzer Seele suchen. — Denn der Herr, dein Gott, ist barmherzig und wird dich nicht lassen noch verderben."

Als Adam gefallen war und „sich mit seinem Weibe vor dem Angesichte Gottes, des Herrn, unter die Bäume im Garten versteckte," ließ Gott sich seine Furcht und Reue rühren und versprach ihm, in seinem Verfall, den Helfer, der ihn herstellen sollte.

Als „der verlorne Sohn in sich schlug und sich aufmachte zu seinem Vater zu gehen, sahe ihn der Vater, als er noch ferne war, jammerte ihn, lief, fiel ihm um den Hals und küssete ihn."

Sieh, Andres, da und da allein öffnet sich Aussicht zu einem guten Gewissen für uns, und für alle, die noch nicht hergestellet, sondern nur auf dem Wege zur Herstellung begriffen sind.

Der Sklave kann sich seiner Kette nicht ledigen; aber er kann unter der Kette in sich schlagen und zum Vater gehen wollen.

Nur das ernstliche In-sich-schlagen, das Aufrichtig-zum-Vater-gehen-wollen, steht dem Menschen nicht so zu Gebot. Joh. 6, 44.

Dieser reine Sinn liegt im Herzen eines jedweden Menschen; und das Bewegliche kann durch das Unbewegliche überwunden und getötet werden; aber der Brunn ist tief, und das Schöpfen ist kein leichtes und geringes Werk.

Indes konnte der Mensch in einer für ihn so wichtigen Angelegenheit nicht untätig bleiben. Sein Wesen trieb ihn unwiderstehlich, sich nach Hilfe umzusehen und umzutun.

Religion allein weiß hier von Hilfe. Und da alle Religionen von Einer abstammen, mittelbar oder unmittelbar, mehr oder weniger verstellt, so ist es kein Wunder, daß in diesem Felde alle Tätigkeit der Menschen sich auf Religion bezieht, und alle ihre Einrichtungen und Anstalten in diesem Stück religiösen Charakter, fast durchgehends an sich haben. Zeno und seine Schule möchten etwa eine Ausnahme machen; denn Pythagoras hatte auch in religiösen Quellen geschöpft.

Doch, wie dem sei, die Menschen konnten in einer für sie so wichtigen Angelegenheit nicht untätig bleiben. Und zwar bedurfte es hier vorderhand keiner gelehrten und tiefsinnigen Anleitung. Ein jedweder fühlte offenbar in sich, daß „die fleischlichen Lüste wider die Seele streiten", daß das sinnliche Gesetz dem verständigen Gesetz in ihm widerstehe. Auch dachte und hoffte er vielleicht, daß durch Schwächung des Widerstandes die Kraft sich heben, und jener reine Sinn zum Vorschein kommen würde, und griff zum Werk.

Und so wurden und waren denn je und immer Gymnosophisten, Sammabos, Stoiker, Mönche, Eremiten, Aszeten, Therapeuten, Styliten usw. Der Weg von innen heraus war nicht bekannt, und so suchte der Mensch von außen hinein und versuchte seine Kräfte.

Es ist sehr interessant, die Geschichte dieser Versuche, die zu allen Zeiten und unter allen Völkern gemacht worden sind, zu studieren; zu sehen, wie die Menschen auf so mancherlei Weise am Schloß gedrückt und gekehrt haben, bald mit mehr Besonnenheit und Überlegung, bald mit weniger; aber doch immer in einer Angelegenheit, die uns näher angeht, als manche Dinge, die hoch und weit berühmt sind. Und ich erkenne Dich ganz, Andres, daß Du Dich nicht irren läßt und Ernst dem Kurzweil vorziehst.

Sprich denn immer mit mir von diesen Dingen. Ich bin auch nicht aufgeklärt und suchte auch lieber die Wahrheit in Wüsten und

Einöden, als bei den Sophisten. Ich höre auch gerne die Jammabos auf dem Fusi und Fikoosan in der Einsamkeit klingeln; menschliche Stärke und menschliche Schwäche sind immer rührend und lehrreich. Ich will Dir denn folgen, wie Du in Deinen Briefen vorangehst.

Deine Erfahrung, daß ein Entschluß, der Dir sonst Mühe machte, Dir nach einem Besuche im Krankenhause leicht geworden, ist sehr richtig und wahr. Es geht andern Leuten auch so; und darum suchen ernsthafte Gemüter oft, und sonderlich wenn sie mit einer Neigung nicht fertig werden können, solche und ähnliche Eindrücke; und darum sagt die heilige Schrift, daß es besser sei, ins Klaghaus als ins Lachhaus zu gehen. Man weiß freilich wohl, daß die Welt ein Jammertal, und daß darin des Leidens aller Art kein Ende ist; aber der sinnliche Eindruck wirkt gar anders und macht eine Überzeugung, die man vorher nicht kannte. Wie denn überhaupt unsre Einsichten und Begriffe allererst eigentliche Einsichten und Begriffe werden, wenn die eigne Erfahrung hinzukommt.

Was Du bei dem Vor- und Fortrücken in dem Kampf gegen sich selbst vorschlägst, ist nicht für die Anfänger. Die haben vorderhand zu arbeiten, daß sie sich nur zum Stehen bringen, und das Geringere das Bessere nicht mit sich fortreiße. Denn wie die Eva, als sie sich mit der Schlange in ein Pro und Contra einließ, verloren war, und wie alle Menschen, wenn sie sich mit Fleisch und Blut einlassen und besprechen, so gut als verloren sind, so ist auf der andern Seite viel für sie gewonnen, wenn sie nur ihre sinnliche Natur in kritischen Augenblicken anhalten können und zum Stehen bringen, um mit der bessern Natur in Unterhandlung zu treten.

Ich besinne mich bei der Gelegenheit eines Griffs, den Du mir vor Jahren empfohlen hast: — Wenn man von jemand etwas haben, ihn zu etwas bereden will, so verdirbt man oft die Sache, wenn man ihm gerade zu und mit Gewalt auf den Leib rückt. Die ganze Natur widersteht dem Druck und bäumt sich dagegen. So bäumt sich der Mensch auch gegen Gewalt, und es gelingt oft viel leichter und besser, wenn man ihm von der Seite kömmt, ihn mit

Glimpf, guter Wendung, Vertröstung usw. umgeht. — Dies, meintest Du, sollte man auch bei sich selbst anwenden. Und es tut in gewissen Fällen wirklich gute Dienste, sonderlich dem augenblicklichen Ausbruch zu wehren, auch böse Gewohnheiten abzulegen usw. Gründlich heilen tut es freilich nicht; aber es kann als ein Opiat dienen, bis die Kräfte sich gesammlet haben. — Nun zu Deinem Briefe von gestern.

Du scheinst ein großer Freund der vorläufigen Maßregeln zu sein und nimmst die Leute in Deinen besondern Schutz, die alle Vorfälle im Leben, die kommen könnten, sorgfältig berechnen und sich einen umständlichen Plan machen: wie sie sich in jedem vorkommenden Fall benehmen, und was sie tun und lassen wollen.

Ich kann Dir das nicht tadeln. Der sinnliche Eindruck, sonderlich wenn er unerwartet und unvorhergesehen kömmt, ist sehr gefährlich; und es ist löblich und wohlgetan, sich darauf zu rüsten und einen Plan zu machen. Aber ausgerichtet ist es damit nicht. Ein solcher Plan wird zu Hause und fern vom Feinde gemacht, wo die Ausführung nicht so schwer dünkt. Aber im Felde und vor dem Feind ist es anders. Da wird der Plan verrückt, und das macht mißmütig, und weil es wieder und wieder kömmt, zuletzt niedergeschlagen und scheu vor Gott. Und das ist mißlich und kann von ihm entfernen.

Du meinst zwar, man sollte die Saiten nicht gleich zu hoch spannen und mit dem, was man bestreiten kann, anfangen und nach und nach steigen. Das ist nun wohl sehr wahr; aber bei vielen ist das nach und nach nicht angebracht, und Minerva, als sie den Telemachus von der Kalypso los machen wollte, machte es anders und stürzte ihn von dem Felsen ins Meer.

So haben auch die gedacht, die über ihren sinnlichen Menschen den Stab gebrochen und allem sinnlichen Genuß auf immer entsagt haben. Dem und jenem Genuß entsagt man wohl, wenn die Tür zu andern offen bleibt, oder wenigstens eine Zeit bestimmt ist; aber allem und auf immer, das kann nicht ein jeder.

Es ist zwar der Welt Sitte, diese Leute und überhaupt alle

Ordenstifter und Ordensbrüder kurz und gut zu verachten und zu verdammen und sie der Schwärmerei, der Eitelkeit, des Unsinns usw. zu schuldigen. Auch ist nicht ohne, daß bei vielen von ihnen dergleichen mit eingeflossen ist, und daß Menschenkenntnis und Vorsicht bei der Aufnahme den meisten viele Mühe hätten ersparen können und ersparen sollen. Aber Leichtgläubigkeit und überspannte Erwartung an der einen Seite und Nachgiebigkeit, Eile und Proselytensucht an der andern sind dem Menschen natürlich. Und welche Gesellschaft, selbst die christliche von Anfang an nicht ausgenommen, hätte diese Fehler nicht gemacht und dadurch ihren Verfall bereitet!

Wer so etwas unternimmt und nicht einen entschiedenen Trieb in sich hat und zu erhalten weiß, der bringt notwendig sich und andre in Verlegenheit und kann nichts anders, als Unordnung, Unfug und Unwesen daraus kommen, wie die Erfahrung auch hinlänglich gelehrt und bestätigt hat. Und hier kann es allerdings nützlich und nötig werden, daß eine weise Regierung zutrete. Denn wenn der Trieb durch die Mühen und Verleugnungen herbeigeführt und geschafft werden soll, so ist die Sache mißlich und gerät selten. Führt aber der Trieb die Mühen und Verleugnungen herbei, daß sie also mit Lust und Liebe getan werden, so gerät es besser. Der Trieb ist's, der Hunger und Durst nach Gott; „die Werke verzehren sich unter Händen". Dagegen liegt es am Tage, was ein solcher Hunger und Durst ausrichten und zu Wege bringen kann; und was er in allen Zeiten und unter allen Völkern ausgerichtet und zu Wege gebracht hat. Freilich nur selten; denn die wahren Heiligen sind die Diamanten gegen die ungeheure Menge Feldsteine.

Eigentlich soll niemand einen Orden zur Herstellung anderer Menschen stiften, als der selbst hergestellt ist und also seine Genossen in Wahrheit fördern kann. Und von einem solchen gebührt uns nicht zu richten und zu reden.

Doch wer möchte alle andren Ordenstifter geradezu verachten und verdammen. Mögen sie auch unbesonnen und überspannt zu Werk gegangen sein. Der Most gärt und braust und schäumt

auch, ehe er Wein wird. Und haben denn andre Menschen, Philosophen und Nicht-Philosophen, sich immer besonnen, und nimmer überspannt? Zwar viele, die verachten und verdammen, meinen es so böse nicht; sie sprechen nur nach, weil sie sich schämen, weniger als andre zu sein. Wer dieser Scham abgestorben ist, wer nichts ist und nichts sein will, der gibt sich preis um Nutzens willen, ist billig und kehrt zum Besten.

Fünfter Brief

„Die Speise fördert uns freilich nicht vor Gott. Essen wir, so werden wir darum nicht besser sein; essen wir nicht, so werden wir darum nicht geringer sein." Aber Gott gebraucht oft äußre Umstände, auf bessern Weg zu bringen, und begünstigt durch Fügung solcher Umstände einen Menschen vor dem andern. Wenn nun einer, der gerne hergestellt wäre, das siehet und hört, ihm aber in dem gewöhnlichen Leben ein Tag nach dem andern hingeht, ohne daß er dem Ziel näher käme; wenn er in der heiligen Schrift liest: daß die „Christo angehören, ihr Fleisch kreuzigen, samt den Lüsten und Begierden"; daß „wer am Leibe leidet, aufhöre von Sünden"; daß „Kreuz zu Gott führe" usw., ihm aber kein Kreuz kommen will: so war es ihm doch zu vergeben, wenn er, anstatt die Fügungen Gottes abzuwarten, selbst fügen und Strenge gegen sich versuchen und fasten und beten wollte.

Viele Leute, Andres, verwerfen alles Fasten; aber darum ist es noch nicht verworfen. Man verwirft gar leicht, was man nicht mag, und Mißbrauch hängt sich allenthalben an. Immer mäßig sein, sagen sie, ist besser als bisweilen fasten. Das mag wohl wahr sein. Da aber die meisten Menschen immer nicht mäßig sind, so ist es doch nicht übel, bisweilen sehen zu lassen: wer Herr im Hause ist, und zu erfahren: was sich etwa, während einer solchen Interimsregierung, Neues darin ereignet. Auch ist der Mensch oft in Gefahr und auf dem Wege, übermütig und mutwillig zu werden. Einem solchen nun ist es nötig und nützlich, irgendeinen Stein auf dem Herzen zu haben. Und, wenn der liebe Gott das Schiff nicht befrachtet, so muß man Ballast ein-

nehmen. Es segelt sich besser und sicherer. Wie oft enthält sich ein Grübler, wie Newton, um seinen Betrachtungen besser nachhängen zu können und darin weniger gestört zu werden. Warum sollte denn ein andrer sich nicht enthalten, um seiner Betrachtungen willen, die doch auch vielleicht nicht zu verachten sind.

Im Essen oder Nicht-essen kann freilich nichts liegen, das begreift sich ohne sonderlichen Aufwand von Tief- und Scharfsinn, und ein vorgeschriebener Fasttag, der halb und mit Unlust und Widerwillen gehalten wird, kann freilich keine Wunderdinge wirken. Aber die Priester und Regierungen aller Zeiten und Länder verordnen doch solche Fasttage. Und gewöhnlich, welches sonderbar genug ist, gehen strenge Fasten und Klage vor einem fröhlichen Fest vorher, wie bei den Juden die lange Nacht vor der Laubrüst, bei den Türken der Ramadan vor dem Bairam, bei den alten Syrern die Planctus und Ejulatus vor den Tripudiis am Adonis fest, usw.

Die Stifter müssen doch dazu ihre Ursachen gehabt haben; auch etwa dergleichen Tage nach Vorschrift gehalten, nötig und nützlich gefunden und gute Folgen davon erwartet haben. Die heilige Schrift führt auch mehrere Exempel an, wo gute Folgen damit verbunden werden[1]). Und Christus selbst schreibt die Art und Weise, wie gefastet werden soll, umständlich vor[2]) und legt dem Fasten und Beten eine besondere Kraft bei[3]).

Nun konnte, um wieder auf unsre Sonderlinge zu kommen, ein Mensch allerdings auch unter Menschen Strenge gegen sich versuchen und in seinem Hause und bei seinem Herd fasten und beten. Wenn er aber glaubte und überzeugt war, daß die Herstellung in der Einsamkeit und Entfernung von der Welt leichter sei und weniger Schwierigkeiten habe; wenn er „zuvor saß und die Kosten überschlug, ob er's habe, hinauszuführen," und denn durch Verleugnung aller Art versuchte, die geringere Natur in sich zu unterdrücken und die bessere zu heben — so sollte man ihn doch

[1]) Jonas 3. Akt. 10, 30.
[2]) Matth. 6, 16. 17. 18.
[3]) Marc. 9, 29.

nicht verachtet haben. Wenigstens hätte man solche Leute doch ehren sollen, als die eigentlichen Pfleger und Förderer der praktischen Psychologie, deren ernsthafte Versuche und Erfahrungen andre Resultate und andern Bescheid versprechen und geben können, als die Tischreden der Philosophen.

Mangel und Entbehrung stehen überhaupt dem Menschen besser an, als Überfluß und Fülle. Je weniger der Mensch braucht, sagte Sokrates, desto näher ist er den Göttern. Und es gibt Gedanken und Empfindungen, die auf fettem Boden nicht wachsen.

Auf der andern Seite ist bei diesen Wegen, wenn sie nicht zum Ziel führen, große Gefahr, daß sie verdienstsüchtig und eingebildet machen. Die Natur will nicht umsonst arbeiten und gearbeitet haben, und das nicht allein bei den Einfältigen und Unaufgeklärten, sondern auch, und eben so, bei den Klugen und Aufgeklärten.

Dies mag auch der Fall und Fehler bei den Stoikern gewesen sein. Ihre Gesinnungen und Taten waren kühn und trefflich, die Opfer groß, die sie auf ihren philosophischen Altar brachten; aber sie wollten das Feuer dazu mit ihrem Stahl und Stein anschlagen; sie wollten sich selbst helfen und geholfen haben, und das kann nicht gelingen.

Indes, ob sie sich gleich hierin irreten, griffen sie doch die Sache beim rechten Ende an. Sie ließen sich's doch Ernst sein und kosten. Sie stiegen doch zu Pferde und Wagen, oder machten sich zu Fuß auf den Weg, um ins gelobte Land zu kommen; wenn andre es sich bequemer machen und sich, ohne von ihrem Lehnstuhl aufzustehen, hinein spekulieren wollen.

Sechster Brief

Grade das ist auch meine Meinung, Andres. Alle Wege, die zu etwas Ernsthaftem führen, sind nicht gebahnt und lustig; und so gehe ein jeder den Weg, der ihm am meisten frommet. Ein jeder ist sich selbst der nächste und muß selbst für sich antworten, was gehen ihn andre Leute an. Darum gehe ein jeder seinen Weg, und tue, was ihm am meisten frommet.

Ich für meinen Teil, Andres, ich finde meine Rechnung bei dem vorläufigen Planmachen und der ängstlichen Geschäftigkeit nicht. Mir tut ein stiller gehaltener Wunsch die besten Dienste, und darum mache ich über die Fälle, die kommen *könnten*, die Augen lieber zu und hasse nur immer das Böse und entsage, nach Luthers kräftiger Taufformel, dem Teufel und allen seinen Werken und allem seinem Wesen; um so in mir dem Bösen überhaupt zu wehren und Abbruch zu tun. Wenn dem großen Strom sein Wasser geschmälert wird, so vertrocknen die kleinen Bäche, die aus ihm abfließen, von selbst. Und kommen denn die einzelnen Fälle; so bestehe ich sie, so gut ich kann. Und geht es denn, wie es nicht gehen sollte, so grämt mich das. Aber ich zerreiße mich nicht und lasse fünf grade sein.

Dies ist nicht so gemeint, als ob man sich gehen lassen und nicht streiten und widerstehen solle. Man soll freilich widerstehen, „bis aufs Blut", sagt die heilige Schrift. Nur man soll von sich nichts erwarten, keinen Gefallen an der Stärke seines Rosses haben, nicht stark sein *wollen* und lieber „stark sein, wenn man schwach ist".

Wer sich vollkommen und ohne Sünde glaubt, der trotzt der Wahrheit; und „die Huren und Zöllner mögen eher ins Himmelreich kommen." Wer aber „an seine Brust schlägt und auch die Augen nicht aufheben mag gen Himmel," der gibt ihr die Ehre und bereitet ihr den Weg.

Demut ist der Grundstein alles Guten, und Gott bauet auf keinen andern. Wir haben gesündiget, wir sind Fleisch und Blut; das müssen wir wissen und nicht aus dem Auge verlieren. Unsre „Untugenden scheiden uns und Gott von einander", und unser schwacher toter Wille kann, sich selbst gelassen, die *Kluft*, die dadurch zwischen Gott und uns befestiget ist, nicht durchbrechen und Bahn zu ihm machen. Er kann nur wünschen, nur wünschen und hoffen.

Wem Gott den Willen lebendig macht, der hat's umsonst; wir andern müssen durch innerliche Tätigkeit Rat suchen und unsern *Willen* stärken und üben. Denn nur im Willen ist Rat, und sonst nirgends. —

Ein jedweder hat wohl seine Art, den Willen zu stärken und zu üben. Doch ist allen Ernst und Entschlossenheit Not; denn die *sinnliche Natur*, die bei allen im Wege steht, ist schwer zu überwinden. Ihr wachsen für einen abgehauenen Kopf drei andre wieder; und der Mensch ist ihr Freund und redet ihr immer das Wort und ist behende und schlau, Künste und Auswege zu finden, um sie zu retten.

Zum Exempel, wenn eine Neigung in uns aufsteht, und man es fühlt und weiß, daß diese Neigung dem *bessern Gesetz* in uns Gewalt tut, und daß sie mit ihm *unverträglich* ist, so will man sich auf diese *Unverträglichkeit* nicht einlassen und sucht beide Kräfte mit Entschuldigungen und guten Worten hinzuhalten, daß sie sich nicht unmittelbar berühren und an einander kommen. Der Weichling fürchtet Entscheidung und fliehet deswegen den Kampf. Man soll aber Entscheidung wollen und in seiner Kammer, oder nachts auf seinem Lager, die zwei feindlichen Kräfte an einander bringen und sie in seinem Herzen gleichsam kohobieren und sich so lange mit einander bewegen und mit einander ringen lassen, bis man sich aufrichtig bewußt ist, daß das *bessere Gesetz* die Oberhand erhalten habe und unsre wahre Meinung und unser *wahrer Sinn* sei.

Mit diesem ersten Sieg ist vieles, aber nicht alles gewonnen. Dieser *Sinn* wankt wieder und trübt sich wieder; aber er muß täglich und bei einem jeden Anlaß wieder errungen und wieder gefaßt werden, so oft und so lange, bis er in unserm Inwendigen *einheimisch* geworden und so fest und beständig ist, wie in dem Inwendigen einer Eiche der Trieb zu wachsen, den Wind und Wetter und andre äußerliche Zufälle und Umstände hindern und stören, aber, solange die Eiche steht, nicht vertilgen *können*.

Wenn der Mensch das hat, wenn er mit Wahrheit sagen kann: „ich will mir selbst nicht leben. Ich hätte gern das *Hohe* und *Gute*; wenn mir das aber nicht beschieden ist, das Niedrige und Böse *will* ich nicht. Knecht will ich nicht sein" — wenn der Mensch das, zu jeder Zeit, mit Wahrheit sagen kann, so ist er dem *guten Gewissen* nahe, bis auf die im vorigen Leben begangenen Fehl-

tritte und Vergehungen mit ihren Folgen, bis auf die geschehene Beleidigung Gottes, die nicht ungeschehen gemacht werden kann.

Wenn wir nun einen rechtlichen Menschen beleidigt haben, so ist er beleidigt, und ein zartes Gemüt kann es nicht vergessen. Reue und Zeit heilen wohl die Wunde; aber die Narbe bleibt und fordert noch immer etwas von uns. Was denn jene Beleidigung! — „Für die Gesunden und Starken ist kein Rat, denn die Gerechtigkeit Gottes ist unerbittlich." — Aber für die Kranken hat Gott hinter ihrem Rücken Gedanken des Friedens gehabt und durch ein kündlich großes Geheimnis seine Gerechtigkeit in seine Liebe eingewickelt. — Die Ehebrecherin ward nicht verdammt, und die große Sünderin durfte seine Füße küssen.

In Summa, mit jenem Sinn im Herzen und im Glauben an den Stiller unsers Haders kann der Mensch, ohne hergestellt zu sein, ein gutes Gewissen haben und ruhig abwarten, daß ihm vom Himmel gegeben werde, was sich der Mensch nicht nehmen kann.

Siebenter Brief

Nun, lieber Andres, Du kennst das Glück eines guten Gewissens; und, will's Gott, sind außer Dir noch viele, die dies Glück kennen und es heimlich genießen, ohne daß andre Leute davon wissen. Denn ein gutes Gewissen im Menschen ist wie ein Edelstein im Kiesel. Er ist wirklich darin; aber Du siehst nur den Kiesel, und der Edelstein bekümmert sich um Dich nicht.

Mir wird allemal wohl, wenn ich einen Menschen finde, der dem Lärm und dem Geräusch immer so aus dem Wege geht und gerne allein ist. Der, denke ich denn, hat wohl ein gutes Gewissen; er läßt die schnöden Linsengerichte stehen und geht vorüber, um bei sich einzukehren, wo er bessre Kost hat, und seinen Tisch immer gedeckt findet.

Wehe den Menschen, die nach Zerstreuung haschen müssen, um sich einigermaßen aufrecht zu erhalten!

Doch wehe siebenmal den Unglücklichen, die Zerstreuung und Geschäftigkeit suchen müssen, um sich selbst aus dem Wege zu gehen!

Sie fürchten, allein zu sein; denn in der Einsamkeit und Stille rührt sich der Wurm, der nicht stirbt, wie sich die Tiere des Waldes in der Nacht rühren und auf Raub ausgehen.

Aber selig ist der Mensch, der mit sich selbst in Friede ist und unter allen Umständen frei und unerschrocken auf und um sich sehen kann! Es gibt auf Erden kein größer Glück.

Andres! — Wer doch sich und andre darnach recht lüstern machen könnte!

Über einige Sprüche des Prediger Salomo

An meine Subskribenten.

Setzen Sie sich, liebe Herren, und nehmen vorlieb.

Der erste Spruch soll sein der bekannte und in aller Welt gäng und gebe Modespruch: Es ist alles eitel.

Wenn ein berühmter Wortkrämer, der gern mit Sentenzen um sich wirft, oder ein junger Projektenmacher, dem ein Projekt auf Eitelkeit fehlgeschlagen ist, oder ein alter Narr, den die Sünde verlässet, wenn die sagen: daß alles eitel sei, so ist auch so gar der Sinn des Spruchs eitel. Aber beim Salomo ist er etwas anders.

Stellen Sie sich 'n Mann vor, wie Sie den Salomo kennen, von viel Geschick und Gaben, der sein Herz begab zu suchen und zu forschen weislich alles, was man unter dem Himmel tut; der die Mittel in Händen hatte, sich alles, was dem Menschen gut dünkt und nur halbwege so aussieht, zu verschaffen, zu kosten und zu versuchen; und der auch nach seinem eignen Geständnis das alles wirklich gekostet und versucht hat; wenn der nun aufrichtig und ohne Affektation sagt: ich habe dies und das getan, „bauete Häuser, pflanzte Weinberge, machte mir Gärten und Lustgärten, hatte Knechte und Mägde, sammlete mir Silber und Gold, schaffte mir Sänger und Sängerinnen und Wohllust der Menschen und wehrete meinem Herzen keine Freude usw., aber, siehe, da war es alles eitel" — so sollte sein Spruch doch eigentlich Sensation machen. Und mich dünkt, er könnte uns viel Mühe ersparen.

Zum Exempel. Du willst so gerne dies und das sein, Oberschenke oder Oberbäcker! und bringst darüber Dein Leben in Sorge und Unlust hin — Lieber! Salomo war mehr als Oberschenke und Oberbäcker; er war König über Israel, über das merkwürdigste Volk der Erde, und doch war damit ihm nicht geholfen. Wie sollte denn Dir geholfen sein? darum sei fröhlich und habe Geduld und laß die andern Oberbäcker sein. So auch: Du wünschest Dir dies und das, ein Rittergut oder einen Mahagoni-Tisch, denn groß oder klein ist eins wie das andere. Also Du wünschest Dir einen Mahagoni-Tisch, kannst darum nicht schlafen, sinnest und sorgst und bildest Dir ein, mit dem Tisch werde die Glückseligkeit ins Haus kommen — Lieber! Salomo hatte lauter Mahagoni-Tische; Lamperie, Eckschränke und Kommoden, Fußboden und Treppen alles war von Mahagoni, und er sagt: alle die schönen Mahagonis täten's nicht, was wird denn der einzige Tisch tun? Darum sei fröhlich an Deinem Tisch von Nußbaum- oder Föhrenholz und mache Dir Dein Leben nicht sauer.

Fröhlich sein, sagt Salomo an verschiedenen Orten, sei das Beste in dieser Welt. Ist aber zu verstehen, wenn Du den Mahagoni-Tisch nicht kriegst und nicht Oberbäcker wirst, sonst nicht; denn wenn die Kinder ihren Willen kriegen, so weinen sie nicht. Du sollst fröhlich sein „in aller Deiner Arbeit", und das, sagt Salomo, ist eine Gabe Gottes.

Es gibt zwei Wege, die Bilanz in seinem Kredit und Debet zu erhalten; einen, wenn die Einnahme vermehrt, und den andren, wenn die Ausgabe vermindert wird. Der letztere ist wohltätig und kann den kleinen und großen Kameralisten nicht genug angepriesen werden. So gibt es auch zwei Wege, in seinem Herzen die Bilanz zu erhalten; den einen: wenn man alles hat, was man wünscht! und den anderen: wenn man nicht mehr wünscht, als man hat. Jener ist mühsam und mißlich und dieser probat und in eines jeden Hand.

Aber der Mahagoni-Tisch und der Oberbäcker schweben Dir doch so süß vor Augen! —

Das nun ist nicht ihre, sondern Deine Schuld. Du siehst am Salomo, daß sie auch anders können angesehen werden, und Deine eigne Erfahrung muß es in hundert Fällen Dich schon gelehrt haben, daß die folgende Zeit viel verändre.

Mir fällt hier Kaiser Karl der Fünfte ein. Er war bekanntlich ein großmächtiger Fürst, der seine Größe nicht eitel achtete, sondern sie durch viele Kriege und Siege zu behaupten suchte und auch wirklich behauptete. Auf einmal, als es nicht gar nach seinem Willen gehen wollte, und dazu seine Gesundheit brüchig ward, dünkte ihm alles eitel. Er legte seine zwei Kronen nieder und ging nach Estremadura in ein Kloster. Hier pflegte er fleißig der Todes-Gedanken und Religions-Übungen und machte in den Zwischenstunden Uhren zum Zeitvertreib und zu seinem Vergnügen. Bald wollte ihm auch das nicht mehr schmecken, und er mochte an nichts anders denken, von nichts anderm hören und sehen als vom Tode. Endlich ging er gar so weit, daß er bei lebendigem Leibe seine Exequien halten ließ. Der Kaiser Karl der Fünfte legte sich in den Sarg, wie eine Leiche gekleidet; zu beiden Seiten des Sarges standen seine Hofbediente mit brennenden Wachskerzen, und die Geistlichen mußten die Exsequien halten und für seine abgeschiedene Seele beten, und er betete selbst im Sarge inbrünstig mit. Er starb auch wirklich nicht lange hernach.

Der Tod ist 'n eigener Mann. Er streift den Dingen dieser Welt ihre Regenbogenhaut ab und schließt das Auge zu Tränen und das Herz zur Nüchternheit auf! Man kann sich von ihm freilich auch verblüffen lassen und des Dinges zu viel tun, und gewöhnlich ist das der Fall, wenn man bis dahin zu wenig getan hat. Aber er ist 'n eigener Mann und ein guter Professor Moralium! Und es ist ein großer Gewinn, alles, was man tut, wie vor seinem Katheder und unter seinen Augen zu tun.

Der zweite Spruch des Salomo: Alles hat seine Zeit.

Alles hat freilich seine Zeit; die Zeit der Saat ist nicht die Zeit der Ernte, die Zeit des Neumonden ist nicht die Zeit des Vollmonds, und wenn einer stirbt, wird er freilich nicht geboren. Das aber kann Salomo mit seinem Spruch nicht gemeint haben; das hätte unser eins wohl sagen können. Sollte auch der ganze

Sinn der sein: daß alles nicht zu aller Zeit sondern zu seiner Zeit soll getan werden, wenn nämlich Natur oder Kunst Bahn gemacht, und alle Umstände dafür reif sind, so wäre das schon etwas, aber doch, so allgemeinhin, immer noch zu wenig für unsern Freund Salomo. Und wir brauchen nicht vorlieb zu nehmen; denn die Worte leiden großen Sinn, und das für Kopf! und Herz!

Zum Exempel. Der Mensch wird in neun Monden unter dem Herzen seiner Mutter gebildet, lebt siebzig Jahr und wird denn wieder zur Erde, davon er genommen ist. Wir sehen solche bestimmte Perioden in mehrern Natur-Operationen, die uns bekannt sind, und vielleicht haben's alle die andern, auch die uns nicht bekannt sind, größere und kleinere, bis auf die gesamte Natur selbst von dem Im Anfang an, als Gott Himmel und Erde schuf, bis zu der Stunde, in welcher die Elemente zerschmelzen und Gott die Himmel wieder zusammenwickeln wird wie'n Gewand. Nun soll einmal ein Mensch oder ein Engel dies alles kennen, soll davon nicht bestimmt sprechen, sondern nur deuten wollen und sagen: Alles hat seine Zeit — so ist Sinn in dem Spruch, und man sieht sich sehr kurz und ehrerbietig nach dem um, der ihn sagte. Oder: Wir Menschen laufen und rennen vom Mutterleibe an und immerdar und wissen nicht, was zu unserm Frieden dient. Nun soll einmal ein Mann sein, der das gefunden hat. Wenn nun der die Menschen, seine Brüder, um sich her ansieht: wie sie's so verkehrt treiben; an dem und jenem Irrsal, woran tausend und tausend vor ihnen betrogen und zu Schanden worden sind, so fest halten und guten Rat nicht hören wollen; wenn nun der gutgesinnte Mann das ansieht, dem Unwesen gerne steuerte aber nicht zu steuern vermag, und sich darüber mit unserm Spruch trösten wollte — so sind die Worte Goldes wert und wären etwa so zu übersetzen: „Wie sind doch die Menschen so verblendet, die edlen schönen Geschöpfe Gottes zu so großer Ehre bestimmt! O wie anders könnten sie's haben, wenn sie selbst wollten! Doch die Stunde ihrer Verblendung wird vorüber gehen, daß ihnen noch geholfen werde; alles hat seine Zeit."

Indes, alles zusammen genommen, scheint Salomo hier weder

das eine noch das andere im Sinne gehabt zu haben, sondern ein Drittes, nämlich: In der körperlichen Natur sei alles nicht wie in der Geisterwelt zugleich und auf einmal, sondern ein jedes habe seine Zeit; und dem Gesetz muß, wer in der körperlichen Natur ist, sich unterwerfen und sich so gut dabei nehmen, als er kann. Als wenn jemand zu Wagen sitzt und nach Königsberg fahren will, so ist er nicht mit einmal an Ort und Stelle, sondern die Räder des Wagens müssen so lange umgehen, bis er ist, wo er sein will, und ein jeder Umgang hat seine Zeit, und der zweite kann nicht zur Wirklichkeit kommen, bis der erste vollendet ist usw., und da geht es denn oft über Stock und Stein, und der auf dem Wagen wird das wohl gewahr; er muß indes aushalten und sich fassen, denn es ist kein anderer Rat.

Und dieser Sinn hat 'was sehr Trauriges in sich, ich weiß nicht, ob's den Herrn Subskribenten auch so dünkt.

Der dritte Spruch: „Lasset uns die Hauptsumma aller Lehre hören; fürchte Gott und halte seine Gebote, denn das gehöret allen Menschen zu."

Dieser Spruch steht in Salomos Büchlein zu Ende aller andern Sprüche, wie der Morgenstern, der zuletzt aufgeht und schöner und herrlicher ist als alle Sterne, die vor ihm hergehen. Die Hauptsumma pflegt gewöhnlich am Ende zu stehen und also ist diese Stellung des Spruchs natürlich. Vielleicht kann sie aber auch noch eine Nebenabsicht haben. Salomo macht anderswo die Bemerkung, daß einem ein Narr nicht glaube, wenn man ihm nicht auch sagt, was in seinem Herzen ist. Nun gibt es aber Leute, die alles lästern, was sie nicht begreifen, die sich zu klug dünken zu glauben und zu dumm sind zu wissen; arme Leute, welche die Vorteile beider Parteien entbehren und für sich keinen andern haben, als daß sie ihr Lebelang diskurrieren und von Leuten, die noch dummer sind als sie, für große Geister gehalten werden. Diese Klasse von Menschen ist von jeher in der Welt gewesen und wird bis je und je darin bleiben. Vielleicht nahm Salomo Rücksicht auf sie, wollte auch ihnen gern die große Lehre zu Herzen bringen, daß Gottesfurcht die Quelle alles Guten sei. Er wußte

aber, daß er unvorbereitet damit bei ihnen wenig Glauben finden würde. Daher schickt er verschiedene Sprüche mit Lehre, die mehr in ihren Kram gehöret, voran, und nachdem er sich als Meister in ihrer eignen Kunst gezeigt und sich solchergestalt ihr Vertrauen erworben hatte, rückt er mit der Hauptsumma aller Lehre hervor: Fürchte Gott und halte seine Gebote, denn das gehöret allen Menschen zu. Es gibt manches Ding, will er sagen, manche Lehre zwischen Himmel und Erde, die sehr dankenswert ist und ihre Interessenten in mehr als Einer Hinsicht zu großen Leuten macht; aber das Alles und Eins, das eigentliche Ding, die Hauptsumma aller Lehre ist Furcht Gottes, und die gehöret allen Menschen zu, ist des Menschen sein Element, sein Beruf, seine Natur und Wesen.

Lieben Herren Subskribenten! Ich bin nicht, was Salomo war, bin nicht König über Israel, und ich bescheide mich gerne, daß mir seine Weisheit noch mehr als seine Krone fehlet; aber überzeugt bin ich lebendig, daß die Furcht Gottes die Quelle alles Guten sei, daß es da anfangen und sich da wieder endigen müsse, und daß alles, was sich darauf nicht gründet und nicht damit besteht, wie groß es auch scheine, doch nichts als Täuschung und Trug sei und unser Wohl nicht fördern möge.

Aber Furcht Gottes und Furcht Gottes ist zweierlei; und hier liegt der Knoten, dadurch diese Lehre zweideutig und rätselhaft wird. Wir fürchten alle Gott, sprechen mit Ehrerbietung von ihm, hören mit Ehrerbietung von ihm sprechen usw., wollen ihn fürchten und tun uns wohl auch bei der und jener Gelegenheit mit seiner Furcht einigen Zwang an, und übrigens bleibt's beim alten. Solch' eine Furcht Gottes mag als eine feine äußerliche Zucht gelten, sonst aber ist sie der leibhafte Bediente hinten auf der Kutsche. Der steht da auch als ein Schild, daß honette Leute im Wagen sind, gibt ein Zeichen, daß die Wachen heraustreten, macht die Kutschentür auf und zu usw., und übrigens gehen die Bestien vor dem Wagen ihren ehrbaren Trab oder wilden Galopp, wohin sie sollen, und der Herr da hinten muß immer mit fort und wird nicht gefragt. Wenn die Herrschaft recht gnädig ist, nimmt sie ihn wohl bei einfallendem Regenwetter zu sich in den Wagen.

Was soll solch' eine Furcht Gottes? Was kann die für Wirkungen haben, und wie wäre sie die Hauptsumma aller Lehre?

Das war aber auch nicht die Furcht Gottes der Altväter, die uns in der Schrift zum Muster dargestellet werden. Denn bei denen war die Gottesfurcht nicht Bedienter hinten auf dem Wagen, sondern Herrschaft und Kutscher zugleich. Ihnen war nichts so innig und heilig als sie; nichts so sauer, das sie ihretwegen nicht getan, nichts so süß, das sie ihretwegen nicht gelassen hätten. Joseph reißt sich aus den Armen eines schönen Weibes los und läßt einen Mantel im Stich, weil er ein so groß Übel nicht tun kann und wider Gott sündigen. Abraham schlachtet, als Gott zu ihm sprach, seinen einzigen Sohn und bekümmert sich nicht um sein Vaterherz und seine Vernunft; — und so muß es sein, wenn was draus werden soll. Und Du, der du Gottesfurcht schmähen willst, könne das; und denn komm und schmähe, so wollen wir dir glauben. Sonst aber bist Du nur ein Faselhans, der nicht weiß, wovon er spricht, Du magst lästern oder loben.

Die wahre Furcht Gottes muß Empfindung, muß Wahrheit in uns sein; denn sie ist wohltätig mit ihren Einflüssen und wunderbar in ihren Wirkungen mehr und anders, als wir meinen oder verstehen.

Wenn wir den Begriff von Gott nur bloß mit der Imagination denken, daß er, wie die heilige Schrift uns lehret, der Schöpfer und Erhalter der sichtbaren und unsichtbaren Welt sei, der Erste und der Letzte, sein Stuhl der Himmel und die Erde seiner Füße Schemel, daß er in allem und durch alles sei, von der Tiefe des Meers bis an die Zinne des Himmels allem Wesen gegenwärtig und nahe, daß seine gewaltige Hand alles hält und seine Augen Tag und Nacht über alle seine Geschöpfe und sonderlich über alle seine Menschen, auch hier über und um uns, unsichtbar offen stehen — wenn wir den Begriff nur bloß mit der Imagination denken, so fährt er uns kalt durch und macht uns Gott lieben und fürchten; was wird er tun, wenn er Empfindung und Wahrheit in uns ist?

Denn werden wir Gott nicht fürchten wollen, sondern wir werden ihn wahrhaftig fürchten, von ganzem Herzen, von ganzer

Seele, von ganzem Gemüt und aus allen Kräften, in allem unserm Tun und Lassen, wenn wir aufstehen und wenn wir zu Bett gehen, um Mittag und um Mitternacht, wir schlafen oder wachen; wir werden das Bild des Allerbesten, des Allerweisesten, des Allergerechtesten, des Allerwahrhaftigsten, des Allerbarmherzigsten beständig wie unser Leben in uns tragen und werden verwandelt werden in dasselbige Bild von einer Klarheit zu der andern. — Und das Halten der Gebote Gottes wird unsre Freude sein und unser Glück zugleich; denn was sind seine Gebote anders als eine Hand am Wege, als schwarze und weiße Tonnen, die vor Verderben warnen und die sicherste Fahrt in das Land des Heils weisen.

Nun, meine lieben Herren Subskribenten, das wäre, was ich Ihnen zu sagen hatte. Ich hätte sie vielleicht angenehmer unterhalten können; aber Sie haben zum Teil so willig und gerne subskribiert, und da hab' ich gedacht, ich müßte wieder ehrlich sein. Dazu hat alles seine Zeit, Subskribieren und Herausgeben auch, und wer weiß, ob wir uns noch wieder einander dienen werden. — Lasset uns Gott fürchten und seine Gebote halten!

Inhaltsangabe

[1]) Die in Klammern beigefügten Zahlen bezeichnen Band und Seite der Originalausgabe.

Druck der Spamerschen Buchdruckerei, Leipzig